

# Der deutsche Bauernkrieg

von  
Dr. Hugo Gantseh

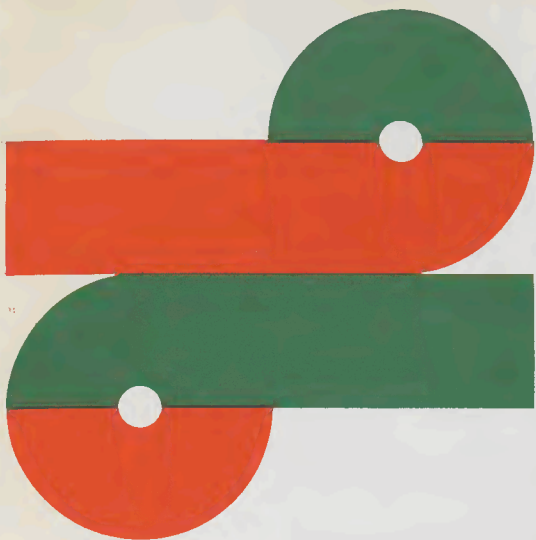


WÜRZBURG

C. J. BECKER  
UNIVERSITÄTSDRUCKEREI

1925

**Joseph Buttinger · Bibliothek**



Geschenk an die  
Bibliothek der  
Hochschule für  
Bildungswissenschaften  
in Klagenfurt

Juni 1971

3.25  
g III (Gentabl.) / H

517551

# Der deutsche Bauernkrieg.

Von

Dr. Hugo Santsch.

Mit Bildern nach Albrecht Dürer, Hans Seb. Beham u. a.

Buchschmuck von Prof. Otto Rückert, München.



16-220, 51, 60



Würzburg

C. J. Becker, Universitäts-Druckerei

1925

Kef. IV

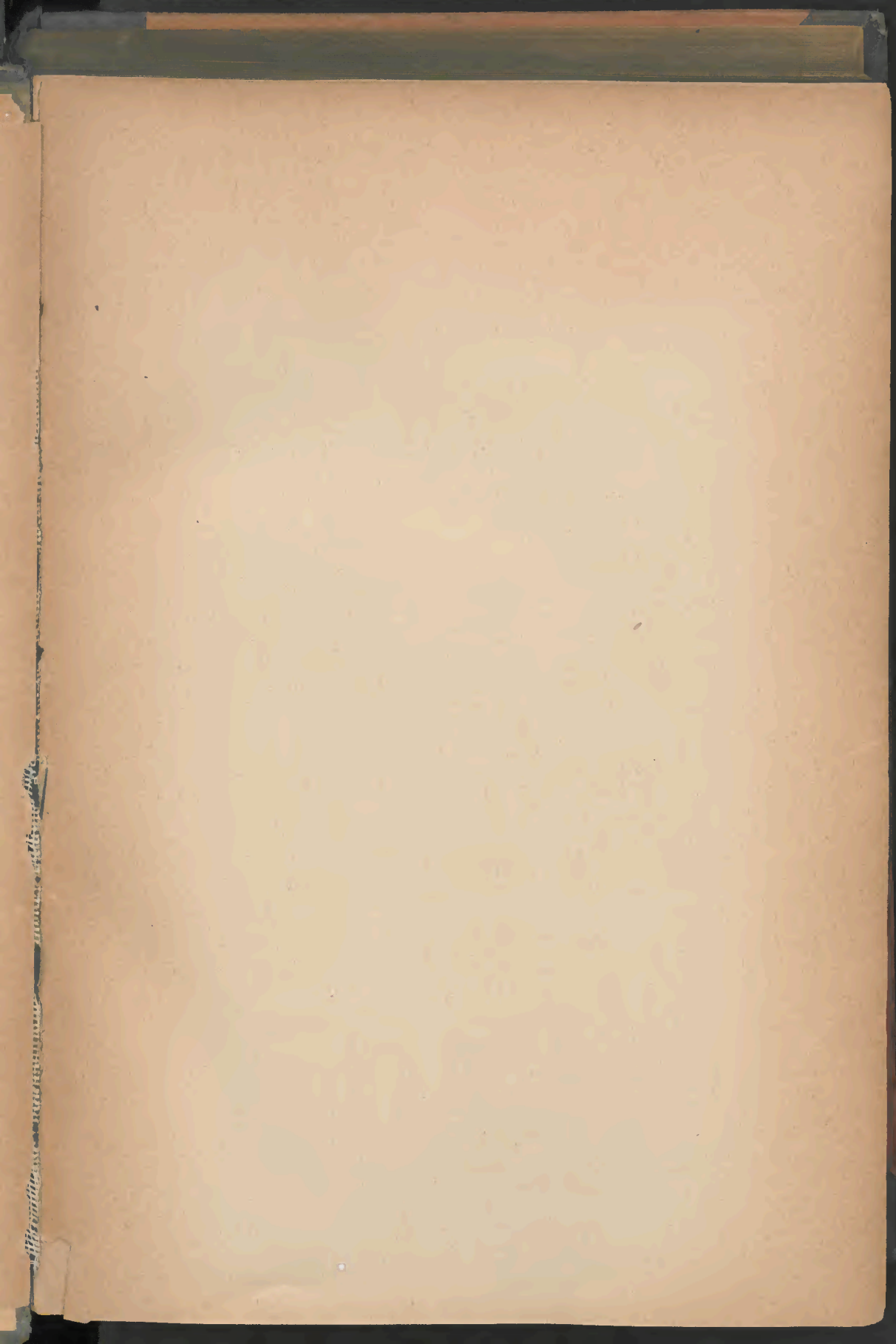
Nachdruck verboten.

Copyright 1925 by C. J. Becker, Universitäts-Druckerei, Würzburg.

## Vorwort.

Seitdem der Widerspruch gegen Karl Lamprechts Darstellung von den Ursachen und dem Verlaufe des großen Bauernkrieges ein eindringliches Studium der mit diesen Ereignissen zusammenhängenden Fragen angeregt hat, ist fast kein Jahr vergangen, in welchem nicht ein oder die andere Publikation über diesen Gegenstand erschienen wäre. Dieses intensive Bestreben, durch Veröffentlichung der noch ungedruckten Quellen, durch beharrliches Einzelstudium in die Erkenntnis der sozialen, politischen, religiösen, rechtlichen und wirtschaftlichen Zustände im ausgehenden Mittelalter einzudringen und so die Motive und Veranlassung der blutigsten Revolution, die Deutschland bisher erlebt hat, aufzuhellen, hat viele gute Früchte gezeitigt, die vielfach sich widersprechenden Ergebnisse beweisen aber andererseits die Schwierigkeit der Probleme. Es muß noch sehr viel geforscht werden, besonders müssen noch viel mehr territoriale Einzeluntersuchungen vorliegen, bevor man in jeder Hinsicht abschließende Urteile wird fällen dürfen. Doch hat die Forschungsarbeit von Jahrzehnten immerhin viele ältere Anschauungen als falsch und verkehrt erwiesen, an anderen stark gerüttelt, selbst die Darstellung des Verlaufs der Ereignisse hat sich manche Korrektur gefallen lassen müssen. Die Kritik der literarischen Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges hat noch manche bedeutende Aufgabe zu lösen; denn die Äußerungen jener von Parteileidenschaft so tief erregten Zeit stellen an die kritischen Fähigkeiten des Forschers außerordentlich hohe Anforderungen. Eine weitere Reihe solcher hervorragender Veröffentlichungen, wie z. B. A. Chrousts „Chroniken zur Geschichte des Bauernkrieges ... in Bamberg“ würde die Forschung dem Ziele bald näher bringen. Sind die Chroniken und chronikartigen Überlieferungen stets mit Bedacht zu benützen, so kommt jenen Quellen, die aus den Ereignissen selbst fließen, umso größere Bedeutung zu, also den dickbändigen Sammlungen jener Akten und Korrespondenzen, welche unmittelbar aus der Not der Zeit entstanden sind. Das Bild ist mühevoller zu entwerfen, entspricht aber umso wahrhaftiger den Tatsachen.

V. Die Heiligen in Thüringen.		Seite
Der Prophet	249	
„Habt Friede!“ (Erfurt)	259	
Das Schwert Gideons	262	
VI. An den Ufern des Rheins.		
Die Herren im Lande	277	
Die Fähnlein flogen	285	
„Den Bauern ward der Schimpf zu hart“	297	
Wattweiler	304	
Um den Frieden	306	
VII. Zusammenbruch in Franken und im Allgäu.		
Die Rache für Weinsberg	311	
Kurfürst Ludwig von der Pfalz zieht ins Feld	324	
Jagd auf Menschen	328	
Unser Frauenberg tut seine Tore auf	332	
Meister Nuweh präsentiert die Rechnung	338	
Der Spruch über Rothenburg	341	
Pfeddersheim	346	
Wo es begonnen hat, dort endet's	348	
VIII. Der Bauernkrieg in den Alpenländern.		
Wo die Lawine rollt	355	
Der rote Adler (Der Aufstand in Tirol)	362	
Um Hohensalzburg	375	
Der Bauernsieg bei Schladming	382	
Sie wollten selber Herren sein	396	
IX. Das Ende vom Liede.		
Was wir hatten, han wir verlorn, nun sind wir arm	401	
Anhang	415	
Quellen- und Literaturangabe	422	





I.

Land und Leute





## Des Adlers Flug.

### Das Reich.

„Seit Fürsten, Herren, Städt und Gmein  
Ihr Sachen nit feind überein,  
Seit ist kein Glück in aller Welt“.

(Aus einem alten Volkslied.)



it Spannung und hohen Erwartungen war der junge Enkel Kaiser Maximilians, Karl, in Deutschland empfangen worden. Es war ein mächtiger Jüngling, den der Kurfürsten Stimmen erwählt hatten. Die Kronen von Spanien und Neapel-Sizilien zierten sein Haupt, über manches Herzogtum gebot er. Indem man der jungen Hand die Zügel des Reiches anvertraute, das Maximilian nicht zum Glücke zu lenken vermocht hatte, gab man sich neuer Hoffnung hin, Friede und Recht im Innern, das Ansehen des deutschen Namens im Auslande zu befestigen. Da freute sich manch guter Deutscher, daß es nun bald Franzosen und Türken an den Kragen gehen werde. Man sang's in fröhlichen Liedern:

„Er wird wahrlich nit liegen lan  
groß Schmach, Schand und auch Laster,  
die man ihm angetan“,

man brüstete sich stolz, daß endlich einmal ein reicher König ins Land gekommen sei, „den nit all Welt verschmäht, und spricht, ihm sei die Taschen leer“. In den Reichsstädten donnerten die Mörser, Bergfeuer kün-

deten des Volkes Freude, das mit Tanz und Spiel das große Ereignis feierte und erhobenen Mutes jubilierte:

„Der Adler kommt geflogen,  
zur deutschen Nation,  
wohin er ist gezogen  
empfängt er Ehr und Kron.“

Hoch oben auf dem Stephansdom zu Wien stieg die Flamme der Freude zum Himmel, während die Leute vor den Altären auf den Knien lagen und für den König beteten:

„Daß er stetig regiere  
das heilig römisch Reich  
mit gutem Fried so schiere  
uns Christen all gleich!  
Darbei tu ich gedenken  
des Kaisers (Maximilians) miltiglich,  
Maria tu ihn senten  
wohl in der Gnaden Reich!“

Wie Glockengeläute tönt's in dem einfachen Rhythmus mit. So kindlich-demütig, so zuversichtlich hat das Volk gebetet, da es langersehnte Befreiung aus beklemmender Not erhoffte. —

Was hätte man auch nicht einem König zutrauen dürfen, der mit so unerhörter Pracht nach Deutschland gekommen war. Man erzählte sich Wunderdinge von dem glänzenden Krönungszug zu Aachen. Von 400 Kürassieren begleitet, deren Rüstungen von Gold und Silber schimmerten, war er zum Dom geritten. Sein Roß trug silbernen Panzer, das blondgelockte junge Haupt bedeckte ein silbernes Barett. Solch unnahbare Hoheit lag auf seinem Antlitz, solch beherrschende Majestät drückte die stolze Haltung aus, daß man hätte meinen können, „er habe den Erdball unter seinen Füßen“. Es war freilich weniger bekannt, daß die gewaltigen Kosten der Wahl und Krönung, die sich auf 1 Million Goldgulden beliefen, seine Truhen geleert hatten und daß er vergeblich beim König von England um Kredit ansuchte.

Riesengroß war die Aufgabe, die der blasse Jüngling mit der Krone auf sich genommen hatte. Er war sich seiner Würde als erwählter römischer Kaiser wohl bewußt, fühlte sich in innerster Seele „als oberstes Haupt und Beschirmer der Christenheit“, aber bange fragte sich wohl manch' deutsches Herz, ob er, überwältigt von seiner Größe, des deutschen Volkes Not erkennen und ihr zu Hilfe kommen würde. In seinem Reiche ging die Sonne nicht unter, war Deutschland ihm die erste oder letzte Sorge? Es schien, als erfaßte sein junger Geist des Reiches Unglück doch nur vom Standpunkt des Kaisertums aus. Er beklagte es, daß das heilige

römische Reich deutscher Nation, „dem an Glorie, Fierde, Macht und Gewalt keine Monarchie der ganzen Welt zu vergleichen gewesen“, nur ein Schatten seiner einstigen Größe sei.



Karl V. im Alter von 51 Jahren.

(Kupferstich von Barth. Beham, 1551, Wien, Albertina.)

Allgemeine Reden von Friede und Ordnung, von Niederwerfung der Türken mußten dem weltlichen Haupte der Christenheit wohl anstehen, doch galt's vor allem der unsäglichen Bedrängnis Herr zu werden, welche das deutsche Volk bis in die Tiefen seiner Seele erschütterte. Würden die Pflichten und die hohe Würde der Kaiserkrone auch ihn aus Deutschland ziehen, das,

seinem Schicksal führerlos überlassen, unter schwersten inneren Kämpfen nach Neugestaltung und Neuordnung aller Daseinsverhältnisse rang?

Seit dem 14. Jahrhundert hatten sich in jahrzehntelanger langsamer Entwicklung die Lebensbedingungen so geändert, daß man allenthalben, in allen Ständen des Reiches die Notwendigkeit fühlte, eine neue politische Grundlage dafür zu gründen. Im sozial-wirtschaftlichen Zusammenleben der Menschen, sei es nun in einem Herrschaftsverband oder innerhalb der engeren Grenzen, welche eine Stadtmauer zog, waren die alten politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen in Verfall geraten, ihre Bedeutung halb oder ganz vergessen und es machten sich Kräfte bemerkbar, die aus den Trümmern des Gefallenen etwas Neues zu schaffen gedachten. Und Welch eine tiefe Veränderung ging im Bewußtsein des menschlichen Geistes vor sich, der seine erschlafften Flügel einem neuen Tage entgegenhob! Mehr geahnt als ermesselt breitete sich vor ihm ein Feld ungeheuerlicher Möglichkeiten aus, deren Verwirklichung ebenso sehr den Verstand wie die träumende Phantasie ernsthaft beschäftigte. Die umwälzenden Erfindungen, besonders der Kunst des Buchdrucks, die großen Entdeckungen, die eine neue, unergründete Welt voll von Geheimnissen aufschlossen, ließen den angeregten Geist nicht mehr zur Ruhe kommen.

Das Bedürfnis und Streben nach Erneuerung und Entfaltung menschlicher Erkenntnis, nach Umgestaltung wirtschaftlich-sozialer Beziehungen traf zusammen und verwickelte sich mit den Problemen der Lösung von brennenden Fragen religiöser und staatlicher Wiedergeburt, wie sie schon seit mehr als hundert Jahren aufgetaucht waren. Der Geist der Renaissance hatte sich ja auf diesen heiklen Gebieten in Theorie und Praxis mit am frühesten bemerkbar gemacht. — Welch verwickelter Lebensprozeß! Welch verwirrende Gefühle und seelische Angst mußten diese ineinandergreifenden Vorgänge hervorrufen!

Nicht mit einem Schlage war das Neue da. Es rang sich vielmehr mit lebendiger, immer mehr erstarkender Kraft von der alten Überlieferung los, bis es ihr selbständig mit eigenem Leben gegenübertrat. Es ist Blut von Blut und Bein von Bein, aber doch etwas anderes, das alles Frühere aus seinem Wege drängte. Der Widerstand aller am Bestehenden groß gewordenen Elemente war zäh, doch stärker das junge Blut.

Die Parteien und Gegensätze, die sich so nebeneinander entwickelten, trugen den Keim gewaltiger Erschütterungen in sich. Das Volk fühlte die Gefahr und horchte schauernd auf alle Unglückspropheten, die ihm aus den Sternen das künftige Verhängnis voraussagten und allerhand merkwürdige Ereignisse zu düstersten Vorzeichen deuteten. Der allgemeine Pessimismus zermürbte die innere Widerstandskraft des Volkes und färbte sein Urteil sogar über alltägliche Erlebnisse düster.

Als Maximilian, der letzte Ritter, gestorben war, erhob nun das Volk hoffnungsvoll den Blick zum jungen König. Der sollte nun mit kräftiger Hand die Ordnung im Reiche herstellen.

Von innen heraus hatten aufstrebende Gewalten das alte Gefüge des Staates gesprengt. Seit dem Hingang des letzten großen Staufers, seit der kaiserlosen Zeit hatten die Fürsten immer eigenwilliger die alte Reichsidee verlassen und sich zu unbeschränkten Herren ihres Gebietes zu machen gesucht. Ein Stück der obersten Gewalt nach dem andern wanden sie dem Kaiser aus den Händen, bis schließlich eine fürstliche Oligarchie die alte Einheit, die das Reich groß gemacht hatte, fast vollständig zersplitterte. Da war ein Monarch in der That fast überflüssig geworden. Man brauchte ihn nicht und schätzte ihn deshalb auch nicht. — Gerade in dieser aufgeregten, gewalttätigen Zeit hätte man der vornehmsten königlichen Gewalt, Recht zu sprechen und Frieden zu stiften, Vertrauen entgegenbringen sollen, statt dessen führte die Ohnmacht des Monarchen zu den unheilvollsten Zerwürfnissen im Reiche. Es gab ja gar kein allgemein anerkanntes höchstes Gericht, das fähig gewesen wäre, über Streitigkeiten unter den obersten Ständen wirksam und endgültig zu entscheiden. Und das gerade damals, als der Kampf um eine neue ständische Ordnung einer schlichtenden Hand so notwendig bedurfte! Mehr als je herrschte das Recht des Stärkeren, der sich mit Hilfe von Gefinnungsgenossen seine Ansprüche mit dem Schwert in der Faust erkämpfte.

Und Gründe zum Zwist waren genug bei der Hand; denn kein einheitlicher Wille hielt die zahllosen selbständigen Gewalten zusammen. Da waren die großen geistlichen und weltlichen Fürstentümer, in deren ausgedehntem Bereiche kleine unabhängige Herren mit zäher Ausdauer für ihre Freiheit stritten. Ritter, Städte und geistliche Herren waren gezwungen, auf steter Hut vor den Übergriffen der Mächtigeren zu sein, und verfolgten mit Mißtrauen alle Bewegungen und Neuerungen, die ihren alten Vorrechten Abbruch tun konnten.

Die großartige Entfaltung der städtischen Gemeinschaft war dem Adel, der sich in seiner langgewohnten Stellung als Träger der Kultur immer weiter zurückgedrängt sah, ein Dorn im Auge. Und innerhalb der Mauern spielten sich im Kleinen ähnliche Kämpfe ab wie in den Territorien. Dort lagen sich Stadtregierung und die verschiedenen Ordnungen der Bürger nicht weniger erbittert in den Haaren.

Fürst erhob sich gegen Fürst, Stadt gegen Stadt, der niedere Adel zog das Schwert gegen Landesherrn und Bürgerschaft, das Land widerhallte von Waffengeklirr und Feldgeschrei und rauchende Ortschaften kündeten die Schwäche der Majestät, die Gerechtigkeit nicht handhaben konnte.

Man suchte durch Vereinigungen dem Wirrwarr und der Willkür zu steuern, schuf mehr oder minder erfolgreich Ständeverbände, deren größere Macht Schutz gewähren und die Feinde des Friedens im Zaume halten sollte. Städtebünde und ritterliche Genossenschaften entstanden, aber so viel diese Vereine zur Befestigung des Ständebewußtseins und zur Abwehr augenblicklicher Not beitrugen, so hinderlich waren sie doch andererseits einer allgemeinen großzügigen Regelung der Reichsinteressen. Das Beispiel der Eidgenossenschaft, die doch auch einem solchen Bunde ihre Entstehung verdankt, zeigt es am deutlichsten, welche Gefahren für die Reichseinheit in dieser selbständigen Handlungsweise einzelner Interessengemeinschaften lagen.

Einen handgreiflichen Dienst leistete dem Reiche dagegen der schwäbische Bund, der aus dem ritterlichen Verein des St. Georgen-Schildes im Hegau hervorgegangen war. Die schwäbischen Städte, vor allem Ulm, sahen sich durch die Übergriffe der Wittelsbacher, die ihre begehrliche Hand zunächst ungestraft nach reichsstädtischem Gebiet ausstreckten, so gefährdet, daß sie sich unter eifriger Mitwirkung des kaiserlichen Rates Grafen Hug von Montfort-Werdenberg an den Adel angeschlossen. Das geschah schon 1488. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte traten die Fürsten fast ganz Süddeutschlands dem Bunde bei. — Die Mitglieder beschickten einen Bundesrat und ein Bundesgericht. Eine Bundesarmee stand zur Erhaltung des Landfriedens und zur Durchführung schiebsrichterlicher Entscheidungen zur Verfügung. Es war die einzige wirkliche Macht, die dem Kaiser, der selbst Mitglied des Bundes war, nützlich sein konnte. Das St. Georgs-Banner, ein rotes Kreuz in weißem Felde, war von allen Übeltätern bald gefürchtet. — Andererseits standen aber alle diese Einzelbestrebungen im engsten Zusammenhang mit den neuen Ideen. Indem die Stände gegeneinander wüteten, wirkten sie unbewußt zur Neugestaltung des Staates mit, aber immer meinten sie für Erhaltung des Althergebrachten im Felde zu stehen. Jeder suchte Recht und wollte Frieden. — So lockerte sich das alte Gefüge, allzuviel Hände waren tätig, einen neuen Bau aufzuführen.

Zur Zeit, als noch der alte Kaiser Friedrich (1440—95) regierte, war das Schlagwort von der „Reichsreform“ bereits so im Schwunge, daß sich vollstümliche Literatur ausgiebig damit beschäftigte. Während der Kaiser in den Sternen die Zukunft zu ergründen suchte, das Schicksal walten ließ, ohne ihm viel in die Arme zu fallen, und es als seine wichtigste Sorge betrachtete, seinem eigenen Hause Wege zur Macht und Herrlichkeit zu bahnen, verkauften Händler auf den Jahrmärkten Flugschriften, welche das Volk auf seine eigene Macht aufmerksam machten und ihm nahelegten, aus eigener Herrlichkeit eine Neuordnung des Reiches von Grund aus vorzunehmen. Nicht als ob in der Umgebung des Kaisers solche Pläne

überhaupt keinen Anklang gefunden hätten. Pläne wurden genug entworfen, diskutiert und geschrieben wurde viel, wo aber war die energische Autorität, auch nur einen einzigen Gedanken durchzuführen!

Es handelte sich insbesondere um Herstellung eines dauernden wirklichen Landfriedens, der auf den zwei Grundpfeilern eines zuverlässigen höchsten Gerichtes und eines Exekutivorgans, eines schlagfertigen Heeres, aufgebaut werden sollte. Dazu war viel Geld nötig, woran es bei der Unordnung des Finanzwesens stets mangelte. Vortreffliche Gedanken wurden laut, man sprach von Einführung gewisser Reichszölle auf Luxuswaren, von einer Vermögenssteuer, durch welche man die Truben der Reichen für allgemeine Zwecke anzubohren hoffte. — Von allen Entwürfen kam nichts zustande. — Als dann König Maximilian (1493—1550) die Regierung antrat, lebten alle guten Hoffnungen auf; denn die Stände konnten sich auf ein Versprechen des Königs berufen, die Reichsreform zu befördern. Er hatte den besten Willen, kluge Einsicht, rasche Entschlußkraft und griff eine Sache, die sein Interesse gefunden hatte, mit Begeisterung an. Seine Vielseitigkeit ließ auf einen lebhaften, reichen Geist schließen, einen Geist, der über das Materielle hinaus nach Erfassung ewiger Ideen strebte. Sein Unglück war die lebhafteste Einbildungskraft, die den Wirklichkeiten des Lebens zu wenig Rechnung trug. Die Bilder, die seine ideale Gesinnung schuf, waren ihm wirkliche Welt. Allzu oft mußte er durch Unglück belehrt werden, daß die Tatsachen seiner Welt widersprachen.

Ererbte war die Sorge um Verstärkung seiner persönlichen Macht. Übrigens würde man fehlgehen, dieses viel verurteilte Streben nach Befestigung der Macht des Hauses ausschließlich persönlichem Ehrgeiz zuzuschreiben. Das Reich hatte nichts zu geben, der König keine Gewalt, etwas zu fordern, wollte er überhaupt etwas erreichen, das nur durch gewisse Machtmittel zu gewinnen war, sah er sich auf das angewiesen, was er bereits besaß.

Ererbte war auch die Hochschätzung der Krone, die er trug, deren Würde niemand ungestraft antasten sollte. Seine Gedanken flogen weit. Die Rechte der Krone waren besonders in Italien schwer bedrängt worden. Und darin wenigstens erwies er sich als Gesinnungsgenosse der alten deutschen Kaiser, daß er alle Hebel in Bewegung setzte, die Reichsautorität im Süden wiederzubeleben, entfremdete Leben zurückzuerobern. Mit Frankreich, das innerlich geeint mit tüchtigen Heeren nach Oberitalien strebte und die alten Reichsleben an sich zu bringen suchte, sah er sich in Kämpfe verwickelt, Venedig, das damals den Gipfel seiner Macht erreichte, machte ihm manches Besitztum streitig und der Kirchenstaat nahm regsten Anteil an den Loslösungsbestrebungen. Allzu rasch und optimistisch, mit ritterlichem Geiste, aber ungenügenden Mitteln unternommene Kriegszüge

schlugen fehl und untergruben das Vertrauen und Ansehen, das der Herrscher in Deutschland so notwendig gebraucht hätte.

Schon aus diesen Gründen folgten die Stände nur zögernd den hohen Plänen des Königs. Es lag aber auch in ihrem eigenen Interesse, ihn ja nicht zu mächtig werden zu lassen und ihm etwa die Mittel in die Hand zu geben, sein Ansehen so zu befestigen, daß ihre eigene eifersüchtig behütete Machtstellung Schaden litte. So widerstritten sich die Absichten des Königs mit den Absichten der Stände. Während Maximilian erfolglos im Ausland um den Ruhm des deutschen Namens focht, waren die Stände erfolgreich bemüht, die Reichsregierung im Innern in ihre Hände zu bekommen. Der Begriff der nationalen Würde war nicht gemeinsam und in dem Widerstreit der Anschauungen zersplitterten sich die nationalen Kräfte so, daß weder in dem einen noch in dem andern ein wirklicher Erfolg zu sehen war.

Auf den Reichstagen, die Maximilian von ewigen Geldnöten gezwungen, einberief, spielte sich ein fortwährender Kampf um die ständischen Forderungen nach einem ständigen Reichsregiment und dem Reichsgericht und um des Königs Wünsche ab. Jede Bewilligung der Stände, die lange Zeit im Kurfürsten von Mainz, Berthold von Henneberg, einen tatkräftigen und geistreichen Führer besaßen, mußte der König mit einem Zugeständnis auf Kosten seiner Regierungsgewalt erkaufen. Keiner der beiden Parteien lag an einer wirklichen Unterstützung der Pläne des anderen, die auf diese Weise, kaum ins Werk gesetzt, wieder untergingen. Und innerhalb der Stände selbst war viel zu wenig Einigkeit, als daß sich ein Vorschlag hätte so bald allgemeiner Zustimmung erfreuen können. Was nützten die Errichtung des ewigen Landfriedens und des Reichskammergerichts zu dessen Überwachung, wenn sich kaum jemand fand, die zur Erhaltung dieser Einrichtungen notwendigerweise auferlegten Steuern zu leisten? — Es war nicht nur die Ritterschaft, die auf ihre Freiheit stolz, auch den Schein einer Abhängigkeit vermeiden wollte. Sie erklärte sich nur des Blutzinses schuldig, wenn es gelten sollte mit dem König ins Feld zu ziehen. Einen anderen Zins zu zahlen sei niemals ihre Sache gewesen. — Bevor noch die wenigen Gutwilligen ihren Anteil am „gemeinen Pfennig“ eingebracht hatten, waren die vom König darauf genommenen Kredite längst verbraucht. — Das mit Mühe und Not zu Stande gekommene Reichskammergericht genoß weder Ansehen noch Vertrauen. Bald genug erhoben sich laute Stimmen gegen seine parteilichen Rechtsprüche, gegen Vernachlässigung der Prozesse der Kleinen, gegen die Machtlosigkeit, einem richterlichen Entscheid nachdrückliche Anerkennung zu verschaffen. Nach wie vor hielten sich Adel und Städte für befugt, sich auf eigene Faust ihr gebührendes Recht zu holen. Ewiger Kriegszu-

stand herrschte im Reiche, in dem der König ewigen Landfrieden proklamiert hatte.

So scheiterten alle guten Pläne an der Uneinigkeit im Innern des Reiches, an dem Mangel einer Autorität, welche die Gegensätze zu überbrücken im Stande gewesen wäre. Selbst die mit großem Eifer unternommenen Maßnahmen des jungen Königs Karl, der von neuem strenge den Landfrieden verkündete, das in Verfall geratene Kammergericht neu erstehen ließ und endlich auch ein Reichsregiment mit dem Sitze in Nürnberg, später in Eßlingen errichtete, drangen nicht mehr durch das Wirrsal parteilichen Haders. Ein schon lange gewohnter Pessimismus verhinderte das Gedeihen dieser Einrichtungen.

Die Aufregung der Bevölkerung steigerte sich durch diese steten Misserfolge ins Maßlose. Das Bestehende, Überkommene war untergraben und dem Zusammenbruche nahe, ohne daß etwas Neues geschaffen worden wäre, das die alte Tradition ersetzte. Der Lebensstaat, der auf dem Zusammenwirken des Königs und seiner Vasallen beruhte, war nicht mehr, es war aber auch noch keine neue Staatsform gefunden.

Und in dieses Wirrsal von Meinungen, in diesen Strudel politischer Unsicherheiten fielen nun noch dazu die Feuerworte Luthers. Leidenschaftliche Parteinahme für und wider die neue Lehre griff auch in die innerlichen Zusammenhänge der Stände. Das Lösungswort von der neuen Freiheit fand rasch seinen Weg ins Volk und mit dem stürmischen Kampf um das Wormser Edikt und dessen Durchführung verbanden sich bald alle Bestrebungen nach Neuordnung und Neuaufbau des Reiches, alle Wünsche nach Verbesserung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Da stiegen lang gehegte, seit Jahrzehnten in lecker Rede und geheimnisvollem Flüstern genährte Gedanken zur Oberfläche, der Spuk vergangener Revolten wurde lebendig, die bleichen Schatten erschlagener Bauern nahmen Fleisch und Blut an, und alter Haß loderte zu hellen Flammen empor. Die Brandfackel zündender Rede fiel in die Häuser der Gedrückten, die Trommel des Aufruhrs wirbelte die Herzen auf und „Bundschuh, Bundschuh“ ging das alte Lösungswort durch Dorf und Stadt, werbend und aufregend, und wie die längst prophezeite Sündflut brach der Sturm der entfesselten Leidenschaft über blühende Länder.

Fast hatte man während all der inneren Kämpfe den Landmann vergessen, der das nährnde Brot haute, von dem sie alle zehrten, Groß und Klein. Wohl hatte auch er sich hie und da gerührt, seine Stimme aber war nicht gehört worden. Kaum daß der König beiläufig bemerkte, man dürfe den armen Mann nicht allzusehr belasten, weil er sonst nicht Ruhe hielte; nun kamen die Bauern auf einmal in hellen Haufen angerückt und forderten für sich, was, wie ihnen gesagt wurde, als ihr heiliges Recht in der Bibel stand.

Der allgemeinen Erhebung standen die Obrigkeiten zunächst ratlos gegenüber. Der Umfang der Begnerschaft stand ja anfangs gar nicht fest; alle Regierenden mißtrauten ihren Untertanen, der Fürst den Städten, der Rat der Stadt den Bürgern. Alle Untertänigkeitsverhältnisse schienen unsicher zu werden. Da war es ein Glück, daß jener schwäbische Bund noch bestand und als organisierte Macht kriegstüchtiger Leute den Bauern entgegentreten konnte. Denn darin waren schließlich die oberen Stände doch sinneseins, daß jede staatliche Ordnung zusammenbrechen mußte und ihr eigenes Dasein gefährdet war, wenn diese Bauern, von deren Arbeit sie lebten, sich weigerten, weiterhin ihre Pflicht zu tun.

Was aber hat den Bauern zu solch gewaltigem Unternehmen veranlaßt und wie konnte der Aufstand solche Ausdehnung gewinnen? Wie ist es zu erklären, daß dieser Stand, der doch so konservativ zu sein pflegt und nicht leicht in Bewegung gerät, nun plötzlich wie ein Mann aufsteht und seine Hand gegen alle Gewalten erhebt, vor denen er vorher zitterte?

Leicht ist die Antwort auf diese allzu allgemeine Frage nicht. Der Bauernkrieg ist nicht minder religiöse und soziale Revolution als wirtschaftlicher Umsturz. Daß die verwirren politischen Zustände, die allgemeine Unsicherheit aller politischen Verhältnisse die Bewegung förderten, ist erklärlich. Ihre tieferen Ursachen aber soll die Einzelbetrachtung der ständischen Verhältnisse aufdecken helfen.



## Der goldene Sporen.

## Der Adel.

Untriuwe (Untreue) ist in der sätzen  
gewalt vert uf der sträzen (Hinterhalt)  
fride unde reht sind sere wunt.

(Walter v. d. Vogelweide.)



er durch die fruchtbare Hügellandschaft des Allgäus oder von den lieblichen Ufern des Bodensees durch die gesegneten Gefilde des Hegaus ins Schwäbische wandert, wer dann weiter nordwärts nach dem romantischen Tale des Neckar strebt, in froher Wanderlust die sanft gewellten, walddreichen Landschaften Frankens durchzieht, der ist entzückt von den herrlichen Naturbildern, die sich in buntem Wechsel vor seinen Augen austun. Am meisten aber wird ihn in freudiges Staunen versetzen die zahllose Menge mächtiger Burgruinen, die allerorts von den Höhen in die lauschigen Täler lugen. — Aus üppig wucherndem Busch ragt da und dort ein massiger Turm auf, aus dessen klaffendem Gemäuer grüne Reiser sprießen, mitten im dunklen Nadelwald trifft man auf eine sonnenbestrahlte Stelle, wo sich Trümmer zerfallender Quadern übereinandertürmen, zwischen denen rote Feuernelken und blauer Ginster wachsen, ein Tummelplatz für summende Bienen und bunte Schmetterlinge. Umsponnen von leise zitterndem Efeu und eingemischt in allerhand wildem Gerank, in dessen Wirnis das Sonnenlicht träumend spielt, locken die Zeugen vergangener Zeiten den Geist in die Tage ihrer Herrlichkeit. Manchmal ist's nur noch ein einziger Turm, der über die Wipfel undurchdringlichen Gehölzes blickt, bisweilen aber stehen noch ragende Mauern und ganze Wohnräume, aus denen nächtlicher Weile der Schrei des Käuzchens schallt.

Auch im Tal, in der Ebene, mitten unter seinen Untertanen hatte der Ritter oft genug seine feste Wohnung erbaut. Dann schützte das Schloß ein breiter Wassergraben vor unerwünschtem Besuch, und nur eine schmale Zugbrücke vermittelte den Verkehr mit der Außenwelt. Eine Menge solcher Wasserburgen, die auch ungesunde, feuchte Niederungen nicht verschmähten, sind noch in kümmerlichen Überresten im Maintal und dessen Nebentälern erhalten. Jetzt sind die Wassergräben öfter zu Dorfweihern geworden, die inselartigen Gründe, von deren einstiger Bestimmung noch die starken Grundmauern Zeugnis geben, in liebliche Gärten verwandelt, in denen Kirschen und Apfel blühen, Rosen und Nelken duften und manch nützliches Gemüse wächst.

In weitem Kreise zieht sich dieser Burgenkranz um das liebliche Maintal. Im Frankenwald und Steigerwald, auf den klüftigen Höhen der fränkischen Schweiz, in der rauhen Rhön sind sie die Krone landschaftlicher Schönheit, am Rhein und im Moselland schauen sie dräuend in die friedliche Landschaft. Sie sind das Ziel ungezählter wanderlustiger junger Menschen, die in den kalten Hallen, über die sich das blaue Himmelssdach wölbt, ihre Feuer anzünden und ihre Lieder singen, sie sind die Sehnsucht sinnender Dichterseelen, die in der zerbröckelnden Wildnis jene Stimmung der Vergangenheit finden, die sie zu Strophen formen, und jenen leise klingenden Rhythmen lauschen, für die sie Wort und Töne suchen. — Nirgends, wo die deutsche Junge spricht, gibt es so viele Burgen und Schlösser und so viele Überreste erloschenen Herrentums wie in Schwaben und besonders in Franken. Gar manche Geschlechter, später zu hohem Ansehen gelangt, haben dann ihre unwirtlichen Burgen zu stolzen Schlössern gewandelt, wie die Hohenlohe und Schwarzenberg, die Castell und Giech, andere sind davongezogen und überließen ihre Behausungen, wenn sie nicht schon früher Feindeshand zerstört hatte, der Gewalt des Windes und Wetters, die einen Stein um den andern bröckelten, eine Mauer um die andere niederlegten, bis aus dem morschen Getrümmer nur noch der aus starken Quadern erbaute Bergfried emporwuchs, der versonnen ins Land hinausschauend die Stunde erwartet, da auch ihn das Alter stürzen wird.

In jener Zeit aber, als die Loh der Bauernkriege durch diese Gegenden wütete, da standen diese Burgen alle noch aufrecht, und noch viele, viele mehr, von denen jede Spur verschwunden ist, da hauste dort droben noch ein trotziges Geschlecht mit seinen kecken Gefellen und in der engdüstern Kemenate saß ein besorgtes Weib mit seinen fleißigen Mägden. Oft hatte der Ritter nur ein kleines Lehen, das ihn spärlich nährte, manchmal aber gebot er auch über ein weites Gebiet mit Wald und Feld und vielen Untertanen, oder er stand im Dienste eines Fürsten als dessen Amtmann und Vogt und lebte von den Gütern, die ihm in seiner Amtsstellung zur Besoldung angewiesen waren. Immer aber ging sein Blick in die Weite, über die Wipfel des Waldes in die ferne Welt und seine Sehnsucht zog die einsame Straße, die sich durch die Gefilde schlängelte, auf der die Warenzüge der städtischen Kaufherren, schwerbeladen mit Waren aus aller Herren Länder, einherfnarnten. Da saß er wohl auch oftmals sinnend und gedachte der vergangenen Tage der Blüte des Rittertums, als seine Ahnen mit den Fürsten und Königen, schwer gepanzert, ins Feld zogen und mit des Schwertes Schärfe unter den Heiden wüteten oder mit goldenem Rnauf an die Tore der ewigen Stadt pochten. Und wenn sie dann heimgekommen waren, so sang an manchem stillen Abend unter der Linde im Brunnenhof oder im



Fränkische Burg. (Kupferstich von Lautensack, 1884, Wien, Albertina.)

hochgewölbten Saale ein fahrender Sänger von kühner Redentat, gewaltigen Kämpfen mit giftspeienden Ungeheuern und von süßer, leidvoller Liebe.

Reich waren jene Ahnen gewiß auch nicht, aber die Naturallieferungen der Hörigen ernährten ihren Mann und der Kriegsdienst erleichterte die Lebenshaltung und gab dem Dasein ein ideales, hohes Ziel.

Das war schon lange anders geworden. An den großen Handelsstraßen waren mächtige Städte emporgewachsen und ein eifriges Bürgertum hatte sich eine neue Macht in klingender Münze geschaffen. Bald wetteiferte der Stadtadel, das Patriziat, an hohem Sinn mit den Rittern, hielt seine Turniere wie sie, pflegte Dichtung und Gesang besser als je, so daß mancher Fahrende dorthin zog, wo ihm Ehre und Sold zuteil wurde, und so der letzte Schimmer der Wohnlichkeit in den Burgen erlosch. Nicht lange und der Bürger hatte die Herren in allen Formen der Lebensführung weit überholt. Die Beziehungen des Kaufherrn reichten über die Alpen und bis in den märchenhaften Orient, an den nordischen Meeren standen seine Kaufhäuser und wohlgefüllten Speicher, er selbst aber ging einher in wertvollen pelzverbrämten Gewändern und seine Gemahlin glänzte in Seide und funkelndem Geschmeide. In weitem Umkreis übte die Stadt eine wirtschaftliche Herrschaft aus; denn die Bauern trugen ihre Waren zu Markt und kauften dortselbst allerhand Hausgerät, das ein fleißiger, wohlorganisierter Handwerksstand gar zierlich herzustellen wußte. Und wollte der Ritter nicht nachstehen, so mußte er wohl oder übel auch in die Stadt und seinen Stoff und kunstvolle Waffen kaufen und mithelfen, den Bürger reich zu machen. Und während, Macht und Reichtum verkündend, innerhalb der Stadtmauern so mancher stolze Bau erstand und behaglichere Wohnverhältnisse mit dem Sinn für künstlerischen Schmuck zu neuen Lebensformen sich entwickelten, da hauste der Ritter in Wehr und Harnisch noch immer in seiner engen, wetterumtosten Burg und sah mit Neid und Besorgnis auf die wohlbefestigte Stadt. Sollte er diesen Krämern, deren Handwerk er verachtete, ewig nachstehen und in einer ärmlichen Kleidung zum Gespött dieser „Pfeffersäcke“ werden? Aber woher das Geld nehmen, das nun einmal für neue Kleidung und schmucken Hausrat bezahlt werden mußte? Leisteten ja seine Untertanen nicht viel mehr, als was sie vor Jahrhunderten gezinst hatten und ihr ungeschriebenes oder irgendwie schriftlich festgelegtes Recht ihnen verbriefte. — Da verließ gar mancher Junker die Burg seiner Väter und zog hinunter hinter die festen Stadtmauern, gar mancher aber stürzte sich in Schulden und Not, um schließlich sein Eigen gegen Geld an den Fürsten abzutreten und es dann wieder von ihm als Lehen zu nehmen, gar mancher aber verlor Hab und Gut und brütete kummervoll über Mittel und Wege, sich wieder emporzuschwingen, um sein höchstes Gut, seine Freiheit zu bewahren. Auf seine Freiheit war der Ritter stolz, für sie kämpfte er und ließ er sein Leben. — Aber auch da stiegen drohende Ge-



Steinische Landschaft mit Weinbau. Kupferstich von Lautensack (1859), Wien, Albertina.

fahren ringsum auf: suchte ja der Fürst seine Landeshoheit immer stärker zu gestalten und immer weiter auszudehnen und alle die kleinen Herren seiner Gerichtshoheit zu unterwerfen, sie zu besteuern und so in Abhängigkeitsverhältnisse zu bringen. Gegen solche Versuche erhob sich der



Der hl. Georg, ritterl. Kostümbild  
(Nach einem Holzschnitt von A. Dürer.)

niedere Adel wie ein Mann. Ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl verband die Herren und Ritter, wenn es galt, ihre Standesinteressen gegen Angriffe von außen zu verteidigen. Dann vereinigten sie sich zu Bündnissen, die auf gemeinsamen Rittertagen scharfe und entschiedene Kundgebungen gegen alle Verfügungen der Fürstengewalt erließen, die die angestammten Rechte zu verletzen schienen.

Die Neuorganisation des staatlichen Lebens brachte gerade den Adel in die allermißlichste Lage. Alles zielte darauf hin, daß sich das Landesfürstentum zum Kerne und zur Grundlage eines neuen staatlichen Lebens entwickelte. Dieser Macht stand der niedere Adel in seiner wirtschaftlichen Schwäche hilflos gegenüber; denn keine Gewalt des Reiches leistete ihm tatkräftigen Beistand. Was blieb ihm also übrig als sich zu sammeln und einen möglichst wirksamen passiven Widerstand zu leisten! Natürlich mußte er es sich, da er keinen tätigen Anteil an der Neugestaltung der Reichsverfassung nahm, gefallen lassen, immer mehr auf die Seite gedrängt zu werden. So kam er mit der Zeit in den Ruf eines widerpenstigen Geschlechtes, das zu beugen kein rechtes Mittel an die Hand gegeben war.

Überall fühlte er sich in seiner Freiheit bedroht, in seinen Rechten betrogen und da es kein Gericht gab, das ihn schützte, suchte er sich Recht auf eigene Faust, der Hilfe seiner Genossen gewiß, die in der Unterstützung ihres Bruders doch gleichzeitig für sich selbst kämpften. So durchbrausten oft und oft wilde Fehden das Land und die Art der Kriegführung war grausam genug, die Ritter zum Schrecken jedes friedlichen Mannes zu machen. Städte und Bauernstand hatten darunter am meisten zu leiden, mehr noch die Landbevölkerung, welche willkürlicher Handlung schutzlos preisgegeben war, während sich offene Gewalt an die festen Mauern nicht leichtsinnig heranwagte und die durch Übelthat Geschädigten in der Stadt andere Hilfsquellen und besonders einen Rechtsschutz bei den höchsten richterlichen Stellen des Reiches zur Verfügung hatten, mit dessen Hilfe sie wenigstens in gröberen Fällen eine Entschädigung erzwingen konnten. Der Bauer aber zahlte die Schuld seines Herrn und erntete die Rache von dessen Feinden.

An das Waffenhandwerk durch alte Überlieferung gewohnt, durch zunehmende Bedeutung des Fußvolkes das die entscheidenden Kriegswaffen trug, in den Hintergrund gedrängt, und doch zu stolz, an der Seite der Landsknechte zu streiten im ehrlichen Kampfe, suchten sich Ritter eine Beschäftigung und oft auch einen Lebensunterhalt in Fehden großen und kleinen Stils, in Raub und Plünderung. Da der Reichtum der Städte dabei am meisten Beute versprach, galt auch die Fehde mit ihnen als die begehrtesten, wenn auch gefährlichsten.

Ob man nun in der Geschichte Schwabens oder Oberösterreichs, Frankens oder der Steiermark blättert, überall stößt man auf dieses traurige Kapitel adeliger Willkür. Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle oder auch nur der größere Teil der Adelligen dieses schmäbliche Handwerk getrieben hat, aber überall treten die „Stegreitritter“ auf, welche bei sinkendem Tage aus dunklen Wäldern über die Warenzüge der großen Handelsstädte

hereinbrechen oder in die Dörfer einfallen und das Vieh stehlen. In Schwaben hatte die Ritterschaft, da dort seit Untergang der Hohenstaufen, deren Herrschaftsgebiet jenes alte Herzogtum war, keine bedeutende territoriale Gewalt aufkommen konnte und infolge frühzeitiger Organisation in starken Bündnissen, eine viel stärkere Stellung als in Franken und im



Gölg von Berlichingen 1480—1562.

(Mit Erlaubnis des Verlags Georg Wigand, Leipzig,  
„aus 200 Bildnisse u. Lebensabrisse deutscher Männer“.)

Rheinlande. Dort war der Adel auch nicht so verarmt, hatte ganz bedeutenden Grundbesitz. Die zahllosen Herrschaften, die so nebeneinander lagen, hatten eher Interesse, daß ihre Untertanen richtig ihre Gülten und Zinse leisteten und daher ungestört blieben. Da außerdem in dieser Gegend der schwäbische Bund eine stets schlagbereite Schutzmacht bildete, welche im Interesse der Städte einzugreifen immer bereit zu sein schien, so kam

hier das Raubrittertum bei weitem nicht zu jener Geltung, die es anderswo zu einer förmlichen Landplage machte.

Bei großen Fehden hatte der Bauer in erster Linie die Zehne zu bezahlen. Da es galt, dem Feinde einen möglichst großen Schaden zuzufügen, so lag natürlich nichts näher, als dessen Untertanen heimzuzufuchen und mit Zerstörung der Dörfer die Grundlagen des gegnerischen Haushaltes zu treffen und zu schädigen. Was scherte den Räuber der Jammer der armen Bauern, welche die Früchte mühevoller Arbeit, die Hoffnung für den Winter vernichtet sahen; daß sie ihrer Herrschaft nun keine Gülden zahlen und keine Zehnten leisten konnten, war die Freude seines Herzens. Solche ausgedehnte Fehden, in deren Verlaufe ganze Dorfschaften verwüstet wurden, folgten in vielen Gegenden des deutschen Reiches in kurzer Zeit aufeinander.

Klagend beginnt ein Volkslied jener Zeit:

„Seind fürsten, herren, stet und gmain  
 ir sachen nit send überain,  
 seind ist kain glück in aller welt  
 mit liegen, triegen, falschem gelt,  
 mit rauben, mörden und mit prand,  
 das ist iez fast der syt im land.  
 Kain brief noch sigel halt man nicht;  
 die welt, die ist so gar entricht  
 und zeucht in allem land entzwer,  
 ... auf und nyder, hyn und her.  
 Den leusen nach, als iezund stat,  
 so ist kain ordnung niendert mer,  
 dann aine, da ich iez von hör:  
 die auf der strassen teglich rauben,  
 die send wol ains, das will ich glauben,  
 sie halten nicht aufs kaisers echt.  
 das mag die leng nit bestan,  
 darmit betrübt ist iederman;  
 der plang thut allen menschen wee,  
 noch wils nit gan; was ist dann mee?“

(Elliencron, 3, Nr. 270.)

Einer der verwegensten Raubritter, dessen Name durch poetische Verklärung eine Gloriole schwärmerischer Freiheitsliebe umgibt, war Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Die Dichtung Goethes hat, obwohl man doch festhalten muß, daß der Dichter keine Geschichte schreiben wollte, die Beurteilung des Ritters nicht zum Vorteil historischer Forschung lange Zeit wirksam beeinflusst.

Und doch war Götz einer der gefürchtetsten Heckenreiter seiner Zeit, der Franken und Schwaben unsicher machte und seine Raubzüge bis nach Hessen hinein ausdehnte. Wo sein Helm auftauchte, dessen Zier einen Wolf darstellte, in dessen Rachen ein geraubtes Lamm hing, verbreitete sich Angst und Schrecken. Mit einer ganzen Sippe von rauflustigen Rittern, unter denen sich später berühmt gewordene Familien Frankens vertreten finden, unternahm er verwegene Raubzüge, denen er den Anschein gerechter Fehden zu geben wußte. Um aber ja des Erfolges sicher zu sein und zu verhindern, daß sich die Angegriffenen mit genügender Begleitmannschaft umgeben konnten, richtete er es stets so ein, daß seine Fehdebriefe erst dann in die Hände der anderen Partei kamen, wenn es zu spät war, die auf dem Wege befindlichen Kaufleute zu warnen, die also sicher in seine Hände fallen mußten. In Götz' Nachlaß fand man ein genaues Verzeichnis aller jener versteckten Plätze in der Gegend von Bamberg und an der Regnitz, welche einen Überfall auf die Kaufleute, die auf den Straßen von Nürnberg nach Bamberg zogen, begünstigten.

Durch den Odenwald und Spessart gingen die Wege nach Frankfurt am Main, dessen Messen gerade damals eine große Blütezeit erlebten. Gar manche fette Beute hat der Ritter in diesen einsamen Gegenden davongetragen. Die gefangenen Kaufleute schleppte er samt der Beute in verborgene Schlupfwinkel, wo er sie schmachten ließ, bis sie ein angemessenes Lösegeld wieder in Freiheit setzte.

Aus geringen Ursachen schrieb er seine Fehdebriefe. Mit unerhörter Kühnheit erklärte er den großen Städten den Krieg. Köln, Nürnberg, Augsburg, Ulm, aber auch bedeutende Landesfürsten, wie den Erzbischof von Mainz, den Bischof von Bamberg überzog er mit seinen beutegierigen Kumpanen und fing ihnen kostbare Warentransporte vor der Nase weg.

Nachdem er schon manchen reichen Fang gemacht hatte, leistete er sich im Jahre 1512 ein ganz besonderes Stück. Weil Diener des Nürnberger Rates einen seiner Raubgenossen, Georg von Geislingen, erschossen hatten, schickte er der Reichsstadt den Fehdebrief. Sorgsam aber war vorher jede Vorbereitung getroffen und der vorteilhafteste Zeitpunkt zum Überfall ausgesondert worden. Bevor noch die Nürnberger Kunde von der Absage erhalten konnten, war der Schlag geschehen. Ein bedeutender Warenauszug kam eben von der Leipziger Messe und schickte sich an, über die Furt der Regnitz bei Forchheim zu setzen, da brachen wie ein Ungewitter die Raubgesellen über die Überraschten her und banden ihnen Hände und Füße. Wir kennen auch die Namen einer Anzahl von Adelligen, welche Götz von Berlichingen bei diesem Überfall ihren bewaffneten Arm liehen. Es werden genannt: Hans von Selbitz, Agapit und Bernhard von Zutzen, Fritz, Christoph, Karl und Theidhard von Thüngen, Wilhelm von

Schaumburg. Der Verlauf des Prozesses zeigt, daß auch Landesfürsten, wie Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach, ja sogar der Bischof von Würzburg, allerdings aus politischen Ursachen, in die Sache verwickelt waren. Überhaupt muß man wohl beachten, daß Götz, dem es an persönlicher Tapferkeit ziemlich fehlte, niemals solche tolle Unternehmungen gewagt hätte, wenn nicht mächtige Hintermänner seine Taten gedeckt hätten. Die Gefangenen aber brachten die Räuber auf verschiedene entferntere Burgen, so nach Zeitlofs, das den Thüngen gehörte, nach Stolzenberg, den Hutten zugehörig, und auf den Jabelstein, wo einer von Münster als Amtmann wohnte. Vergebens verlangten die Geschädigten, zu denen auch Bürger von Ulm und St. Gallen gehörten, ihr Recht, Bestrafung des Übeltäters und Schadenersatz. Während sich der Kaiser mit den mächtigen Hehlern des Raubritters herumstritt, plünderte Selbig die bambergische Stadt Vilseck, überrumpelten Rüdiger Sützel und die Thüngen einen Nürnberger Warenaug an der Tauberbrücke bei Mergentheim und schleppten Gefangene und Beute auf das Raubnest der Ritter von Rosenberg, den Borberg. Ein anderer Überfall erfolgte bei Ochsenfurt und schließlich in Gesellschaft des von Rechberg auf der Straße von Ulm nach Nördlingen.

Der schwäbische Bund, das einzige Vollzugsorgan des Reiches, soll das Gesindel strafen, aber Würzburg, Pfalz und Württemberg halten, die Rache der ganzen Ritterschaft fürchtend, den strafenden Arm auf. Nach langen Verhandlungen zahlen schließlich die großen Herren die Entschädigung, während der „fromme“ Ritter mit einer glimpflichen Geldbuße davon kommt.

Solche Ereignisse gewähren doch einen tiefen Blick in die verwirrten Rechtsbegriffe dieser gewalttätigen Zeit. In der Umgebung von Nürnberg hauste Hans Thomas von Absberg, von dessen grausamer Kriegsführung man sich in jeder Hütte Schreckliches erzählte. Einem Nürnberger Büttner hieb er persönlich die rechte Hand ab, obwohl ihn der Unglückliche kniefällig gebeten hatte, ihm nur die linke zu nehmen, damit er wenigstens durch Arbeit sein Brot verdienen könnte. Dasselbe Los traf einen Nürnberger Messerschmied und einen Kürschner, deren abgeschlagene Hände der Räuber an den Nürnberger Bürgermeister schickte mit der höhrenden Botschaft, „er habe noch einen Knopf am Schwert. Darin müsse der Bürgermeister noch beißen, daß ihm die Zähne herausfallen sollen und das Feuer zu den Augen auspringen“. Georg von Giech, Wolf Heinrich und Hans Georg von Aufseß gehörten zu seiner Bande. Erst als die Grafen von Ottingen, deren einer von Absbergs Hand das Leben verloren hatte, Klage beim schwäbischen Bund erhoben, zog dieser gegen die Friedensbrecher.

Nicht minder gefürchtet als der Borberg und Jarthausen und die zahlreichen fränkischen Raub Schlösser war in Schwaben der Hohenkrähen, auf dem Hans Benedikt von Friedingen seinen Raubgenossen Unterschlupf gewährte. In einer vom Saun gebrochenen Fehde mit Kaufbeuern wurde das Felsenest von dem aufgebotenen Bund unter Führung Pauls von Lichtenstein und Georgs von Grundberg erobert und bis auf noch heute sichtbare Reste niedergebroschen. Lebendig schildert ein Volkslied aus jener Zeit die Eroberung der Burg, wie die beiden Geschütze der „Wachauf von Osterreich“ und der „Bullebaus“ gegen den Felsen donnern, „daß er in Stücken sprang“, ein anderes besingt dasselbe Ereignis mit schadenfrohem Spott, wie die Feldschlangen und Falkonets zum Tanze aufspielten und dem Herrn Bräutigam eine gefährliche Braut in das Krähenest zuführten, darob er keine Freude hatte. Ein drittes Lied dieser sangesfrohen Zeit erzählt mit Behagen, wie Meister Matern von Straßburg, Lienhart Taucher und Meister Bernhart ihre Büchsen auf die Burg richten, so daß die im Schloß eine große Trauer befällt. Mit Jubel wird die Nachricht vom Falle des Raubnestes aufgenommen und in schneidigen Versen ertönt die Warnung an die Herren vom Stegreif:

„ir heckenreuter seit ermant,  
daß ir da niemants unrecht thund,  
daß wir nit wider komen!“ (Lilientron, 3, 77.)

Auch die Brechung des Frauensteins im bayerischen Wald hat ihren Sängern gefunden, der den Rachezug der verbündeten Nürnberger, Bamberger und anderer schildert. Es mögen als ein bezeichnendes Beispiel, wie man bei solchen Zügen gegen die Untertanen verfuhr, ein paar Verse des Gedichtes folgen.

Der kaiserliche Hauptmann zieht aus von Dilsack:

„Erst ward im land ain großer rach;  
Ain dorf haist Winkler, prent man ab,  
vor lang man in den namen gab,  
es wer der rauber gut gemach,  
dar umb man es verprinnen sach,  
und sonst mer dörfer auch mit witz,  
des gleichen etlich herrensitz,  
die man auch hat geprennet auß.“

(Lilientron: Die histor. Volkslieder 3, 271.)

Erst kurz vor dem Ausbruch des Bauernkrieges, als es schon längst im Volke gährte, unternahm der schwäbische Bund, zu dem seit 1522 auch Würzburg gehörte, unter Führung des Jörg Truchseß von Waldburg einen Feldzug gegen Frankens Raubnester, brach 25 der berühmtesten Burgen, während Graf Georg von Wertheim schon früher an

der Rhön das Schwert der Gerechtigkeit schwang und den Brandenstein, südlich von Fulda, eine Burg Mangolds von Eberstein, und Zeitlofs, welches den Thüngen gehörte, eroberte und sich so den Haß des kleinen Adels zuzog.

Mit begehrliehen Augen sahen die Ritter auf das reiche Kirchengut und verfluchten im stillen die Guttaten ihrer Vorfahren. Wohl stand eine große Zahl von ihnen selbst im Dienste der geistlichen Fürsten, genossen von diesen Lehen und schickten ihre jüngeren Söhne ins Kapitel, von dem jedes bürgerliche Element ausgeschlossen war, das hinderte sie aber nicht, ernstlich die Einziehung der kirchlichen Güter zu beratschlagen, was ihnen „als eine vernünftig und angenehme Arbeit zu Gemüte“ ging. Ihr Groll erhob auf den gemeinsamen Rittertagen eine Unmenge von berechtigten und unhaltbaren Beschwerden gegen die geistlichen Fürstentümer, besonders gegen die Handhabung des Rechts und die Besetzung der Gerichte mit untauglichen Personen oder bürgerlichen Doktoren, die man nicht für berechtigt hielt, über den Adel zu urteilen, und gegen die Erhebung Bürgerlicher zu höheren Stellen in den Klöstern, die für den Adel reserviert sein sollten. Das Eindringen reformatorischer Ideen hat diese trotzige Stimmung noch gefährlicher gemacht.

Schon der Hussitismus, der den Interessen des Adels so sehr entgegenkam, hatte in einzelnen Burgen, wie denen der Familie Aufseß, freundliche Aufnahme gefunden. Der Opposition des Adels gegen die weltliche Herrschaft der Kirche, die keine dogmatische, sondern vor allem politische Ursachen hatte, bemächtigte sich nun auch die Reformation zu ihrer Entfaltung. Schon 1520 finden wir auch süddeutsche Adelige unter den Anhängern des Luthertums. Georg von Wertheim, Johann von Schwarzenberg und Silvester von Schaumburg, Amtmann zu Münnersstadt, der sich erbot, Luther mit 100 Adelligen bis zum Austrag seiner Sache mit dem Schwerte in der Faust zu schützen, gehören bald zu ihnen und vom Rhein her bliesen Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen ins schwelende Feuer, indem sie mit dem Siege des Wortes Gottes den Sieg über jegliche fürstliche Gewalt in Aussicht stellten.

Ulrich von Hutten, 1488 auf dem fränkischen Schlosse Steckelberg geboren, ist der geistige Führer jener westdeutschen Adelpartei, die in stetem Kampfe mit dem Reichsregiment um eine neue Reichsordnung das Auftreten Luthers mit Begeisterung begrüßte. So gering auch sein ruheloses Leben an sichtbaren Erfolgen war, so hat er doch besonders durch seine deutschen Schriften nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Die Tage, welche er unter Franz von Sickingens Schutz auf dessen Schlössern Landstuhl und Ebernburg zubrachte, beschäftigt mit manchen langgehegten Entwürfen, mit Hilfe einer großen Adels- und Bürgervereinigung Reich

und Religion zu reformieren, sind durch seine literarische Tätigkeit bedeutungsvoll. Die „Herberge der Gerechtigkeit“, wie die Ebernburg ge-



Ulrich von Hutten 1488—1523.

(Holzschnitt eines unbekanntes Meisters.)

nannt wurde, war ein Mittelpunkt revolutionärer Propaganda geworden. Aus Kampf und Streit, die Huttens ganzes Leben beherrschten, wurden jene Sturmlieder der Reformation geboren, die in alle Schichten des Volkes

drangen. „Alog und Vermanung“, „Ich habs gewagt mit Sinnen“ usw. und die Profaschrift: „Anzoig, wie allwegen sich die römischen Bischöf od' Bapst gegen den deutschen Kayseren gehalten haben“, bezeichnen den Höhepunkt seiner Tätigkeit. Als der Rastlose 1523 auf der einsamen Insel Ufnau im Zürichsee starb, hatte das Volk bereits eine Gloriole um seinen



Franz von Sickingen 1481—1523.

(Mit Erlaubnis des Verlags Georg Wigand, Leipzig,  
„aus 200 Bildnisse u. Lebensabriffe deutscher Männer“.)

Namen gewunden und alle seine Laster über dem Glanze seiner stürmischen, klangvollen Poesie vergessen.

Mehr als Worte wirkten Taten. Sickingens gewaltige Fehden mit Trier und Hessen, mit einer Heeresmacht unternommen, welche kaum der Kaiser ausbrachte, erwarben ihm die bis zur Verehrung steigende Sympathie der Ritterschaft. Sein Haß gegen den Erzbischof von Trier,

Richard von Greiffenclau, verband sich mit hochfahrendem Sinn, und von Kurfürstenhut und Kronen träumend wütete er in Wort und Tat gegen alles Geistliche. Furchtbar hatte der Bauer unter den Gewalttaten Sickingens zu leiden. Als dieser, gezwungen von den herannahenden hessischen und pfälzischen Hilfsvölkern und von Mangel im eigenen Lager die Belagerung von Trier aufgeben mußte, vernichtete er den Wohlstand des Erzbistums in entsetzlicher Weise. Brennend und plündernd durchzog er das Kurfürstentum, ganze Dörfer lagen in Asche. So sah die „brüderliche Liebe“ aus, die zu den beliebten Schlagworten dieser Zeit gehörte.

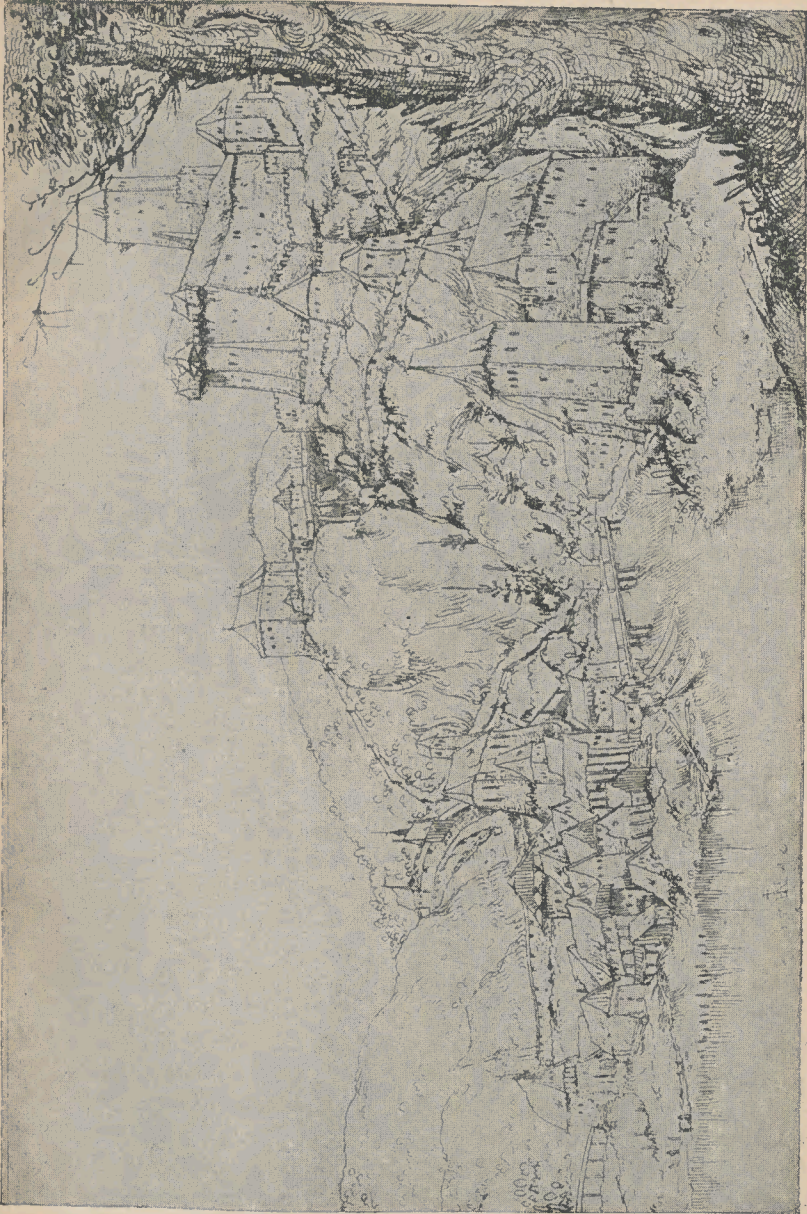
Mit wachsender Spannung hatte damals der fränkische Adel die Entwicklung der Dinge am Rhein verfolgt. Schon wurde der Widerstand gegen Sickingens Werbungen unter dem Adel Frankens schwächer, ein Sieg seinerseits hätte unermessliche Verwirrung angerichtet und die Stellung der Fürsten am Main und Neckar bedenklich erschüttert, seine Niederlage aber hat die Macht des aufstrebenden territorialen Fürstentums noch mehr gestärkt und den Adel zu ohnmächtigem Jorn verurteilt.

Diese Erbitterung gegen das Landesfürstentum, besonders gegen das geistliche Fürstentum, und die Säkularisationsgelüste haben nachher viel dazu beigetragen, den niederen fränkischen Adel trotz unüberbrückbarer Standesgegensätze hie und da mit den Bauern sympathisieren zu lassen, natürlich nur insofern und solange Aussicht bestand, daß der Löwenanteil der Beute ihm zufallen könnte.

Aber nicht nur im Westen des Reiches hatte der gemeine Mann sich über die Gewalttat des Ritters zu beklagen, auch die Erblände der Habsburger hatten oft und oft unter solchem eigenmächtigen Vorgehen zu leiden.

In Niederösterreich trennte sich im Anfang des 15. Jahrhunderts, als unter den beiden Herzogen Leopold IV. und Ernst der Kampf um die Vormundschaft über den jungen Herzog Albrecht V. ausgebrochen war und das ganze Land schon an und für sich unter diesem Zwist litt, der Adel in Parteien und bekämpfte sich in wilder Fehde. Private Feindschaften wurden bei dieser Gelegenheit ausgetragen, erwünschte Rachekriege gegen einander geführt. Rimprecht von Walsee lag mit Christian von Zinzendorf, Konrad Krayger und deren Anhängern im Kampfe. Während Rimprecht über die Besitzungen des Zinzendorfers im Erlas- und Urtales herfiel und dort die Dörfer plünderte, schädigte Christian nach Kräften seinen Gegner durch Verwüstung von dessen Gütern im Tale der Ips, Erlas und im Kreise unter dem Wiener Wald. Jahrelang dauerte der wütende Kampf, welcher den Zinzendorfer tief ins Verderben stürzte.

Als Albrecht von Döttau von Mähren aus plündernd in Osterreich einfiel und Stadt und Burg Drosendorf in seine Hand bekommen hatte,



Burgflecken (Dürnstein a. D.). Kupferstich von Kirchoff (1846), Wien, Albertina.

griffen die Bauern der Umgebung, die sich anders nicht mehr zu helfen wußten, zum Rechte der Selbsthilfe und erschlugen ihn auf grausame Weise. — Verschiedene Landfriedenserlässe sollten das Fehdeurwesen ersticken, hatten aber nur sehr vorübergehenden Erfolg; denn neue Fehden brachen besonders im Gefolge politischer Verwirrungen immer wieder über das unglückliche Land herein. Nach dem Tode König Albrechts II. stritten dessen Verwandte um die Vormundschaft über Ladislaus Posthumus, und als dieser frühzeitig gestorben war, zogen die Brüder Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. gegeneinander.

Der Söldnerführer Pongraz von Liptau und Szent Miklos plünderte, unterstützt von einheimischen Raubrittern, das Land bis Krems und Zwettl. Gamaret Fronauer hatte sich zu Schweinbart im Weidental ein Raubnest gebaut, von dem aus er das ganze Marchfeld in Unruhe versetzte, ja sogar jenseits der Donau bis nach Wien vordrang. Furchtbare Bedrängnis hatten die Bauern unter diesen raublustigen Scharen zu erdulden. In ihrer höchsten Not verkrochen sie sich in Erdhöhlen und lebten wie die Tiere, nur um ihr Leben zu retten. Das geschah um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Aber auch später noch kamen ähnliche Ereignisse vor, welche geeignet waren, unter dem Landvolk Schrecken zu verbreiten und eine ruhige Arbeit zu verhindern. Die Ennstaler Bauern nannten die Adeligen im gleichen Zuge mit den Türken und scheuten sich nicht 1478 zu erklären: „Item ist wissentlich, daß dreiundfünzig Edelherrn und Landherren holzwanger (unverläßlich) sein und mit den Türken ihre Wegweiser und Anführer sein.“

Immer und immer wieder kommen Klagen der Stände vor die Landtage. So beschwerten sich anno 1520 die Oberösterreicher, daß Edelleute aus dem südlichen Böhmen, wie die Zinnsper, Sternberg und Haugwitz mit ihrem ritterlichen Anhang Fehde angesagt haben. Das Schloß Schwertberg des Bernhard Zeller wurde zu einer wahren Räuberhöhle, in der sich Träger alter und berühmter Namen Stellscheine gaben. Die niederösterreichischen Länder hatten nicht minder zu klagen. Wir wissen, daß der Aufstand der Bauern in Krain im Jahre 1515 dem Hass gegen einen solchen Stegreifritter, Georg von Thurn, zu verdanken ist.

Diese Art seines Vorgehens gegen den Bauern sowohl als gegen den handeltreibenden Bürger mußte den Ritter zu einem Gegenstand des Hasses beider betroffenen Teile machen. Der Bürger und Bauer sah in dem Adel, auch wenn er nicht mehr besaß als er selbst, seinen Feind, dessen Standesübermut zu brechen sei. Wenn sich auch während des Krieges infolge Interessengemeinschaft viele der kleinen unbemittelten Ritter mit den Bauern verbanden, so dürfen wir doch darin nicht etwa eine tatsächliche Verbrüderung sehen; scharf genug haben es die Bauern selbst ausge-

drückt, wenn sie die Ritter, die sie notgedrungen duldeten, zu allen Teufeln wünschten, weil sie das richtige Gefühl hatten, daß jene doch ihr Blut nicht auf die Dauer verleugnen konnten und ihr Herz auf Seite ihrer Standesgenossen war, während sie die Sache der Bauern nur zur Erreichung eigener Ziele benützten. Kam es nun dazu noch vor, daß der Adel seine Hörigen willkürlich schätzte, neue Steuern erhob und alle Zinsen und Dienste erhöhte, so verstehen wir die unerträgliche Lage, die manche Landleute schwer bedrückte und zur Zeit allgemeiner Aufregung zu unverantwortlichen Taten verleitete. — Wir verstehen aber auch, daß sich die Städte in dem großen Kriege verhältnismäßig teilnahmslos verhielten, ja nicht selten sich jedem Hilferuf des Adels widersetzen. Nicht nur, daß verschiedene Privilegien des Adels sie in ihrer Handelsfreiheit und Gewinnsucht störten, sie waren ja nicht einmal in sogenannten ruhigen Zeiten sicher und kein Kaufmann konnte sich eines gelungenen Geschäftes freuen, bevor seine Planwagen nicht wieder heil und unverfehrt hinter die schützenden Mauern der Stadt eingezogen waren. Andererseits aber hatte sich der Adel dadurch selbst in eine mißliche Lage gebracht und war ohne auf Sympathien von der einen oder anderen Seite rechnen zu können, auf sich allein angewiesen. So hatten sich im Laufe der Zeit außerordentlich starke Gegensätze in diesen Ständen herausgebildet, welche zur gegenseitigen Erbitterung viel beigetragen haben.

## Um Altar und Gottes Wort.

### Der Klerus.



Zur Zeit, als der große Bauernkrieg losbrach, war Luther bereits 7 Jahre öffentlich für den allgemeinen Abfall tätig gewesen. Die christliche Überlieferung stürzend waren seine Anhänger in die Welt hinausgezogen und hatten in jedes Dorf die Sackel religiösen Zwiespalts geschleudert, Unsicherheit, Zweifel und wie sie alle heißen mögen, die Geister des Unfriedens, wachgerufen und damit die Grundlagen des sozialen Lebens erschüttert. Die Folge dieses langjährigen, mit allen Mitteln der Propaganda geführten Kampfes gegen die bestehende Form des Christentums war ein flammender Parteihiß, dessen Glut die geistigen Augen vieler damaliger Gelehrter und Schriftsteller blendete. Alles, was in dieser Zeit der Entwicklung des Luthertums von den beredten Freunden der neuen Lehre über die alte Kirche und den alten Klerus geschrieben wurde, muß von dem Standpunkte aus betrachtet werden, den man gemeinhin pole-

mischer Literatur gegenüber einzunehmen hat. Daß damals mehr mit dem Herzen als mit dem ruhig arbeitenden klaren Verstande Geschichte geschrieben wurde, ist nicht zu verwundern, muß uns aber bei der gerechten Beurteilung der damaligen Zustände stets gegenwärtig bleiben.

Die Angriffe auf den alten Alerus nahmen erst in den zwanziger Jahren jenen Umfang an, der sie für die Kirche so gefährlich machte, zu einer Zeit also, als Luthers Gewaltwort die kirchliche Autorität bereits untergraben und den Haß gegen die Kirche ausgesät hatte. Die im Alerus vorhandenen Übel machten sich erschreckend schnell breit. Das war aber dann nicht mehr der alte Glaube, der sie zeitigte, sondern der Geist der Empörung gegen ihn, der einen nicht geringen Teil des Alerus ergriff und ihn zum Fluche des Volkes machte. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt müssen die Zustände im Alerus in der Zeit kurz vor dem Bauernkrieg betrachtet werden.

Eine solche weltumfassende Einrichtung wie die Kirche, die, soweit sie sich ausdehnt, die verschiedensten Charaktere von Menschen zu einem Ziele zu führen hat, die nicht auf Jahrzehnte, sondern auf Jahrtausende gegründet ist, braucht stets wachsame Augen, welche ihre Entwicklung treulich beobachten. — Wenn auch ihr Geist immer heilig bleibt, wenn sie auch in ihrer Gesamtheit allzeit jenes übernatürliche Idiom spricht, das ihr göttlicher Stifter sie gelehrt hat, so kann sie doch nicht verhindern, daß die Unzulänglichkeit des Menschengeistes sich ihrer Form bemächtigt und diese in ihrer Bedeutung allzusehr betont, den inneren Geist aber dabei vernachlässigt. — Dann kommen zur rechten Zeit Männer, die die Zeichen der Zeit erfassend für eine Wiedergeburt des ursprünglichen Geistes eintreten.

Der mittelalterlichen einheitlichen Weltanschauung entspricht die innigste Vereinigung aller Lebensformen mit religiösen Vorstellungen und Entdeckungen. Man konnte gar nicht denken ohne Beziehung auf Gott, im besonderen auf die Kirche. Jede soziale Lebensäußerung des Volkes war zugleich religiöse Kundgebung in irgendwelcher Form. Das Göttliche war lebendig und die Kultur in dem umfassenden Sinne christlich, daß in jeder ihrer Äußerungen die Welt des Glaubens mit der Welt des Daseins ein untrennbares Ganzes bildete, selbst in der Vorstellung möglicher Verhältnisse. — Da aber für das Abendland das Göttliche, die Religion nur in der römischen Kirche in tatsächliche Erscheinung trat, so war die Auseinandersetzung des Lebens mit der Kirche in höherem Sinne das einzige wirkliche Problem, welches sowohl den Einzelnen wie den Gesamtorganismus betraf.

Die Kirche war, seitdem ihre Missionäre auf deutschem Boden zu wirken begonnen hatten, die Trägerin aller geistigen Kultur des deutschen Volkes. Die reichen Begabungen frommer Menschen machte sie für diese Aufgabe

umso fähiger. Von Anfang an aber war damit ihre Aufgabe auch eine wirtschaftliche, welche sie innigst mit der materiellen Kultur des Landes verband.

Die immer verwickeltere Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens am Ende des Mittelalters, die Umordnung der Machtverhältnisse und die



D. Martin Luther 1483—1546.

(Von Daniel Hopfer-Augsburg 1523 nach einem Stich von Lukas Cranach anfangs April 1521.)

neuen geistigen Bestrebungen, deren Tragweite man ja nicht kannte, stellten die Kirche vor eine Fülle von Fragen, die tief ins Leben griffen. Die Auseinandersetzung ging nicht immer ohne Erbitterung vor sich. Ein neuer Weltgeist griff nach den Zügeln der Menschheit, die die Kirche in den Händen hielt. Und trotz vieler Bemühungen, diesen Geist der Weltlich-

keit zu bannen, gewann er selbst in den Reihen des Alerus immer mehr an Boden.

Solange der materielle Besitz der Kirche mit jenem der Laien in einem Verhältnis blieb, das der bestehenden Machtentfaltung entsprach, fand man an ihm nichts auszusetzen. Das wurde aber anders, als die Macht der Kirche gegenüber den emporkommenden Laiengewalten zurückzutreten begann. Es kam auf diese Weise ein Gegensatz, ein Widerspruch in die bestehenden Verhältnisse: denn Besitz ist Macht und insofern war und blieb die Kirche mächtig, aber dieser latenten Macht trat eine aktuelle Macht, wie sie die aufkommende Landesherrschaft darstellte, wirksam gegenüber. Und andererseits:

Die materielle Macht der Kirche war dem Schicksal der Zersplitterung entgangen, welche den Besitz der Laien stark beeinträchtigt hatte. Die bischöflichen Kirchen, die Klöster, die kirchlichen Institute aller Art, welche durch fromme Gaben und eigene Wirtschaft großen Grundbesitz und anderes Veröigtum angehäuöt hatten, bewahrten sorgsam alles Erworbene. Diejenigen Faktoren, welche den Besitz der Laien aufgelöst hatten, bewirkten beim Besitz der kirchlichen Körperschaften vielleicht eine größere Inanspruchnahme, doch in seltenen Fällen eine Entfremdung des Eigentums. Es stand also am Ende der Entwicklung einem zersplitterten Grundbesitz der Laien, der seinen Besitzer oft kaum mehr ernähren konnte, ein ziemlich geschlossener Grundbesitz der Kirche gegenüber, dessen Einfluß die Laienwelt nicht hindern konnte, dessen Berechtigung sie aber mit der Zeit umsomehr bestritt, in je traurigere Lage sie selbst kam. — Man wollte in dem Reichtum mancher kirchlichen Anstalten die Habsucht des ganzen Alerus verkörpert sehen, was eine vom historischen Standpunkt aus ganz falsche Auffassung ist; denn der Besitz der Kirche floß zunächst aus keinen unlauteren Quellen und seine Entfaltung und Erhaltung ist der eigentümlichen Organisation zuzuschreiben, welche dafür eben so außerordentlich günstige Bedingungen schafft. Die so oft gerügte Habsucht — übrigens ein Zeichen der Zeit — machte sich in ganz anderer Weise geltend.

Der materielle Besitz der Kirche nun, der vielleicht früher weder gar so auffallend war, noch die bekannten schädlichen Wirkungen ausübte, hat mit wachsendem Bodenwert und wachsender Nutzbarkeit die fatale Folge gezeitigt, daß einerseits das Verhältnis zu dem weltlichen Grundbesitz sehr ins Auge sprang, andererseits manche Aleriker in die Fallstricke des Reichtums gerieten und mehr oder minder unter dem erschlaffenden Einfluß des Wohllebens ihre Aufgabe vergaßen oder doch nicht allzu eifrig erfüllten.

In Armut herabgesunken verurteilten dann die Nachkommen das Werk ihrer Ahnen. Was hatten jene frommen Leute, welche Teile ihres Vermögens den Heiligen zum Geschenke machten, mit dieser ihrer Tat eigent-

lich bezweckt? Sie entsprang dem lebendigen Glauben, welcher in der Hingabe an ein Gotteshaus, in der Selbstaüßerung eine höchst verdienstvolle Handlung sah. Je unabhängiger ein Gotteshaus wurde, desto mächtiger konnte seine Tätigkeit sich entfalten. In der Verfassung des mittelalterlichen Staates war es begründet, daß zugleich mit dem weltlichen Besitz auch weltliche Macht verbunden war, denn das Verhältnis der auf diesem Besitz lebenden Menschen zu dem Besitzer war ein gebundenes.

Dem allen trat nun mit der Zeit ein anderer Geist entgegen, der Geist der Scheidung des religiösen Lebens von der materiellen Macht. Schon die Bettelorden waren eine lebendige Opposition gegen den weltlichen Besitz der Kirche, indem sie jenes Ideal vollkommener Loslösung von der Welt und Aufgehens in dem Dienste Gottes verkörperten, das irgendwie den reformierenden Bauern in guten Tagen vorschwebte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es dabei den Bauern nicht in erster Linie um eine geregeltere und intensivere Seelsorge zu tun war, sondern eben vor allem darum, sich in den Besitz des Kirchengutes zu setzen und die Aufhebung aller Abhängigkeitsverhältnisse zu erlangen. Das zweite wurde ja auch in Bezug auf die weltlichen Herrschaften erstrebt, in dem ersten konnten sie umso beruhigter ihre Forderungen stellen, weil sie ja wußten, daß sie damit dem Adel keineswegs in die Arme fallen, sondern im Gegenteil ähnliche, von ihm ausgehende Bestrebungen unterstützten. So werden wir also den Haß der Bauern gegen die Geistlichkeit, besonders die vermögende, in erster Linie auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen müssen. Aber das Mißliche dabei war, daß die Bildung der Zeit noch lange nicht so weit vorgeschritten war, Amt und Person, geistliche Würde und persönliche Unwürde voneinander zu halten. Auch heutzutage ist das oft noch schwer. Daher denn auch die Verachtung der Geistlichen, die unter dem Einfluß der Schmähreden von *Wittenberg* in dem im hohen Mittelalter keineswegs übellauteuden Wort „Pfaff“ ihren Ausdruck zu finden begann.

Andererseits aber stand die Kirche immer noch an der Spitze der größten weltpolitischen Unternehmungen. So klein ist sie niemals geworden, daß sie ihrer höchsten Aufgabe, in aller Welt das Evangelium zu verkünden, untreu geworden wäre. Sie hat ihre Missionäre nach Indien und China bis in die dunkelsten Fernen geschickt, aus denen nur unsichere Kunde ins Abendland gelangt war. Kaum war ein neues Land entdeckt, so pflanzte die Kirche das Kreuz mitten unter den fremden Völkern auf und begann, diesen von Christus zu predigen und sie damit zugleich zu höherer Gesittung zu führen. Wie viele tapfere Priester haben damals ihr Leben dem Evangelium geopfert, als ihre Berufsgenossen in Europa ihrer Pflichten vergaßen! Die Kirche hatte es zu ihrer eigensten Aufgabe gemacht, den Kampf gegen die Türken, als den Erbfeind des Christentums, zu

predigen und damit die ganze abendländische Kultur vor großem Schaden zu bewahren. Aber sie war auch neben diesen mehr religiösen als politischen Bestrebungen in jene verwirrende Kämpfe verwickelt, die zwischen den Fürstentümern und Herrschaften Italiens tobten, angerufen als Vermittlerin, aber auch gerüstet zur Verteidigung eigener Rechte, die für sie unveräußerlich waren, weil sie nicht einer Person, sondern dem hl. Petrus als Repräsentanten der obersten kirchlichen Gewalt verliehen waren.

Eine besondere Bedeutung hatte das eigentümliche Verhältnis der Kirche zu Deutschland. Die Kirche als Hüterin der römischen Kaiserkrone, der deutsche König als *advocatus ecclesiae*, als Verteidiger der Kirche! Von dem Zeitpunkt an, als Leo III. Karl dem Großen die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzte, war nicht nur eine einzig dastehende Verbindung der deutschen Nation mit den Interessen der Kirche geschaffen, sondern auch der Kampf ausgebrochen über die Ausdehnung dieser Verbindung, über Rechte und Pflichten der beiden Mächte. Bis in die Tiefen der Seelen drang dieser Kampf und die Auseinandersetzung durch Meinungen und Handlungen erschütterte oft genug das ganze Abendland.

Mit einigen Worten sind diese verhängnisvollen Zustände freilich weder zu erklären noch abzutun. Die denkende Menschheit hat darüber gebrütet und noch heutigen Tags geben sie dem Geschichtsforscher so manches Problem zu lösen auf. Es gibt keine Grenzen ihrer Auswirkung, das politische Problem war zugleich ein rein religiöses, das die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland beherrschte. Diese Erscheinung aber erklärt sich daraus, daß das kirchliche Leben in unserem Vaterland inniger, als es vielleicht in anderen Ländern der Fall war, mit Rom verbunden war, daß sich infolgedessen der Zustand des Hauptes bei uns auffälliger und einflußreicher geltend machen mußte.

Und in der Zeit, die wir behandeln, stand es übel. Ihre großen Aufgaben hatte die Kirche auch damals keineswegs vergessen, aber ins Privatleben der Geistlichkeit hatte sich das Geld- und Genußfieber jener Zeit eingeschlichen und desto auffallender und vielbesprochener waren die Auswüchse, die es zeitigte, je höher die Stellung derjenigen war, die ihm unterlagen. Rom brauchte Geld, viel Geld, die politische Lage erforderte es, aber auch der römische Hof mit seinem großen Anhang und seinem überreichen Aufwand. Es ergab sich ein Bedürfnis nach Geld, das aus eigenen Einkünften nicht zu decken war, und man war bemüht, Geldquellen der verschiedensten Art zu suchen. Die Kirche in Deutschland hatte darunter besonders zu leiden und in allen Ständen erhoben sich immer lautere Klagen ob der harten Schatzung, die Rom über das Land verhängte.

Aber auch die rechtlichen Verhältnisse zwischen Kirche und territorialer Gewalt und weltlicher Obrigkeit waren durchaus nicht geklärt. Die Rom-

petenz des geistlichen und weltlichen Gerichtes wirbelte allgemeine und besondere Fragen auf, deren Lösung dadurch noch viel schwieriger gemacht wurde, daß Geistliche zugleich Inhaber weltlicher Macht waren, in ihrer Person also sich stets bekämpfende Interessen vereinigten. — Die Unerträglichkeiten, die sich aus dem allen ergaben, fanden schließlich ihre Zusammenfassung in den „gravamina“, den Beschwerden deutscher Nation, welche alle Stände gleichermaßen vertraten. Wir ersehen daraus, daß besonders die finanziellen Anforderungen der Kurie schwer auf allen Ständen lasteten.

1518 beschwerten sich die Tiroler Stände auf ihrem Ausschußlandtag: „So werden auch von Stiften und Prälaturen zu Rom treffentlich Annaten und ander Geld pro pallis, auch dispensazzen und ander curtisanisch Sachen zu merklicher Erschöpfung der Erblande genommen.“ Kein Wunder; denn Bischöfe, Prälaten und Stifter legten die sehr großen Weibegebühren auf ihre Untertanen um, die ohnehin schon unter ständiger Steuer vermehrung seufzten. So hatte die Weibesteuer in Salzburg, die anlässlich der Weihe eines neuen Erzbischofs von Rom verlangt und dann von den Untertanen eingefordert wurde, schon Jahrzehnte vor Ausbruch des Bauernkrieges zu gefährlichen Aufständen geführt. Diese Finanzpraxis, die nachgerade zu einem Unwesen geworden war, hat also Prälaten und Untertanen gleicherweise schwer betroffen, die Überlegung, daß so viel Geld ins Ausland ungewissen Zwecken zufließe, während im eigenen Lande nicht einmal die notwendigen Summen zur Aufrechterhaltung des Reichsregimentes und des Kammergerichtes aufzubringen waren, hat bei hoch und niedrig Erbitterung und Widerstreben erzeugt, das sich bis zu tatsächlicher Opposition vertiefte.

Es war eine unheilvolle Entartung, daß gewisse geistliche Stiftungen von den damit verbundenen Verpflichtungen und Ämtern getrennt und als ein Mittel zur Bereicherung angesehen wurden. In einer geldgierigen Zeit fehlte es auch im Klerus nicht an Leuten, denen es nur darauf ankam, recht viel Einkünfte zu ergattern, um ein sorgenfreies Leben führen zu können.

Natürlich konnten die glücklichen Besitzer von Pfründen diese nicht selbst verwalten, noch weniger die damit verbundenen Ämter ausüben und sie dachten auch gar nicht daran. Sie hinterließen also Stellvertreter, Vikare, während sie selbst an irgend einem anderen Ort ihre mannigfaltigen Einkünfte verzehrten. Da diese vicarii kaum so viel besaßen, um das nackte Leben zu fristen, waren sie fast gezwungen, sich auf Nebenwegen einigermaßen zu entschädigen, indem sie bisweilen auch die Frömmigkeit der Leute für ihre Zwecke ausnützten. Objektiv betrachtet ist es natürlich ganz gleich, ob die Frucht einer frommen Tat so oder so benützt wird. Sie

verliert deshalb nicht an ihrem inneren Wert. Aber es konnte, war einmal die Gewohnheit eingerissen und die gewissen Grenzen überschritten, eine Plage für die Gläubigen werden, insbesondere dann, wenn der Geistliche gewissenlos oder ungebildet genug war, die ihm gewinnbringenden frommen Handlungen vor jene zu setzen, welche nicht minder verdienstvoll, aber weniger einträglich waren. Es lag dann die Gefahr nur zu nahe, einerseits das gute Werk, soweit es in einem finanziellen Opfer besteht, übertrieben zu betonen, andererseits einer äußeren Frömmigkeit mit Vernachlässigung innerer Glaubensübung Vorschub zu leisten. So strenge, wie der Abt auf die Einbringung der Zehnten sah, so eifrig war der arme Vikar besorgt, durch Erhebung von Gebühren für jede geistliche Verrichtung sich Einkünfte zu verschaffen. Die Tiroler Bauern beschwerten sich, daß die Priester an einigen Orten für das „Seelgerät“ eines Mannes einen Sterbeochsen, einer Frau eine Sterbekuh verlangten oder einen ansehnlichen Geldbetrag unter Androhung der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Ja es ging die Rede, daß geistliche Strafen in Geldbußen umgewandelt werden, daß um Geld absolviert und offener Ehebruch gegen einen Geldzins geduldet wurde. Diese Besteuerung des „Seelgeräts“ machte der Geistlichkeit nirgends Freunde. Dazu kam der schädliche, weitgehende Einfluß der weltlichen Herren auf die Besetzung von kirchlichen Stellen. Auch Fürsten und Herren brauchten Geld und nahmen allzu häufig nicht auf die Würde des Bewerbers Rücksicht, sondern auf die gebotenen Summen. Der Adel betrachtete die Klöster als Familienstiftungen, als Spitäler, Versorgungsstätten seiner Familienmitglieder und nicht nur das, sondern er verfügte auch anderweitig über Pfründen, indem er in deren Genuß seine Beamten oder Günstlinge einsetzte. So hatten diese Pfründen, die doch für geistliche Zwecke gestiftet waren, oft alles geistliche Wesen abgestreift und in den Stiften und Pfarren trieben weltliche Leute ihr Wesen, denen es nicht einfiel, ihr Leben zu ändern, die aber die Wollust mit hineintrugen und die guten Elemente verdarben.

Es gab Priester, die keinen Begriff von ihrer Würde und den Anforderungen ihres Standes hatten, wohl auch allzu viele, die nicht einmal den Glaubensinhalt richtig kannten, wird uns ja von Geistlichen berichtet, welche nicht einmal die Absolutionsformel der Beichte wußten, die nicht Messe zu lesen verstanden und von Latein kaum eine Ahnung hatten.

Dieses „geistliche Proletariat“, ungebildet, bedrückt, ohne wirkliches religiöses Verständnis, war ein Feind aller ruhigen Entwicklung. Voll Neid gegen den Besitz der Klöster und der höheren Geistlichkeit, voll Erbitterung gegen die hohen Herrn, die sie darben ließen, aber auch voll Gewissensunruhe über das eigene unchristliche Leben, das sie führten, er-

griffen diese Geistlichen leidenschaftlich Partei für alles Unzufriedene und Unruhige. Die religiöse Revolution war ihnen genau so willkommen wie ein sozialer und wirtschaftlicher Umsturz. Sie wurden, nachdem sie Kutte und Talar an den Nagel gehängt hatten, fanatische Anhänger des neuen Glaubens, der sie mit einem Schlag von allem Druck und aller Gewissensangst zu befreien versprach, den sie aber in seiner höheren Auffassung ebenso wenig verstanden als die Dogmen der Kirche. Sie brachten das Volk in unglaubliche Verwirrung und hetzten es durch Wort und Schrift wider ihre früheren Standesgenossen auf. Einen guten Fang hatte die neue Lehre mit solchen Leuten sicherlich nicht gemacht. Es waren unverlässliche, verbitterte Elemente, die, wohin sie kamen, nur wieder Unruhe und Unzufriedenheit erzeugen konnten, denen nichts heilig war und die mit dem Worte Gottes ein frevelhaftes Spiel trieben, nicht zur Freude derjenigen, welche eine ehrliche Sehnsucht nach Innerlichkeit und Gottesnähe ins andere Lager getrieben hatte. Überall finden wir sie an der Spitze revolutionärer Bewegungen. Als Hauptleute, Räte, Kanzler und Feldprediger führten die Hirten ihre Herde. Mit Wehr und Harnisch angetan ziehen sie mit den plündernden Haufen umher. Nicht nur die Rothauer Bauern im Allgäu hätten sich damit entschuldigen können, daß nicht sie Schuld am Aufstand trügen, „sondern das komme von den Geistlichen und Hochgelehrten her, die es öffentlich predigen und von denen sie es lange genug gehört haben, womit sie beschwert seien“. Damit ist eine wichtige Ursache des Bauernkrieges scharf genug gekennzeichnet.

Diesen Mißständen gegenüber treten andere sittliche Übel unter dem Klerus mehr in den Hintergrund, nicht nur deshalb, weil der Bauer in diesen Dingen eher geneigt ist zu verzeihen, sondern weil sie eben mehr die Folge der geschilderten Zustände sind. Nichtsdestoweniger beruht die Forderung, daß sich die Priester verehelichen sollen außer auf Vertrauensgründen, weil sie ja dann umso fester der Partei der Bauern anzuhängen gezwungen waren, sicher auch mit auf der Beobachtung, daß die sittlichen Verhältnisse unter einem Teil des Klerus so beklagenswert waren, daß es im Interesse der allgemeinen Ruhe und des friedlichen Zusammenlebens der Dorfgenossen gewesen wäre, wenn sich die Priester verheirateten und so ein geordnetes Familienleben führten, statt in ihrer sittlichen Ungebundenheit nicht nur das Ansehen ihres Standes, sondern auch das religiöse Leben der ihnen anvertrauten Seelen schwer zu schädigen.

Der Mensch neigt besonders bei Beurteilung eines Standes leicht zur Verallgemeinerung. Schon damals wurden Verbrechen und Sünden einzelner Priester dem ganzen Stand zur Last gelegt und über dem vielen Trüben das Lichte übersehen. Das Böse, ein Übel drängt sich viel mehr auf als das Gute. Immer macht der Skandal Sensation, sehr selten eine

gute Tat. Schon Zeitgenossen suchten den Leuten begreiflich zu machen, daß die Kirche noch unzählige gute Elemente in ihrem Schoß berge. Überall hören wir mitten aus dem Lärm der Welt und des Argernisses die Stimmen feuriger Bussprediger voll sittlichen Ernstes anlagend und warnend. Ergreifend tönt die „Klag eines einfeltig Klosterbruders“ aus dem Wirrsal klösterlicher Unordnung. Welch tieffrommen Geist und innigen Glauben atmet jener „Sendbrief einer Klosterfrau an ihren Bruder“, in dem sie mit rührender Anhänglichkeit an das Klosterleben ihren Stand gegen unwürdige Angriffe verteidigt! Neben schlimmen Brüdern wirkten fromme Priester, die auch von Lebensgefahr umdroht dem Werben der Bauern widerstanden, und in vielen Gegenden wie im Allgäu hatte eine durchgreifende Klosterreform und Einführung strenger Klosterregeln erfreuliche Früchte gezeitigt. An den Bischofsitzen selbst begann die gute Einsicht sich Bahn zu brechen und Provinzialsynoden suchten besonders in Süddeutschland die Übel zu meistern. Es lebte noch allenthalben der gute Kern fort, von dem aus später die Reorganisation und Wiedergeburt katholischen Wesens ausging. Daß sie gelang, ist der sprechendste Beweis dafür, daß die Kirche als solche ihrem Wesen nicht untreu geworden war. Die Not der Zeit aber hatte sich aller Mißstände bemächtigt, um darauf ein Reich der Anarchie und des Umsturzes zu begründen, sie vergrößerte die Übel ins Maßlose und verbreitete wüste Geschichten so kritiklos, daß man an der Wahrheit sehr vieler zeitgenössischer Berichte zweifeln muß. — In einer Zeit allgemeiner Parteilichkeit muß die historische Kritik besonders sorgfältig prüfen, um das Beglaubigte von böswilligem Lärm zu scheiden und der Übertreibung die scharfen Spitzen zu brechen.

## Im Schatten des Münsters.

### Das Bürgertum.



Mitte April des Jahres 1525 schrieb Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach an seine Räte zu Neustadt a. d. Aisch, wo der Adel über die Lage der Dinge in Franken beriet: „Man muß sich vorsehen, daß dieser Aufruhr von den Städten herkomme.“ Sie sollten deshalb in ihren Äußerungen ja vorsichtig sein; denn man müsse sich immer auf Verrat gefaßt machen. Mit dem Markgrafen und dem Adel teilten viele andere die Ansicht, daß die Städte als Mittelpunkte, ja geradezu als Herde der Revolution betrachtet werden müssen. Wie man nun überhaupt nur raten kann, mit allgemeinen Urteilen über jene aufgeregte Zeit vorsichtig

zu sein, so käme es auch in diesem Fall auf die Ergebnisse von Einzeluntersuchungen an, um entscheiden zu können, ob der damals weitverbreitete Verdacht stichhaltig ist oder nur aus feindseligen Motiven entspringt. Das aber ist zweifellos, daß hinter den Stadtmauern manch kecker Plan ausgeheckt, manch entscheidender Beschluß gefaßt wurde, und daß die Bauern stets auf die tatkräftige Unterstützung eines Großteils der Bürgerschaft rechnen zu können glaubten und sich selten dabei täuschten.

Von der Stadt ging die aufrührerische Bewegung aus, dort empfing sie ihre theoretischen Grundlagen. Auf den Kanzeln der Stadt, auf ihren Plätzen und Friedhöfen verkündeten Gelehrte und Ungelehrte die neue evangelische Freiheit und zogen dann aufs Land, um den „armen Mann“ aufzuklären, d. h. ihm seine gedrückte Lage zum Bewußtsein zu bringen. Aus den Arsenalen der Stadt bezogen die ausrückenden Bauern ihre Geschütze und die Munition. Die Stadt mußte ihnen schließlich auch die Geschützmeister zur Verfügung stellen, ihnen die Speicher öffnen, wenn es an Proviant fehlte. In dem Räte der Stadt fanden die Geschlagenen dann auch ihre eifrigsten Fürsprecher, und in den Bürgerhäusern suchten die entflohenen Rädelsführer Zuflucht und Schlupfwinkel, wenn das Gericht nach ihnen fahndete.

Die „Ehrbaren“, jene aristokratische Oberschicht der städtischen Bevölkerung, aus deren Mitte der „innere“ Rat gewählt wurde, dem die Entscheidung in allen Angelegenheiten der Stadt zustand, welcher die meisten wichtigen Verwaltungsstellen besetzte, also die tatsächliche Macht innehatte, standen zwar dem Bauernstande als solchem innerlich keineswegs nahe, wohl aber seinen Absichten. In den Reihen der „Ehrbaren“ hatte Luthers Kampf ruß starken Widerhall gefunden, und auch für sie bedeutete das neue Evangelium zugleich ein politisches Programm, das den Kampf gegen die alte Geistlichkeit, insbesondere den geistlichen Besitz und jede klerikale weltliche Herrschaft proklamierte. Die Reichsstädte waren überdies nahe daran, einig darin zu werden, daß eine Neuordnung des Reiches und vorzüglich seiner Rechtszustände von den Fürsten und dem Adel überhaupt nicht mehr zu erwarten sei, sondern das Heil nur vom Bürgertum kommen könne, wie es schon seit 50 Jahren die weitverbreitete Flugschrift, welche man als einen Reformplan des Kaisers Sigismund bezeichnete, verlangt hatte. Der Adel hatte alles getan, um sich die Sympathien der maßgebenden Faktoren in der Stadt zu verschmerzen. Blicten diese schon an und für sich mit Neid auf die privilegierte Stellung des Adels im Reich, so hatte die handeltreibende Bevölkerung allen Grund, ihn aus Herzensgrund zu hassen, weil er mit seiner Gewalttätigkeit die Sicherheit ihres Verdienstes schwer schädigte. So nahm der Rat der Stadt in der Regel eine zweideutige Stellung ein, riet nicht zum Aufruhr, er-

mannte sich aber auch nicht, ihn im Keime zu ersticken, schwieg, wartete ab, suchte nach Kompromissen, bis ihm die radikale Partei der Unzufriedenen über den Kopf wuchs und ihm schließlich die Zügel der Regierung vollends aus der Hand nahm, was gewöhnlich den sofortigen Anschluß der Stadt an die bäuerliche Bewegung zur Folge hatte.

Denn auch in der Stadt hatten die sozialen Gegensätze hohe Spannungen zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen hervorgerufen. Fast unmerklich hatte die große Masse, die „Gemeine“, eine feindselige Stellung gegen das Stadtregiment angenommen. Mit Mühe, und nicht überall



Burgflecken 1519 (mit dem hl. Antonius).

(Kupferstich von Albrecht Dürer.)

ohne Blutvergießen, hatte sich der Handwerkerstand, das in Zünfte organisierte Gewerbe, seit dem 14. Jahrhundert in den Rat gedrängt und seitdem als „äußerer“ Rat an der Leitung des Gemeinwesens beteiligt.

Allmählich aber näherten sich die Interessen dieser Vertretung denen der herrschenden Klasse, verwandtschaftliche und wirtschaftliche Bande brachten sie in noch innigere Gemeinschaft, so daß ein erheblicher Teil der Bürgerschaft, vor allem diejenigen, welche im Laufe der Entwicklung der neuen wirtschaftlichen Verhältnisse ärmer geworden waren, den gesamten Stadtrat nicht mehr als ihre Vertretung ansahen und sich bemühten, durch Beseitigung dieser Gemeinschaft und Einführung selbstgewählter Abgeordneten, des sogenannten Ausschusses, einen tatsächlichen Einfluß auf die Stadtregierung zu erobern.

Die beste Gelegenheit hierzu boten die Wirren unter der ländlichen Bevölkerung, welche den Rat in solchen Schrecken versetzten, daß er seiner eigenen Macht gar nicht mehr traute, den Unzufriedenen damit aber eine sehr gefährliche Waffe in die Hand gab, mit der sie wirksam drohen konnten. Diese radikale Partei des Umsturzes stand mit den Rebellen vor den Toren in steter Fühlung, machte sich, soviel es ging, deren Programm und Kampfweise zu eigen, und so kam eine Stadt nach der andern ohne Schwertstreich in die Brüderschaft der Bauern.

Um diese Zeit erkennt man wahrhaftig das alte Bürgertum kaum wieder, in dem ein so starker Geist ehrlicher Arbeit lebendig gewesen war. Früher, als es noch Brauch war, mit erarbeitetem Gute den Heiligen ein Opfer zu bringen, und der Ehrgeiz und der Stolz des Bürgers in der Erbauung glänzender Kirchen seine Befriedigung suchte — was für ein herrlicher Beweis wirklichen Gemeinschaftsfinnes! —, waren die trotzigsten Mienen kein Zeichen einer inneren Opposition, sondern von zielbewußt vorwärtstrebender Kraft. Als sich das bürgerliche Leben innerhalb der Grenzen überlieferter Zucht und religiöser Überzeugung in einfachen Formen abspielte, bildete sich die bürgerliche Kultur immer mehr zu jener Eigenart heraus, die sie von aller anderen unterscheidet. Generationen haben unter der Herrschaft des Herkommens und unbeugsamer ungeschriebener Gesetze Stein auf Stein zu dem stolzen Bau gefügt, welcher die Bewunderung der Ausländer herausgefordert hatte. Von Staunen ergriffen hat diesem Eindruck Aeneas Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., poetischen Ausdruck verliehen. „Aufrecht zu gestehen, kein Land in Europa hat bessere Städte als Deutschland. Ihr Äußeres ist frisch und neu. Es ist, als wären sie erst vorgestern fertig geworden.“ Und von Nürnberg behauptet er gar, daß die minderbemittelten Bürger besser wohnen als die Könige von Schottland.

Sobald aber einmal Reichtum sich prozig breit zu machen begann, sobald jener neue Sinn für Weltlichkeit, den man als Errungenschaft des Humanismus zu bezeichnen gewohnt ist, kein Genügen mehr fand in den überlieferten engbegrenzten Lebensformen und diese Stimmung immer weitere Kreise erfaßte, veränderte sich ziemlich rasch das Bild der deutschen Stadt, innerlich und äußerlich.

Jede zukunftsichere Neuerung reißt zunächst eine Kluft zwischen die zusammen wohnenden Menschen, schafft Meinungen und Parteien, so auch die damalige Entwicklung zur kapitalistischen Wirtschaftsform, d. h. von der Arbeit der Hände zur Arbeit des Geldes. Es sind Renaissancemenschen, welche mit Voranstellung ihrer eigenen Persönlichkeit zu Trägern dieses einzigartigen Strebens werden. Ihr Unternehmungsgeist und kühner Weitblick hatte die Welt erobert. In den großen Handelszentren

des Reiches, in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Leipzig, vor allem aber in Frankfurt a. M. liefen alle die Wege zusammen, auf welchen sich die riesigen Planwagen der deutschen Kaufmannschaft schwerfällig bewegten.

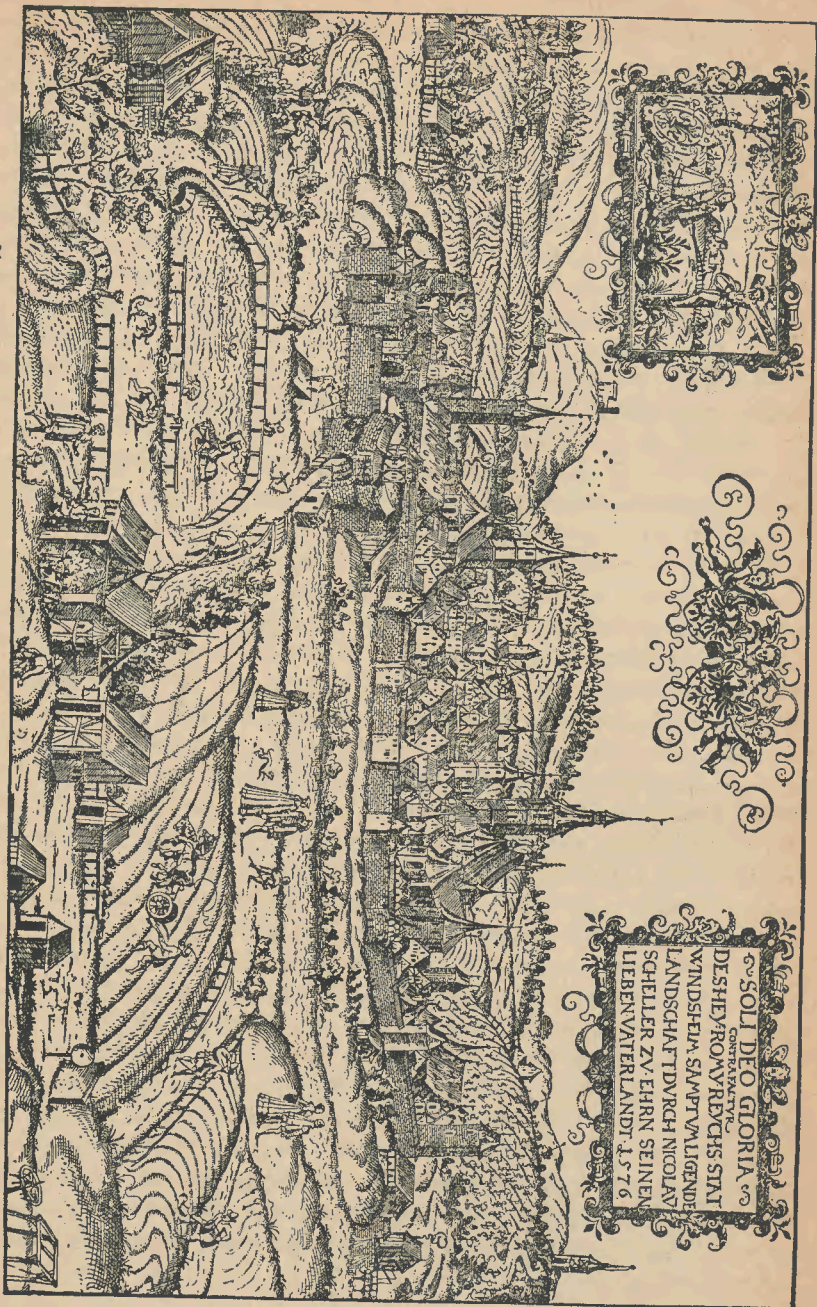
Die Menge der eingeführten Waren war nicht gering, ein Umstand, der wieder auf die Steigerung des allgemeinen Bedürfnisses nach Verfeinerung der Lebensbedingungen hinweist. Zu einer Zeit, da sich Kaiser Maximilian vergeblich anstrebte, einen Weg ausfindig zu machen, um die wichtigsten Reichsinteressen finanzieren zu können, hat die deutsche Kaufmannschaft in Venedig allein, wo sie das größte Warenmagazin unter den europäischen Staaten innehatte, für 140 000 Dukaten Spezereien, Zucker und andere Waren gekauft (1511). Gewürze, besonders Pfeffer, Südfrüchte, Seidenwaren, aus Gold und Seide gewobene Stoffe, der kostbare und doch vielbegehrte Brokat, Glaswaren u. a. m. wurden in großen Mengen eingeführt und regten die Phantasie und das Bedürfnis nach solchen Gegenständen an, die unter den damaligen kulturellen Verhältnissen als Luxuswaren galten.

Das Geld regierte fast unumschränkt und die Gier nach Mammon nahm in verhängnisvoller Weise zu: „Geld, Geld! schreien die Herren und je mehr einer am Handel und Wucher erlangt, desto lauter schreit er: Geld! Geld!, denn Geld macht den Mann.“ So klagt ein Zeitgenosse über den neuen Geist.

Handelsinteressen beherrschten das ganze öffentliche Leben der großen und kleinen Reichsstädte, aber auch der Landstädte, welche sich in ihrem Maßstab an den Riesengeschäften der Großstädte beteiligten. Solches Aufsehen hatte die Ansammlung von Millionenvermögen in den Händen von nur wenigen Menschen hervorgerufen, daß bald jeder, der nur halbwegs die Mittel dazu hatte, sein bißchen Geld bei den großen Geschäftshäusern anzulegen suchte, um rasch und mühelos seine Truhen füllen und ein sorgenloses Dasein führen zu können. Manche Familien kamen so rasch in die Höhe, wie etwa die Kem in Augsburg; Bartholomäus Kem hatte dem Ambrosius Hochstetter 500 Gulden ins Geschäft geliehen, innerhalb 6 Jahren 24 500 Gulden damit gewonnen und so die Zukunft seines Hauses begründet. Der Wert und das Ansehen der freien, redlichen Arbeit sank rasch und damit die Achtung vor dem arbeitenden Menschen und das umso mehr, je auffälliger sich schon in der äußeren Lebenshaltung der Unterschied zwischen den Besitzenden und der um Lohn Arbeitenden zu erkennen gab. War es ja geradezu ein Merkmal edler Geburt und Kennzeichen des städtischen Patriziates, der „Ehrbarkeit“, ein solches Einkommen aus Renten und Zinsen zu besitzen, daß man nicht nötig hatte, ein Handwerk zu treiben, so daß in manchen Städten die Bezeichnung

„Nüßiggänger“ fast als Adelsiegel galt. Doch an dem Gelde klebte der Schweiß, aber auch der Fluch vieler tausend Menschen in Stadt und Land, die sich plagten, um die Groschen zu verdienen, welche sie am bestimmten Termin ihren Grundherren oder Gläubigern oder den reichen Rentenbesitzern in der Stadt zu zahlen hatten. Es war allgemeine Überzeugung, daß mehr gemünztes Geld ins Ausland floß, als von dort hereinkam; nannte ja schon Luther die Stadt Frankfurt, in der die großen internationalen Geldgeschäfte abgewickelt wurden, das „Gold- und Silberloch“, durch das die Ströme des Geldes hinausfließen, welches dem gemeinen Nutzen des Reiches und der Untertanen entzogen werde.

Der Bauer insbesondere war der Betrogene, weil er an eine solche allesbeherrschende Geldwirtschaft nicht gewohnt, leicht übers Ohr gehauen wurde, was ihm überdies noch beißenden Spott eintrug. In den Artikeln der aufständischen Bauern erscheinen immer wieder die Beschwerden gegen die städtische Ausbeutungswirtschaft. Abgesehen nämlich von den großen Handelsgesellschaften, deren Umfang noch zugenommen hatte, seitdem sich die Welser im Jahre 1503 von König Manuel von Portugal um ein schönes Stück Geld die Konzession für den Handel nach Indien erworben hatten, betrieben viele kleinere, nicht so vermögende Gesellschaften den Innenhandel, zu dessen Objekten auch die täglichen Bedürfnisse des Lebensunterhaltes gehörten. Wie das wachsende Bedürfnis nach Luxuswaren deren Preise in die Höhe trieb, da eine erfolgreiche Konkurrenz bei der geschilderten Konzernierung des Handels nicht möglich war, so rechnete man auch im Kleinhandel mit solchen Bedürfnissen, die eine Erhöhung der Preise ermöglichen sollte. Manchmal schuf man solche kritische Lagen künstlich, indem man den Bauern schon vor den Toren der Stadt, vor Beginn der eigentlichen Marktzeit, ihre Produkte abkaufte, deren Verkaufspreis dann gesellschaftlich bestimmt wurde (sogeannter Fürkauf=Vorkauf). Ja man scheute sich nicht, die üble wirtschaftliche Lage eines bäuerlichen Hofes auszunützen und die Feldfrucht auf Halm und Stengel zu kaufen, natürlich zu Preisen, welche einen ansehnlichen Gewinn sicherten. Große Getreidemagazine erstanden in der Stadt und wenn einmal durch Naturereignisse oder sonstwie die Zufuhr vom Lande stockte, hatten die Kaufleute gute Tage. Da das Geld rasch abnahm, hatte der Bauer schließlich weder Frucht noch Geld und kam in eine verzweifelte Lage. Es ist das Bild eines egoistischen Zwischenhandels. Betrug in Maß und Gewicht war leicht; denn die Maßeinheiten waren landschaftlich sehr verschieden und eine allgemeine gültige Regelung von Maß und Gewicht war, wie viele andere treffliche Reformpläne trotz mannigfacher Anregung auf den Reichstagen noch immer nicht durchgesetzt worden.



Reichsstadt Windsheim in Franken 1576. (Kupferstich von Georg Wächter, Wien, Albertina.)

Der bürgerliche und bäuerliche, auch adelige Abnehmer war also allerhand Schwindeleien ausgesetzt, die dem Kaufmann und den Zwischenhändlern Gewinn bringen mußten. Nicht nur, daß man die Ware verteuerte, sie wurde auch noch verschlechtert. Die Händler streckten ihre Vorräte durch allerhand Zusätze, mischten Gutes und Schlechtes durcheinander und verdarben die Waren dadurch. Ein altes Fastnachtspiel hat diese Zustände grotesk, aber im wesentlichen nicht unrichtig geschildert:

„Dei Saffran hast zu Fenedig gesackt  
und hast rintfleisch darunter gehackt  
und melst unter negelein gepets prot  
und gibst für lorper geißlot,  
und fichtenspan für zimmtrenten  
und nimmst das laup von einer linten  
darmit tußt du den pfeffer meren,  
tußt unter mantel pferingkeren  
und unter weinper muckenkopf,  
für muscat aichenlaubes knopf  
und muckenschwamen für rusin  
und gibst huteln für feigen hin.“

Wie hier der Volkswitz über den betrügerischen Kaufmann herfällt, so fehlt es aber auch nicht an ernstern Klagen. Am Tiroler Ausschußlandtag vom Jahre 1518 beschwerten sich die Stände, daß das Tuch nicht in der ursprünglichen Qualität auf den Markt komme, sondern „gestreckt“, d. h. durch Ziehen ausgedehnt, daß ferner Seidenwaren mit falschen Firmenschildern verkauft würden um Preise, welche für echte Ware verlangt zu werden pflegten. Verlegener Ingwer werde mit Ziegelmehl vermischt und Spezereien könne man überhaupt kaum mehr unverdorben erhalten. — Auf unzählige Beschwerden hin legte sich endlich der Reichstag ins Mittel und verbot mehrmals strenge unter Androhung von Vermögensstrafen und Entziehung der Handelskonzession jede Art des sogen. „Fürkaufs“ und alle genossenschaftliche Handelstätigkeit. Aber erstens hieß das, das Kind mit dem Bade ausgießen; denn der überseeische Handel beanspruchte riesige Kapitalien, welche gewöhnlich nur mit verteilterm Risiko aufzubringen waren, und dann war auch die Macht des Geldes schon viel zu groß, die Abhängigkeit der Fürsten und vor allem des Kaisers selbst und damit der ganzen Politik vom Großkapital zu weit vorgeschritten, als daß an eine tatkräftige Durchführung solcher Beschlüsse gedacht werden konnte. Der Kaiser und die Fürsten brauchten Geld und konnten es nur bei den reichen Kaufleuten, voran bei den Familien der Suggen und Welschen erhalten, denen sie dafür Einkünfte verpfändeten. Handelsmonopole waren zu einem begehrten Artikel geworden, die sich die großen Firmen schon

etwas kosten ließen. Das Sprichwort: „Die großen Diebe hängen die kleinen“, ging schon damals im Lande um. Es war öffentliches Geheimnis, daß selbst die kaiserlichen Räte bei entsprechenden „starken Handsalben“ schon mit sich reden ließen.

Der Rückschlag dieser Zustände auf den Kleinhandel, auf das Gewerbe, überhaupt auf die ehrliche Handarbeit war erschütternd. Gegen diese neuen Mächte war nicht aufzukommen, zumal da auch die Stadtregierung in ihren Händen lag. Solange die alte Zunftverfassung den Betrieb aller Gewerbe geregelt hatte, war Arbeit und Verdienst unter den Handwerkern ziemlich verteilt. Aber dieses System ging, wie so viele mittelalterliche Einrichtungen, der Auflösung entgegen. Man kann zweifeln, ob dieser Zerfall der genossenschaftlichen Ordnungen zur Verschlimmerung der wirtschaftlichen Lage des Handwerkerstandes die Ursache bot, oder ob die unerwartet schnelle Entwicklung des kaufmännischen Betriebes die Zunftverfassung zerstört hat. Jedenfalls gerieten die alten strengen Statuten in Vergessenheit. Man hielt sich nicht mehr an sie. Früher war die Aufnahme in die Zunft, welche als die Voraussetzung für die Bewilligung zum Ausüben eines Gewerbes galt, an viele Bedingungen und langjährige Schulung des Lehrlings und Gesellen gebunden. Das hatte bei dem religiösen Ernst, mit welchem diese Genossenschaften ihre Aufgabe betrachteten, Gelegenheit genug gegeben, untaugliche Elemente auszuschneiden, auch eine Überproduktion oder lästige Konkurrenz zu unterdrücken. Die Durchbrechung der alten Ordnungen riß neben vielen überlebten Einrichtungen auch die guten nieder. Einerseits konnten sich nun wirkliche Künstler freier nach ihrem eigenen Genius entfalten und unsterbliche Kunstwerke schaffen, andererseits aber verließ man die Grundsätze der alten Gediegenheit, die uns an den erhaltenen mittelalterlichen Denkmälern so gefällt, und brachte zu viel hervor und zu Schlechtes, was den ganzen Stand herabsetzte. Außerdem — und das ist stärker als es bisher geschah, zu betonen — waren die Zünfte zugleich religiöse Genossenschaften, welche über ihre Mitglieder eine moralisch-sittliche Herrschaft ausübten, sie in Fucht und Jaum hielten und auf die Erfüllung der religiösen Pflichten ernstlich drangen. Die Erschlaffung dieser starken leitenden Hand machte sich jetzt umso fühlbarer, als der zunehmende Weltfinn zu allerlei Übermut und Leichtfertigkeit verführte, welcher Verlockung unzählige unterlagen.

Auch die Zünfte gerieten so unter die Herrschaft des Kapitals, dem sie mit ihrer Hände Arbeit dienstbar wurden. Sie mußten ihre Waren, die gegen so starken ausländischen Wettbewerb zu kämpfen hatten, billig hergeben und das Geschäft dabei den Kaufleuten überlassen, dazu noch zahlreiche Abgaben zahlen, als Standgeld, Marktgeld, Eichgeld, Ungeld usw., um überhaupt ihr Gewerbe ausüben zu dürfen. Alle diese Umstände wirkten

mit, daß viele Handwerker wirtschaftlich und moralisch zu Grunde gingen, daß in den Städten ein besitzloses Proletariat aufwuchs, dessen Grundstimmung eine tiefe Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung war und dessen Hoffnung auf Umsturz ging. Alles Vertrauen in die Redlichkeit und den guten Willen der „Ehrbaren“ und des Stadtrates war dahin, man scheute sich nicht, die Stadtväter der Teilnahme an argen Betrügereien, sogar verächtlichster Unterschleife von Steuergeldern der Bürger, welche keine Möglichkeit einer Kontrolle hatten, zu beschuldigen. Immer lauter ließen sich drohende Reden vernehmen und der Rat war schon längst eingeschüchtert, als der Pöbel mit seinen Forderungen und Beschwerden bis in die Ratsstuben vordrang.

Während ein Teil der Bürgerschaft ein ärmliches und zerlumptes Dasein führte und Mord und Diebereien sich häufiger als je zu ereignen begannen, genoß der glücklichere Teil sein Leben. Man staunt, wenn man von der maßlosen Verschwendung hört, welche in der Stadt getrieben wurde. Die Kleidermoden, früher durch Jahrhunderte beständig, wechselten nun rasch, der Aufwand, der damit verbunden war, verschlang bedeutende Summen und gar zu oft gings recht lustig in den Trinkstuben her und vielleicht an weniger ehrbaren Orten.

In dieser Zeit hat die Kunst des Kupferstichs und des Holzschnitts das Leben und Treiben in der Stadt mit Vorliebe behandelt. Wir können uns auf Grund dieser unzähligen Bilder eine recht gute Vorstellung von den Sitten und Gebräuchen machen, die damals unter den Bürgern herrschten. Und da fallen denn auch jene Gegensätze ins Auge, von denen diese Zeit erfüllt ist. Lumpen und gliedernackte Armut neben flimmerndem Glanz. Den Modekünstlern jener Tage stand eine reiche Auswahl unter den verschiedensten Stoffen zu Gebote, von den venezianischen goldgewirkten schweren Brokaten und den feinen flandrischen Tuchen bis zu den größten einheimischen Waren, und die Erfindungsgabe der Schneider in neuen, auffallenden Kleiderformen war grenzenlos. Besonders ungewohnt ist uns die Buntheit der Stoffe, auf welche damals großer Wert gelegt wurde. Es war ein farbenreiches Bild, so recht ein Ausdruck der allgemeinen Lebensfreude, wenn die Bevölkerung sich etwa bei festlicher Gelegenheit, in den Bänken der Kirche, im großen Festsaale des Rathauses oder auf der Wiese vor der Stadt traf. Kein Gewand glich dem andern, und Brust und Hals, Haube und Hut mit blitzendem Geschmeide und leuchtendem Edelgestein geschmückt! Währenddem saßen grollende Brüder in Hemdärmeln und schadhaftem Schuhwerk, aus dem die bittere Armut herauschaute, mit Leuten, auf welchen der Makel irgend einer schlimmen Tat ruhte, oder mit jenen, die blasser Neid in die Einsamkeit trieb, beisammen und schimpften und ärgerten sich und hieben mit der Faust auf

den eichenen Tisch, schwörend, den Reichen das Gold und Silber von dem Tacken zu reißen und sich an ihrem Weine zu berauschen. Manches Bäuerlein, das Fleisch und Korn auf seinem Karren in die Stadt geschoben hatte und sich nun den Gaumen legte, saß dabei und hörte begierigen Ohres auf die wüsten Reden und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

Gern wurde bei solchen Gelegenheiten über die Geistlichkeit hergezogen, welche damals fast in jeder Stadt allzu zahlreich vertreten war und an Besitztum den Bürgern nicht viel nachstand. Sie bildete gleichsam einen Staat im Staate. Dadurch, daß sie der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, von Steuern und bürgerlichen Diensten befreit war, stand sie als Fremdkörper im Organismus des Gemeinwesens. Diese Immunitäten nahmen oft ganze Bezirke in der Stadt ein, besonders in den



Die Stände. (Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert in der Art des S. S. Beham.)

Bischofsstädten, wo sie als starke Bollwerke der bischöflichen Macht in den städtischen Verwaltungskreis hineintrugen. Sie waren für die Bürger ein Ärgernis, weil diese der Ansicht waren, daß den Geistlichen zwar alle bürgerlichen Einrichtungen zugute kämen, während sie nicht daran dachten, auch die bürgerlichen Pflichten zu übernehmen. Man begann sie als Eindringlinge, als Fremdlinge zu betrachten und darnach zu behandeln, und sich den Anspruch auf ihre reichen Güter und Einnahmen aus den Kosten und Mühen des ihnen gewährten Schutzes abzuleiten. Beim Pöbel gefellte sich dazu Raub- und Zerstörungslust, welcher der Klerus keine Macht entgegenzustellen hatte. Die gefüllten Keller und Speicher der städtischen Geistlichkeit haben den „Gemeinen“ und Bauern nachmals manche übermütige Stunde bereitet; denn sobald eine Gemeinde zu den Bauern abfiel oder selbst den Aufstand anfang, gehörte es zu den ersten Unternehmungen, sich der Immunitäten zu bemächtigen und den Klerus nicht nur zur Erstattung der Abgaben, sondern auch zur Übernahme des Wachdienstes zu zwingen, schließlich sein Eigentum ganz in die Gemeindeverwaltung zu übernehmen.

Zu den allgemeinen Beschwerden, welche die „Gemeine“ einzureichen pflegte, kamen in den Bischofsstädten, wie Würzburg, Bamberg oder Salzburg, noch die besonderen, welche sich aus dem Verhältnis dieser Städte zu ihren geistlichen Herren erklären. Die Vielregierung des Domkapitels, das dem Bischof immer mehr Rechte zu entwenden trachtete und sich als die konservative Stütze aller überkommenen Rechte der Kathedrale gegenüber Reformgelüsten der Bischöfe betrachtete, hatte in der Stadt nirgends Freunde. Nicht nur, weil man in dem Domkapitel den Kern aller Widerstandskraft gegen die bürgerlichen Forderungen sah, sondern auch deshalb, weil man die Kapitelherren für die vielerlei Ansprüche des Bischofs auf den Säckel der Bürger verantwortlich zu machen gewohnt war. Selbst der Rat war in diesen Städten viel leichter zu gewinnen als in den Reichsstädten, wo er autonom regierte; denn sein Jahrhundert alte, nie verwirklichtes, aber mit Fähigkeit festgehaltenes Bestreben nach Unabhängigkeit von der Herrschaft des Krummstabes schien in diesen Wirren die allerbesten Aussichten auf endlichen Erfolg zu haben. Zudem mußten sich gerade in den Bischofsstädten die Gegensätze, welche die Verkündung des neuen Evangeliums hervorriefen, am allerstärksten fühlbar machen. Diese trugen den Zwiespalt auch in den anderen Städten bis in die sonst festgeschlossenen Reihen des Rates und machte ihn unfähig, eine bestimmte und prinzipielle Stellung gegenüber den Aufständischen einzunehmen, die sich ja in alleweg auf das Evangelium beriefen und aus ihm ihre Rechte ableiteten.

Im ganzen gewinnen wir von dem Bürgertum der damaligen Zeit den Eindruck, daß es einen gewissen Höhepunkt in seiner Entwicklung erreicht hat und nun unter schwierigen Verhältnissen nach Wegen sucht, die in Verfall geratene mittelalterliche Verfassung auf neue, der neuen Zeit gemäße Grundlagen zu stellen. Aus dem Wandel aller politischen und kulturellen Verhältnisse geborene Gegensätze treten wirksam in den Gang der geschichtlichen Entwicklung ein und sind die Ursachen einer inneren Gärung, welche mit den gleichzeitigen ähnlichen Erscheinungen auf dem Lande in eine verhängnisvolle Wechselwirkung treten.

## Sinter Pflug und Saue.

### Der Bauer.

Das edle Recht ist worden krank  
Dem Armen kurz, den Reichen lang.  
(Sprichwort um 1500.)



Der freie Germane saß als eigener Herr auf eigenem Grund und Boden, zu keinen anderen Pflichten verbunden, als denen des allgemeinen Schutzes nach außen und innen, zur Wehr- und Ding-(Gerichts-)pflicht. Das war aber auch sein Recht. Hofstatt und Ackerland waren sein ungeteilter Besitz, das Recht aber auf Wald, Weide, Wasser war ihm mit den Genossen der in Besitz genommenen Mark gemeinsam. Hörige Knechte, welche durch Kriegsgefangenschaft oder strafweise oder schließlich infolge wirtschaftlichen Untergangs ihrer Freiheit verlustig gegangen waren, halfen bei der Bestellung des Hauswesens, in allem dem Herren untertan. Über den Stand der vollfreien Stammesgenossen erhob sich durch Würde und Pflicht der Adel, dessen Vorrecht seit jeher war, in der ersten Schlachtlinie zu kämpfen, Führer zu sein und im Gefolge des Königs zu ziehen. Aber auch an materiellem Besitztum überragte er den Gemeinfreien. — Im Laufe der Zeit änderten sich diese einfachen, natürlichen Verhältnisse. Sobald das sesshafte Leben eingewurzelt war und damit die Grundlagen staatlicher, wirtschaftlicher, sozialer und geistiger, kurz allgemein kultureller Entwicklung gegeben waren, bildeten sich allmählich mannigfaltigere und verwickeltere sozial-wirtschaftliche Verhältnisse heraus. Es trat mit der Bekehrung zum Christentum eine neue nicht nur innerliche, ideale, sondern auch wirtschaftliche Macht in Erscheinung, die sich dem Adel ebenbürtig zur Seite stellte.

Der König begabte mit erobertem und unterworfenem Land seine nächsten adeligen Diener und beschenkte reichlich die Kirchen und Klöster, damit diese dank ihrer festen Organisation desto besser im Stande wären, zur staatlichen Entwicklung nach den ihnen innewohnenden Kräften beizutragen. Dem Beispiel des Herrschers folgte der Adel. Aber weder Adel noch Kirche konnte den allmählich immer mehr anwachsenden Besitz im Eigenbau verwalten. Sie liehen das Land weiter aus und jene, die durch Vorteile bewogen oder durch Not gezwungen Land nahmen, gerieten in ein Abhängigkeitsverhältnis, hatten einen Herrn über sich, dem sie für den geliehenen Grund und Boden ein Entgelt leisten mußten, das zunächst in Naturallieferungen, dann aber auch in manchen anderen Dienst-

leistungen bestand. Verschiedene Umstände, politische Ereignisse, Schutzbedürfnis, freiwillige Ergebung, Not, drängten andererseits immer mehr Freie, ihre volle Freiheit aufzugeben. Das Schwert des Herrn schützte sie, seine Gunst erweiterte das Arbeitsfeld, der Lohn des Himmels für Ergebung an ein Kloster aber war ewig und es war nicht unvorteilhaft, zu den „Gotteshausleuten“ zu gehören. So verminderte sich die Zahl der freien Landbevölkerung immer mehr, es machte sich immer auffallender der soziale Unterschied zwischen dem Wehrstand und Nährstand geltend, dem Adel, der in den Kampf und später ins Turnier zog, auf der Jagd sich ergötzte und jede Arbeit verschmähte, und dem Bauern, der im Schweiß seines Angesichts das Brot für den Herrn und sich erarbeitete.

Sozial unter den Gemeinfreien standen in ältester Zeit als dritte soziale Gemeinschaft die Hörigen, die der Gewalt eines Herrn unterworfen waren. Bei der wirtschaftlichen Organisation dieser Zeit, die keinen Großbetrieb in unserem Sinn und keine Arbeitsteilung kannte, wurden sie, wenn nicht persönliche Dienstleistungen ihrer warteten, gewöhnlich als Zinsbauern auf Höfe gesetzt, und sie dienten dort dem Nutzen des Herrn durch verschiedene Abgaben, hatten aber im übrigen, besonders in der Bewirtschaftung ihres Hofes, freie Hand. Allmählich näherten sich nun die sozialen Verhältnisse jener ehemals freien, nun aber in Schutz- und Wirtschaftshörigkeit stehenden Leute, denen der von Haus aus unfreien Bevölkerungsklasse, besonders als sich aus der Vertretung des Schutzhörigen vor Gericht durch den Schutzherrn die herrschaftliche Rechtsprechung auch über jene ausdehnte. Es zinsten die Unfreien und es zinsten diese Halbfreien und sie brachten ihre Abgaben sogar oft zur selben herrschaftlichen Meierei. Daß der Unfreie kein Eigenland besaß, sondern Grund und Boden eines Grundherrn baute, der Freie aber vom Boden, der sein eigen war, zinst, dieser Unterschied verblaßte allmählich hinter dem tatsächlichen Untertänigkeitsverhältnis, wie es die Zinszahlung an und für sich und die Gerichtsherrschaft zeigten. So trat eine wirtschaftliche und rechtliche Vermischung ein, die bis zum Ausgang der Karolingerzeit, also ziemlich früh, zur Herausbildung des gemeinsamen Begriffes des Grundholdentums führte. Den Grundholden standen die freigebliebenen Nichtadeligen gegenüber, die sich mit einer Schutzherrschaft in einem bloßen Vogteiverhältnis befanden, d. h. ihre volle Freiheit behielten und den adeligen Schutz mit einem gewissen Zins bezahlten. Während die früheren Freien sozial tiefer sanken, erhoben sich die ursprünglich Leibeigenen, indem sie gewissermaßen an den Rechten der anderen teilnahmen.

In der Folgezeit verschlimmerte sich zwar die soziale Stellung der landarbeitenden Bevölkerung dadurch, daß die Gemeinfreiheit ein immer selteneres Gut wurde und die Gewohnheit des Dienstes auf der einen

Seite, das Gefühl der Unterwürfigkeit auf der andern, das herrschaftliche Selbstbewußtsein stärker zur Geltung brachte, doch hatte die wirtschaftliche Lage des Bauern nicht darunter zu leiden, besserte sich im Gegenteil von Jahr zu Jahr und erreichte im 12., 13. Jahrhundert eine Blüte, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die historischen und literarischen Quellen dieser Zeit schildern uns den Bauern als wohlhabend und wirtschaftlich so gut gestellt, daß er in heiterem, nicht selten übermütigem Lebensgenuß seine Tage ohne außergewöhnliche Sorgen ums tägliche Brot verbringen kann. Ob wir nun die Geschichte des Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner lesen oder mit Adhart von Riuwental an Sang und Spiel des Dorfes teilnehmen oder im Caesarius von Heisterbach blättern, an der Mosel und an der Donau finden wir den Bauern in gewissen behaglichen Verhältnissen, lebenslustig und nicht selten bemüht, über seine soziale Stellung hinauszustreben, es den Rittern gleichzutun. Dabei kommt er freilich über vielbespottete Nachahmung reiner Außerlichkeiten nicht hinaus und der ärmste Ritter fühlt sich trotzdem erhaben über den reichsten Bauern. Erst damals tritt die Abschließung der Stände gegeneinander auffallender in Erscheinung.

Eine Reihe günstiger Umstände hatte das Los der bäuerlichen Bevölkerung so glücklich gestaltet. Erst in der Zeit der staufischen Könige kam der Ausbau des Landes, die Flurnahme und der Dorfausbau zu einem gewissen Abschluß. Es gab bis dahin noch viel unbebautes Land, von weiten Waldungen bedeckt, welches einer zahlreichen Familie immer wieder Gelegenheit bot, durch Rodung neuen Ackerboden zu gewinnen und sich so noch Daseinsmöglichkeiten zu schaffen, ohne den ererbten Besitz durch Teilungen schmälern zu müssen. Dabei stieg der Wert des Bodens immer mehr und intensivere Feldwirtschaft steigerte den Ertrag des Bodens, ohne daß, durch altes Gewohnheitsrecht gebunden, der Grundherr, sei es nun ein Adliger, eine klösterliche Gemeinschaft oder ein Prälat der Kirche, die Abgaben willkürlich erhöhen konnte. Später im 13. und 14. Jahrhundert trieb die Enge väterlichen Besitzes und wagemutiger Unternehmungsgeist gar viele junge Leute ins neueroberte slavische Gebiet jenseits der Elbe und Kolonien wanderten donauabwärts bis nach Siebenbürgen.

Die Entwicklung der Städte, die im 12. Jahrhundert begann und bis ins 15. Jahrhundert in raschem Tempo fortschritt, schuf nicht nur neue Absatzmöglichkeiten landwirtschaftlicher Produkte, sondern nahm ununterbrochen Überschüsse der Landbevölkerung auf, denen sie neben relativ günstigen Lebensbedingungen auch noch soziale Erhebung verhiess, indem der ehemalige Herr mit der Zeit sein Recht auf sie verlor. Im großen und ganzen hatte diese Periode den Bauernstand in die Höhe gebracht,

mit vereinzelt Ausnahmen, wenn äußere Verhältnisse die allgemeine Entwicklung hemmten. Doch das blieb nicht so.

Nach der Staufenzzeit hatte sich in den Stammlanden selbst der Platz für neue Siedlungen außerordentlich verengt, im 14. Jahrhundert bekamen die Städte ihr festes Gepräge und je mehr sie sich in ihrer ganzen wirtschaftlichen und geistigen Organisation vom Lande trennten und abschlossen, desto schwerer wurde es dem Bauern gemacht, Bürgerrechte zu erwerben und sich im Schutze der Mauern ein neues Leben aufzubauen. Auch die Abwanderung nach Osten kam ins Stocken, so daß die überschüssige Bevölkerung im Lande verblieb und in immer mehr sich verengendem Raum um Daseinsmöglichkeiten kämpfen mußte. Dann wurde das altererbte Hausgut geteilt, der mittelalterliche Einheitsitz, die Hufe, zerfiel in Halb- und Viertelhufen. Die Folge war, daß am Ende des Mittelalters, da die Steigerung der Produktivität des Bodens mit Abnahme des Bodenraumes und Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt hielt, die Leute auf dem Lande immer ärmer wurden, das Kleinhauswesen überhand nahm, das nur schwer die Mittel zur Leistung der Abgaben aufbringen konnte. Viele stürzten sich in Schulden, fielen in die Hände wuchernder Juden oder reicher, nicht minder unchristlichen Gewinn suchender Bürger, die ihr Geld gern in Grund und Boden anlegten und so neben den mehr zufälligen Gewinnen ihres Gewerbes durch sogenannten Rentenkauf, d. h. Sicherung eines Zinses durch eine Hypothek, ständige Einkünfte gewannen. Der Adel aber, der noch immer jede andere Beschäftigung außer dem Waffenhandwerk verabscheute, bemühte sich seinerseits, aus seinen bedrängten wirtschaftlichen Verhältnissen auf Kosten der Bauern herauszukommen.

Die Landesfürsten gingen mit ihrem Beispiel voran, die Zügel wirtschaftlicher Unterordnung straffer anzuziehen und sie fanden dabei eine starke, nie versagende Stütze im neuen römischen Recht und dem gelehrten Beamtentum. Dieses Recht, das im römischen Kaiserreiche Geltung hatte und das dann im Mittelalter auf den italienischen Universitäten durch Kommentar- und Ergänzungsarbeit der sogenannten Glossatoren umgeformt und weitergebildet wurde, war schon lange am Kaiserhofe in gewisser Übung, bürgerte sich nach und nach auch bei den kleineren fürstlichen Regierungen ein, bis es mit der Reichskammergerichtsordnung von 1495 zum „gemeinen Recht“ des Reiches erklärt wurde. Auf allen Gebieten sozialen Zusammenlebens hat die Aufnahme des „fremden“ Rechts tiefe Gegensätze geschaffen und zur Erregung des Volkes so viel beigetragen, daß schon Zeitgenossen diese neue Rechtsauffassung als eine der Hauptursachen des Bauernkrieges bezeichneten. Die Erbitterung der Bauern gegen das „welsche“ Recht ist begründet in dem unüberbrückbaren Gegen-

satz zwischen den althergebrachten christlich-germanischen Rechtsanschauungen und der Rechtspflege des römischen Kaisertums. Und in der That, so notwendig die Schaffung eines allgemein gültigen Rechtes gegenüber den zahllosen Einzelrechten der Landschaften war, so offenbar sie im Interesse der Reichseinheit und des Reichsfriedens lag, so segensreiche Wirkungen sie auszuüben berufen war, so schwer lastete das neue Recht damals auf dem Bauern. Der Römer hatte keinen Begriff von dem Wert und der Würde freier Arbeit. Was im alten Rom arbeitete, waren es nun die begnadeten Künstler, deren Genie die großartigen Bauten erfand und aufrichtete, die wir heute bewundern, oder die Armen, die unter Peitschenhieben die Steine dazu herbeischafften, alle waren Sklaven, für welche es keine Paragraphen gab. Der Stand der Grundholden aber hatte mit dem römischen Sklaventum gar nichts gemeinsam, er lebte mit dem Grundherrn in einem durch altes Herkommen bestimmten Rechtsverhältnis. Waren die Dienste und Abgaben in den Urbarien-Dienstbüchern genau eingetragen, so daß sie jederzeit geprüft werden konnten und eine feste Norm bildeten, an die sich die Grundherren in ihren Forderungen und die Untertanen in ihren Pflichten zu halten hatten, so fand die überkommene Rechtspraxis in den Weistümern oder Taidingen schriftliche Fixierung. Den Dorfbewohnern wurde zu bestimmten Zeiten des Jahres durch die Schöffen das Recht gewiesen, d. i. vorgetragen, und es war ihnen daher gut genug bekannt. Bei so gestalteten Umständen konnte das römische Sklaven- oder Kolonenrecht bei uns niemals eine günstige Wirkung haben.

Anders aber stand es mit der Rechtspredchungsordnung überhaupt. Es gab früher ein Dorfgericht, das der vom Gutsherrn ernannte oder wenigstens bestätigte Schultheiß leitete und das die aus den ortseingewohnten unbescholtenen Leuten gewählten Schöffen besetzten. Unter der Dorflinde, manchmal auch unter einem Fußbaum, einer Eiche, einem Birnbaum, auf dem Kirchhofe usw. hielt man mehrmals im Jahre die Gerichtstage ab, an denen nach altem überliefertem Rechte geurteilt wurde. Die persönliche Selbständigkeit, der Mannesstolz der mittelalterlichen Bauern hatte in der pflichtgemäßen, aber auch rechtlichen Teilnahme an dieser wichtigen öffentlichen Funktion, die in den eigenen Angelegenheiten des Dorfes entschied, seine Wurzeln.

Die Träger der neuen Rechtsanschauungen waren studierte Rechtsgelehrte, Juristen, die nun rasch nicht nur in die kaiserlichen Gerichte, sondern auch in die territorialen Ämter eindrangen und die Gebräuche der überlieferten Rechtspredchung beseitigten. Die beruflichen Anwälte, Advokaten, gewannen immer größeren Einfluß. Juristen, denen Volksbräuche soviel wie Mißbräuche waren, strömten in alle höheren Verwaltungsstellen, Vogteien und Ämter und erscheinen bald als Beigeordnete, syndici, in den Stadt-

räten. Schwer gab der Bauer die gewohnte Selbstregierung, wie sie in jeder Grundherrschaft und jeder Gemeinde üblich war, auf und suchte nur widerwillig sein Recht bei den „Beutelschneidern“ und „Rechtsverdrehern“, deren Grundsätze und Deuteleien er nicht verstand, deren langwierige Prozesse ihm das Geld aus dem Beutel zogen, ohne daß er gegen den Mächtigeren sein Recht erhalten konnte, das ja ein ganz anderes war, als das der Juristen.

Dem Landesherrn freilich kam das neue Recht in seinem Bestreben, alle Gewalt an sich zu ziehen und alle Stände als Untertanen gleichmäßig zu behandeln, trefflich zu statten. Der römische Herrschaftsbegriff, eines absoluten Besitzrechtes, spielte ihm allerhand zweifelhafte Rechte in die Hände, die zur Entwicklung der Grundherrlichkeit viel beitrugen.

Auf solche Art und Weise waren den Gemeinden die Allmendrechte, das freie Benutzungsrecht des zur Gemeindemark gehörigen Waldes, Wassers, und der Wiese langsam entglitten und an die Herrschaften übergegangen. Am Anfang des 16. Jahrhunderts gab es darin freilich noch landschaftliche Verschiedenheiten. Am Oberrhein, z. B. in E t t e n h e i m, in der M o l s h e i m e r H a r d t, hatten sich freie Marken erhalten, auf S t r a ß b u r g e r Gebiet waren den Bischöfen zwar gewisse Vorrechte eingeräumt worden, die freie Nutzung aber war den Untertanen verblieben, in T i r o l hatte der Landesfürst auf das eine oder das andere der Markrechte, besonders die Benutzung des Waldes und Wassers seine Hand gelegt, während die Weide gewöhnlich Allmende blieb. Im allgemeinen aber war es der Grundherrschaft im Laufe des spätesten Mittelalters gelungen, die Gemeinde aus ihren uralten Rechten auf die Allmende zu verdrängen, sich die Verfügungsgewalt darüber anzueignen und durch oft ziemlich scharfe Bestimmungen die Versuche der Dorfgenossen, sich gegen diese Usurpation aufzulehnen, zu unterdrücken. Von überall her tönen die Klagen der Bauern über Wildschaden, weil es ihnen unter hohen Strafen verboten war, das Wild zu töten, das in ihren Feldern äste. Die Jagdsfreudigkeit mancher Herren hatte diese Verbote veranlaßt. Kaiser Max, schon aus der Poesie als begeisterter, unerschrockener Jäger bekannt, verbot den Bauern ihre Kulturen zu umzäunen und größere Hunde zu halten. Der Unwille der Betroffenen machte sich nach dem Tode des Kaisers in schrankenlosem Wildabschuß Luft. Herzog U l r i c h v o n W ü r t t e m b e r g ließ jene blinden, die mit einer Schußwaffe im Forst betreten wurden. — Durch das Bestreben der Landesfürsten, sich das zum Betriebe der einträglichen Bergwerke nötige Holz zu sichern, war der Wald auf dem landesfürstlichen Gebiete Tirols durch das Allmendregal fast ganz landesfürstliches Eigentum geworden, ja sogar in die Nutzungsrechte des E i g e n w a l d e s griff der Landesherr aus diesen Gründen ein. — Auch das Wassernutzungsrecht wurde außerordentlich beschränkt. In Tirol, dessen brausende Bäche zur Ausnutzung

durch Mühlenanlagen wie geschaffen waren, war die Erbauung solcher an die Erlaubnis des Landesherrn gebunden, auch wenn der Bach durch das Eigentum des Bauern lief. Ähnlichen Beschränkungen unterlag das Fischereirecht.

Nun darf man gegenüber den Forderungen der sich betrogen fühlenden Bauern, die stürmisch ihre alten Rechte zurückverlangten, nicht vergessen, daß es einer Neuregelung der Allmendrechte sicher bedurfte. Die alten Weistümer genügten den veränderten wirtschaftlichen Formen nicht mehr. Es durfte dem Landesherrn nicht gleichgültig sein, daß z. B. in Tirol und im Schwarzwald, wo sich ein schwunghafter Holzhandel zu entwickeln begonnen hatte, jeder nach Belieben Holz fällte. Forstordnungen waren da gewiß am Platze. Auch Fischereiordnungen und Jagdgesetze sind zu verstehen, sonst hätte der Bauer bald der mühevollen Feldbestellung den angenehmeren und lohnenderen Gelderwerb zum ungemessenen Schaden für den Grundherrn und das Land selbst vorgezogen. Man darf auch nicht außer acht lassen, daß es dem Grund- und Landesherrn oft nicht so sehr auf Beeinträchtigung der Nutzungsrechte als vielmehr auf Betonung seiner Hoheitsrechte ankam. Andererseits aber wird man in den Klagen der Bauern jenes konservative Streben zur Rückeroberung ihrer alten Rechte und wirtschaftlichen Verfassung erkennen. Die Frage aber ist, ob diese Wiederherstellung dem geänderten Wirtschaftsleben gemäß überhaupt nützlich und möglich war.

Römischen Rechtsanschauungen entsprach es auch, wenn das Besitzrecht des Bauern als ein reines Pachtverhältnis betrachtet zu werden begann. Die Juristen bewiesen haarscharf aus den Paragraphen, daß der Grundherr mit Hingabe seines Besitzes zur Nutznießung ein unbedingtes Recht auf sein Gut behalte und den Pachtzins nach Belieben erhöhen und den Bauern sogar nach Gutdünken wieder verdrängen könne. — Das geschriebene und ungeschriebene Bauernrecht widersprach einer solchen Auffassung der Besitzverhältnisse vollständig. Wie sich seit dem 12. Jahrhundert die Erblichkeit der Lehen unter dem Adel vollkommen durchgesetzt hatte, so war auch der Bauer in gewissem Sinne Herr seines Ackers geworden. Er saß auf Lebenszeit auf seinem Zinsgut und nach ihm erbte es sein ältester Sohn, wenn nicht zum Schaden des Hofes unter großen Kosten Erbteilung unter mehreren Söhnen eintrat. Es gab zwar neben der großen Masse der Erblichen auch noch Zeitlehen, sogenannte Landsiedelgüter, Winnegüter, Herrngunstgüter, Freistiftgüter oder wie immer sie genannt wurden, doch auch diese blieben in der Praxis der Familie gewahrt, freilich sicherte sich der Grundherr gewisse Abgaben, die bei Übergang eines Gutes aus einer in die andere Hand bezahlt werden mußten, bei Verkauf und Kauf, Erbfall usw. Diese „Anleiten“, „Freigelder“ usw. waren unter Umständen beträchtliche Einnahmen für die

Herrschaft, empfindliche Verluste für die Untertanen, die dann etwa, wie es in Salzburg der Fall war, von den Vögten und Amtleuten noch um eine „Nachanleihe“ geschätzt wurden. Mit Händen und Füßen sträubte sich der Bauer gegen solche Angriffe auf sein herkömmliches, langgewohntes Recht und wenn es ihm verloren gegangen war, suchte er es nun mit Gewalt wieder zurückzugewinnen und ein gegenteiliges Untersfangen ein für allemal unmöglich zu machen.

Eine andere schwierige Frage betraf die Untertänigkeitsverhältnisse selbst.

Die sozialen Verhältnisse sind am Ausgang des Mittelalters verwickelter, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Dem Adel, der Bürgerschaft stand die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung gegenüber. In diesem Stande herrschten aber die verschiedensten Abhängigkeitsverhältnisse, von voller Freiheit bis zu voller Botmäßigkeit in Form der Leibeigenschaft. Es herrscht ein unverkennbares und von den Bauern unliebsam empfundenenes Bestreben unter den höheren mit Herrschaftstiteln ausgestatteten Ständen, die Mannigfaltigkeit der Abhängigkeitsverhältnisse zu beseitigen und ein allgemein gültiges Untertänigkeitsverhältnis zu schaffen. Das lag im Interesse einer neuen, gleichmäßigeren und einträglicheren Verwaltung und wurde, wie erwähnt, durch die Bestimmungen des neuen römischen Rechtes sehr befördert. Die Herrschaften zielten nun in diesem Sinne darauf hin, die kläglichen Überreste altgermanischer Freiheit vollends zu vernichten. In jenen Gebieten, in denen der Aufstand die entschiedensten Formen annahm, waren diese Versuche am härtesten durchgeführt worden. — Die Leibeigenschaft in strengerem Sinn, jene niedrigste Form gesellschaftlichen Daseins, bestand nur in manchen Gegenden, z. B. im Gebiete des Abtes von Kempten, in größerem Umfange. Besitz und Kraft der Leibeigenen wurde in ausgedehntem Maße dem Herrn dienstbar gemacht. Die eigentliche Besitzlosigkeit dieser Leute kam darin zum Ausdruck, daß ihr hinterlassenes Gut zum großen Teil dem Herrn anheimfiel, in Kempten z. B. die Hälfte, die geringe körperliche Verfügungsgewalt aber zeigte sich in der Beschränkung der Freizügigkeit und der Freiheit ehelicher Vereinigung. Strenge Strafen lagen auf der „ungenossame“, d. h. wenn ein Untertan die Untertanin einer anderen Herrschaft heiratete. Im Allgäu galt das Recht, daß der Mutter Hand die Kinder nach sich ziehe, d. h. diese folgten dem Stande der Mutter. Um nun eine Abnahme der Bevölkerung oder gar Standeserhöhung der Kinder zu verhüten, wurde der Mann gezwungen, seine Frau möglichst bald zur Ergebung an den Herrn zu veranlassen, falls sie höheren Standes als er selbst war. Geldstrafe, die in Kempten bis 100 fl. ausmachten, hartes Gefängnis usw. wurden angewendet, das durchzusetzen.

Der Allgäuer Rechtsgrundsatz galt aber nicht überall, im allgemeinen folgten die Kinder dem Stande des Vaters, in manchen Gebieten Schwabens die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter. Die ledigen Söhne und Töchter konnten nach Belieben zu Diensten im Schlosse des Herrn herangezogen werden. —



Bauernpaar mit Geflügel und Eier auf dem Markt.  
(Kupferstich von A. Dürer 1519, Berlin, Kupferstichkabinet B. 29.)

Von den in volle Leibeigenschaft geratenen Bauern verschieden war ursprünglich die große Masse der Zinser, wie sie uns als freie Gotteshausleute oder Altarleute oder als freie Zinser entgegenreten. Ihre Lage hatte sich aber im 15. Jahrhundert so verschlechtert, daß sie sich am Ende dieses Jahrhunderts, was tatsächliche Leistungen und Dienste betrifft, kaum mehr von den Eigenleuten unterscheiden. Auch bei ihnen herrscht das

strenge Gesetz der „Ungenossame“. Es liegt darin auch das Verbot für Töchter einer Herrschaft, in das Gebiet einer anderen Herrschaft wegzuheiraten. Hohe Abgaben lagen auf einer diesbezüglichen Erlaubnis. Die Gotteshausleute von St. Blasien verloren zwei Teile ihres Besitzes, ebenso die Untertanen des Klosters Theyngen im Kanton Schaffhausen. In Grustenheim (Unterelsaß) mußte ein Mann, der eine „ungenossin“ ehelichte, dreißig Schillinge zahlen und es war ihm strenge verboten, seinen Kindern etwas von des Klosters Eigentum zu vererben, es hätten sich diese denn zuvor dem Kloster ergeben. Auch die Freizügigkeit des Mannes war sehr beschränkt und es war die Erwerbung dieses Rechtes mit großen Kosten verbunden.

Diese Beschränkung der persönlichen Freiheit konnte allzu leicht den Charakter einer drückenden Fessel annehmen, welche dem Entfaltungsbedürfnis einer zahlreichen Familie empfindliche Hindernisse bereitete. Das Evangelium der neuen Freiheit wurde vor allem auf die Auflösung dieser Abhängigkeitsverhältnisse angewandt und die Forderung nach Abschaffung der Leibeigenschaft und Schaffung eines allgemeinen freieren Untertanenverhältnisses ist eine der ersten Forderungen der Bauern, die sie in ihren sogenannten Artikeln geltend machten. Niemals aber darf man vergessen, daß die soziale Lage in den zahllosen Herrschaftsbereichen kein einheitliches Bild bot, und so auch das Los der Zinsbauern je nach Recht und Laune der



Zinsender Bauer.  
(Kupferstich von J. Brinck, Wien, Albertina.)

Herrschaft sehr verschieden gestaltet war. Auch die Lasten, welche auf einem Bauerngut ruhten, waren in den einzelnen Landschaften nicht gleich. Teils beruhten sie auf altem Herkommen, teils gingen sie auf neuere Forderungen zurück. Es kam sehr viel auf die Herrschaft an und deren Bedürfnisse, wie hoch die Abgaben sich beliefen und auf welche Weise sie eingetrieben wurden.

Von alters her pflegten die Bauern alljährlich das „Hubgeld“ oder den „Herrenzins“ abzuliefern. Wie alle alten Zinse, bestand auch diese Abgabe weniger in Geld als in Naturalien, d. h. Erzeugnissen des häuslichen Gewerbesleibes. So mannigfach wie die Produktion des Bauernhofes, war die Art des Hubgeldes, bedeutete es ja in alter Zeit die notwendige Ergänzung des herrschaftlichen Haushaltes, den unerläßlichen Zuschuß

zu den einfachsten Lebensbedürfnissen des Grundherrn. Getreide, Eier, Hühner wurden auf den Fronhof, den Mittelpunkt herrschaftlicher Wirtschaft geliefert, aber auch Gänse, Schafe oder Schweine und als kleinere Zutaten Obst und Gemüse trug der Bauer zu Fastnacht, Ostern oder Martini in die Meierei seines Herrn. Eine große Last bedeutete diese Abgabe nicht und war auch von dem kleinsten Bauernhof ohne viel Schwierigkeiten zu tragen.

Die am beschwerlichsten empfundene Naturalabgabe war der Zehnte. Von Seite der Kirche leitete man seine Berechtigung aus dem alten Testamente her. Jeder Jude mußte den 10. Teil seiner Feld- und Baumfrüchte, das zehnte Stück Vieh zum Unterhalt der Leviten liefern. — Außer diesem „großen Zehnt“ gab es noch einen „kleinen Zehnt“ von allen möglichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Obst, Gemüse, Most und Wein. Umfangreiche Zehenthöfe oder Zehentscheunen nahmen diese Abgaben auf, welche dem Bauern einen ziemlichen Teil seiner Arbeitsfrüchte vorwegnahmen, besonders wenn weltliche Gewalten noch einen „Laienzehnten“ forderten. Allgemein ist die Abneigung des Landmanns gegen den Zehnten, die Bauernartikel wollen ihn durchaus ganz abgeschafft wissen oder in manchen Gegenden nur den 30. Teil an seine Stelle treten lassen. —

Die Odenwälder- und Neckartalbauern bestimmten in ihrem 11. Artikel: „den Todfall betreffend soll laut des Artikels von jetzo an tot und ab sein und sürohin niemand zu geben nichts schuldig sein“. Den „Todfall“ haften die Bauern über alles. Starb ein Grundholde, so mußte der Grundherrschaft aus der Verlassenschaft des Verstorbenen das beste Stück Vieh oder das beste Kleid, in welchem er Sonntags zur Kirche zu gehen pflegte, abgeliefert werden. Diese alte Steuer, sonst auch „Besthaupt“ genannt, machte durchschnittlich in Niederösterreich, Salzburg und Bayern 5%, in Steiermark und Oberösterreich 10%, in Württemberg bis 15% vom Werte des Bauerngutes aus. Von alters her war es gebräuchlich, die Praxis milder zu handhaben, als der Buchstabe des Rechts besagte. Den Wert des „Todfalls“ bestimmte nicht fachmännische Abschätzung, sondern mehr der Zufall. Merkwürdige Gebräuche hatten sich dabei von früher her erhalten. So gingen z. B. die Bediensteten des Abtes von Werden mit einem weißen Stab in der Hand rückwärts in den Stall und welches Tier sie berührten, das galt als das „beste Houpet“.

Von den Erzeugnissen seiner Arbeit pflegte der Bauer seit jeher noch lieber etwas herzugeben als bares Geld. Die harte Münze hatte für ihn etwas Bestechendes; sie wurde immer als Seltenheit bewertet und mit einer gewissen Verehrung behandelt. Der Bauer spart nicht, wenn es gilt, ein Feiertagsessen, einen Martins- oder Ernteschmaus auszurichten

und läßt den Wein dazu in Strömen fließen, aber wenn man von ihm einen kupfernen Pfennig oder gar einen blanken Silbertaler verlangt, hat er schlaflose Nächte und sein Weib böse Tage. Daher begreifen wir den Widerstand des Bauern gegen jede Art geldlicher Abgabe. Und im Zeichen der beginnenden Kapitalwirtschaft am Ende des Mittelalters wurden alle neuen Steuern in Geld erhoben. Der Bauer sträubte sich gegen die verschiedenartigen Zölle, die als Weggeld, Marktgeld, Brunnen- und Brückengeld von der Grundherrschaft eingehoben wurden, und strich mit Wonne das lästige Ungeld aus dem Schuldkonto, das als eine Art Verzehrungssteuer den Ausschank alkoholischer Getränke belastete.

Und diese grundherrlichen Abgaben waren noch nicht einmal alles, was der Bauer zu leisten hatte. Es drohten ihm alljährlich noch gewisse öffentliche Abgaben, die der Landesherr auf die Untertanen insgesamt umlegte. Wenn ein neuer Bischof gewählt war und dieser einen schweren Batzen Geld an die Kurie gebührenmäßig einsenden mußte, da geriet der Bauer in Aufregung; denn jetzt kam bald der öffentliche Anschlag oder die Verkündigung von der Kanzel, daß eine Weibsteuer zu entrichten sei. Wenn der arme Knecht dem bischöflichen Herrn nicht viel Gutes wünschen zu müssen glaubte, ein langes Leben hat er ihm sicher gern gegönnt, um diese oft empfindliche Abgabe nicht zu häufig hintereinander zahlen zu müssen. Wenn ein weltlicher Herr seine Tochter auszustatten hatte, da hatte der Bauer nicht viel Freude und er verwünschte die Braut ins strengste Kloster; denn da kam gar bald der Befehl zur Ablieferung einer Heiratssteuer. Und wenn der Junker Kunz den Ritterschlag empfing, da durfte der gute Untertan seiner Mitfreude in einer Rittersteuer Ausdruck verleihen. Sei, wie's ihm da in den Fingern zuckte! Und wenn sein Herr in den Krieg zog, oder selbst einen Krieg begann, wenn des Kaisers oder des Reichstags Mandat an den Adel oder die gemeine Ritterschaft um Kriegshilfe erging, da mußte wiederum zu allererst der Bauer ins wohlverschürte Säckel greifen und manchen Pfennig als Keissteuer rollen lassen. So ungehörig aber benahm er sich den Steuereinnehmern gegenüber, daß selbst manche Herren in große Verlegenheit kamen und bei der nächsten Werbung des Kaisers erklärten, sie müßten bei Eintreibung des „gemeinen Pfennig“ oder der „eilenden Hilfe“ oder wie die Steuer sonst noch benannt wurde, auf Aufbruch und Empörung gefaßt sein. Kaiser Max, immer zu tapferen Taten aufgelegt, aber meist ohne Heer und ohne Geld, sah sich, da ihn das Reich nicht unterstützte, gezwungen, seine Erblände umso härter zu schätzen und erhob Umlagen, die wohl  $2\frac{1}{2}\%$  des Wertes des unbeweglichen Eigentums betrug. Das ging ihm ein oder das andere Mal durch, als er aber öfter mit solchen Wünschen an den Landtag herantrat, verweigerte ihm dieser kurzweg die Erfüllung seines Verlangens.

Aber der Grundholde mußte seinem Herrn nicht nur Abgaben entrichten, auch für ihn zu arbeiten war er gezwungen. Die Fron, auch Scharwerk, Robot genannt, widersprach so recht dem Begriff der Freiheit. Die erste rebellische Handlung im Bauernkrieg war gewöhnlich die Aussage des Dienstes. Mit diesem passiven Widerstand brachten die Bauern die Herrschaft in keine geringe Verlegenheit; denn deren hörige Knechte waren nicht so zahlreich, daß sie außer dem notwendigen täglichen Dienst auf dem Schloß oder auf dem Fronhof (=Herrenhof) noch die Arbeiten verrichten konnten, die den Hintersassen oblag.



Ländliche Arbeiten.

(Aus „Publii Virgillii Maronis Opera“, Straßburg 1504;  
„Im Morgenroth der Reformation“ von Pflug-Hartung.)

Zum Pflügen, zur Aussaat, zur Ernte benötigte der Gutsherr die Kraft der Bauernarme, aber er verlangte seine Dienste auch zu Stein- und Feldfruchtführen und zu persönlichem Transport. Der Bauer mußte Botengänge tun und schließlich auch dem Heerruf Folge leisten und bewaffnet zur Stelle an der Mark sein, wenn die Sturmglocke kündete, daß sich ein Feind den Grenzen näherte. Ursprünglich nur für den Verteidigungszweck verlangt, dehnten sich die „Reispflichten“ in Form von Reisteuern weiter aus. Die Bauern teilten sich turnusweise in die Fronarbeit. Kleine Herrschaften beanspruchten oft viel mehr die Zeit und Kraft des Bauern als umfangreiche. Ungemessen wie in alter Zeit waren die Fronen nirgends mehr. Im Allgäu leisteten die Bauern von Steinheim die höchsten Fronen, 5 Tage im Sommer, 3 Tage im Winter mit Holzführen. Ge-

wöhnlich wurden im Allgäu 3 Tagwerke im Jahr während der Erntezeit gefordert. Daß ein Höriger mehr als 7 Tage des Jahres opferte, war ungewöhnlich.

Ganz umsonst waren die Herrendienste nicht. Außer reichlicher Verköstigung wurde dem Bauern während des Frondienstes manche Erleichterung gewährt, ja es kam vor, daß aus der Arbeit ein Fest wurde. Im Menschinger Vogtsrecht von 1441 ist bestimmt, daß die Fröner mit Musik zur Arbeit geleitet werden und in Lindschied (bei Wiesbaden) wurde den Schnittern nachmittags zum Tanze aufgespielt. Draußen am



Ländliche Arbeiten.

(Aus „Publii Virgilli Maronis Opera“, Straßburg 1504;  
„Im Morgenroth der Reformation“ von Pfugl-Sattung.)

Uder standen Wein und Fleisch bereit, damit der Arbeiter sich laben und wenn er dann heimging, trug er wohl auch manch brauchbares Geschenk im Sack. Gestützt auf ihre sichere Rechtsstellung stellen die Bauern hier und da höhere Ansprüche: „Ihr seid schuldig“, so heißt es einmal, „Brot und Käse zu geben und was euer guter Wille ferner ist. Das haben die Hufner niemals ausgeschlagen. Die Kost aber fordert den Trank von sich selbst.“

Nun kamen freilich oft genug Übergriffe und willkürliche Forderungen mancher Herrschaften vor und es gab harte Herren genug, welche ihre Untertanen so ausnützten, daß diese mit Bekümmernis ihre eigene Arbeit vernachlässigt und ihre Feldfrucht dem Untergang geweiht sahen. Beschwerten sich doch die Bauern des Edlen Lasla Thurner zu Raschen-dorf in Oberösterreich, daß sie mit Geschirr und Ross 40 Tage roboten

müßten. Ubrigens besitzen wir gerade aus den Gegenden an der Donau das Urbar (=Verzeichnis der Grundstücke und deren Schuldsigkeiten) eines Mustergutes, der Herrschaft Falkenstein, welches uns die vielgestaltige Tätigkeit, in die sich die Untertanen einer größeren Herrschaft teilten, ausführlich vor Augen führt. Da heißt es, daß die im Markte Hofkirchen schuldig seien, die Wiesen zu räumen und zu heuen, die besäten Acker zu eggen, das Kraut auszuschlagen, einzuhacken oder im Kessel zu kochen, daß sie beim Ausladen der Weinfässer aus dem Schiffe Dienste leisten müssen und ihrer Herrschaft Zeug nach Linz oder Passau zu führen haben. Die zu Niederranna an der Donau sollen eine Zille halten, die 2 Kasse über Wasser bringen kann, und nach Passau um Salz fahren. Der Söldner (Kleinhäusler) Sebastian zu Lembach hat die Briefe hin und wieder zu tragen, die in die Nähe geschickt werden. Die Bauern des Amtes Hämatt teilen sich in die Arbeit des Ackerns, Steine ausklaubern, Mähens und Einführens, 24 Mann hatten abwechselnd Bau- und Brennholz aufs Schloß zu führen. Das Düngen, Ackern und Streifen in den Gärten hatten 15 behaute Hintersassen zu besorgen. Die Wiesen zu umzäunen, zu „friden“, waren alle Hämatter verpflichtet, aber sie teilten sich so in die Arbeit, daß die Hofstätten zu Oberkapell die Bänder schneiden, 3 Weber-schläger die Spelten, 5 Hobenschläger die Stecken schaffen mußten.

Wir sehen, wenn nicht harte Willkür den Bauern das Leben sauer machte, war es immerhin nicht so schwer belastet, daß eine gewaltsame Empörung gerechtfertigt gewesen wäre. Bei der Mannigfaltigkeit des Herkommens und der Gewohnheit, wie sie uns die Meistümer und Hofrechte des 15. Jahrhunderts, die doch noch größtenteils anfangs des 16. Jahrhunderts Geltung hatten, überliefern, muß man sich hüten, ein allgemein gültiges Schema der bäuerlichen Leistungen aufstellen zu wollen. Jede Gegend hat ihr eigenes Recht. Niemals sind alle die aufgezählten Lasten zusammen zu tragen, bald fehlt die eine, bald die andere, bald werden sie milder, bald strenger gefordert. Alle Wirtschaftshistoriker von Ruf aber stimmen überein, daß im allgemeinen die Leistungen der Bauern nicht unerträglich waren. In gewissen Gegenden freilich, z. B. in den gebirgigen Teilen Salzburgs, mußten auch schon geringe Lasten empfindlich gefühlt werden.

Es war dem Bauern vor allem nicht immer leicht, sich bares Geld zu verschaffen. Von hundert Zufälligkeiten hingen seine Einnahmen ab, zu allererst natürlich von der Gunst der Witterung, die ihm die Quantität und Qualität seiner Absatzprodukte bestimmte. Die Wirtschaft war damals weder so rationell noch so produktiv wie heute. Verhältnismäßig große Feldstriche blieben alljährlich brach liegen und immer noch gab es innerhalb eines bäuerlichen Besitzes Landstrecken, die der Bewirtschaftung



Dorfleben um die Zeit des Bauernkriegs.

(Von H. S. Beham, 1500—1550; aus „Kulturgeschichte  
des Mittelalters“ von A. Kaufmann, Leipzig 1897.)

nicht nutzbar gemacht wurden. Es kam weiter sehr viel darauf an, ob sich ein geeignetes Absatzgebiet in der Nähe befand. Bei den damaligen trübseligen Verkehrsverhältnissen, den schlechten Wegen und schlechten Fahrzeugen beschränkte sich die Möglichkeit des Austausch der Wirtschaftsprodukte auf einen ziemlich engen Raum. Ein tüchtiger Regenguß machte die Zufahrtswege vom Land zur Stadt in kurzem unpassierbar; das Bedürfnis der nächsten Stadt aber oder des Schlosses kam in erster Linie für den Absatz in Frage.

Zudem war das Angebot groß und die Nachfrage doch beschränkt, da eine Gemeinde von 10 000 Bürgern schon als eine sehr bedeutende Stadt galt. Eine Ansammlung von Vermögen war damals in bäuerlichen Kreisen wohl eine Seltenheit. Gewisse Gegenden freilich, wie das fruchtbare Rheintal, von dem der Humanist Wimpeling in poetischer Übertreibung schreibt, daß dort die Bauern in den glücklichsten Verhältnissen leben, oder etwa Pommern, das ein Zeitgenosse, Thomas Kanzow, als ein reiches Land bezeichnet, wo die Bauern „nur englisch und ander gut Gewant, je so schön als ehemals der Adel oder Bürger getan haben“, tragen, sind durch ihre Lage an guten Handelsstraßen ausgezeichnet. Dort kam manches schöne Stück Geld ins Land und es hat dort auch wirklich behäbige Wohlhabenheit geherrscht. In den meisten Ländern aber mag der Bauer in normalen Zeiten vielleicht sein Auskommen gefunden haben, ohne die Möglichkeit zu haben, darüber hinaus etwas zu erwerben. Daß es ihm jedenfalls nicht so schlecht ging, wie er in seinen verschiedenen Eingaben an die Obrigkeit darstellt, beweisen die sehr hohen Strafgeelder, welche jedes am Aufstande beteiligte Dorf und jedes Haus zahlen mußte. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Die Sieger wußten gar wohl, daß der Bauer manches Scherflein verborgen hielt. Erst als dieser durch die Schrecknisse des Krieges wirklich zu Grunde gerichtet war, erkannte er, wie angenehm und glücklich er trotz der mannigfachen Uebelstände hätte leben können. —

Am Ausgang des Mittelalters waren jene Gegensätze zwischen Stadt und plattem Lande offensichtlich geworden, welche die soziale Stellung des Bauernstandes auf Jahrhunderte hinaus bestimmten. Stadt und Land schlossen sich gegeneinander ab. Es war für abgehauste Bauern schwer, in der Stadt eine Möglichkeit dauernden Unterkommens zu finden, nicht nur, weil ihn die strengere Form der Hörigkeit an die Scholle band; die auf lange Zeit hinaus festgelegten Stadtgrenzen verhinderten eine Zuwanderung und die neuen städtischen Wirtschaftsformen zogen den Möglichkeiten einer Neuaufnahme von Bürgern enge Grenzen.

Nichts wirkt so standestremmend wie Abhängigkeit. Und damals war der Bauer, der schon den Willen seines unmittelbaren Herrn hart genug

fühlte, noch dazu in eine bedrückende Abhängigkeit vom Bürgertum geraten. Der reiche Bürger nützte eine neue Möglichkeit, sein Geld in Grund und Boden nutzbringend anzulegen, weidlich aus. Die Städte erwarben Dörfer und Höfe, aber auch bäuerliche Zinsen, die von ihnen oft viel unbarmerziger eingetrieben wurden als von den ländlichen Herrschaften, deren Herz noch eher mit dem Landmann fühlte. Ein großes verfügbares Kapital vermochte die städtische Wirtschaft auf dem Lande viel intensiver und einträglicher zu machen, als es dem unbemittelten Bauern möglich war. Das Geld, das er brauchte, mußte der Bauer in der Stadt ausleihen und dort fiel er bei seiner Unbeholfenheit in die Hände von Wucherern, deren unerschwingliche Forderungen in der Folgezeit schwer auf dem bäuerlichen Besitztum lasteten. Die Verschuldung des Bauernstandes, besonders auch gegenüber den Juden hatte am Ausgang des Mittelalters derart unheimliche Formen angenommen, daß die Grundherrschaften selbst für ihre Untertanen einzugreifen gezwungen waren. So hat das österreichische Kloster Neun eigene Bücher über die verschuldeten Bauern angelegt und in deren Namen Vergleichsverhandlungen geführt. Andere Herrschaften erwirkten kaiserliche Briefe, die den Juden alle Darlehen an Untertanen des Begnadeten verboten. Die Landtage im Österreichischen müssen sich Jahr für Jahr mit diesen Dingen beschäftigen.

Abgesehen davon, daß ein Teil der städtischen Bevölkerung selbst manchen Grundbesitz in Eigenwirtschaft hatte und so eine Möglichkeit besaß, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte zu beeinflussen, versuchte ein anderer kapitalistische Formen in den Lebensmittelhandel einzuführen, um sich auf Kosten der Bauern und der Verbraucher zu bereichern. Überall erhebt sich die ländliche Bevölkerung gegen den „Fürkauf“, der vor Eröffnung des regelrechten Marktverkehrs vor den Toren der Stadt getrieben wurde, der einzelnen Kaufleuten oder Gesellschaften großen Gewinn brachte, die Bauern aber schwer schädigte.

Dazu kam, daß die Stadt eifersüchtig über ihre Gewerbetätigkeit wachte, das Handwerk auf dem flachen Lande nach Kräften unterband. Selbst Brotbacken und Bierbrauen wollte der Rat im Umkreis der Stadt nicht dulden, und die städtischen Zünfte waren stets bemüht, die freie Ausübung eines Handwerks auf dem Lande zu unterdrücken. Daher die Forderung der Meraner Bauernartikel, „alle Bruderschaften und Zünfte der Handwerksleute mit ihren Ordnungen und Strafen abzutun, da sie dem gemeinen Mann zu Schaden kämen, daß mancher oft keinen Handwerksmann, besonders Schneider, in sein Haus zu setzen habe“.

Wir haben gehört, daß die neue Art der Lebensgestaltung hauptsächlich von den Städten ausging, welche durch Handel und Wirtschaft emporkommen, durch das vielgesehene Beispiel ausländischer Sitten und Ge-

bräuche belehrt, rasch die neuen angenehmeren Formen annahmen und ausgestalteten. Prunk in Kleidern, Aufwand für Innenausstattung der Wohnungen durch Künstlerhand, Aufwand von Zeit und Geld für materielle Genüsse, hatten Hand in Hand mit den Ansprüchen einer neuen weltlichen Bildung dem städtischen Leben ein anderes Gepräge gegeben, es froher, farbenreicher gemacht und zum vielbenedeten Mittelpunkt allen



Wucher und Fürkauf.

(Holzschnitt a. Brant „Narrenschiff“; Basel, J. Bergmann v. Olpe, 1494.)

kulturellen Fortschritts erhoben. An diesem Leben fanden nicht nur die Edelleute großes Gefallen, die ihres einsamen Daseins auf den engen Burgen längst nicht mehr froh waren, sondern auch der Landmann draußen im Dorfe schaute sich gar manches ab, was ihm gefiel. Seine wirtschaftlichen Beziehungen zur nächsten Stadt brachten ihn ja mit deren Welt in nahe Berührung. Nicht im Besitze einer Bildung, die als Voraussetzung allen guten Tones und Geschmacks hätte vorhanden sein müssen, verkehrte er dabei alles nach seinem Auffassungsvermögen und

seiner ländlichen Befangenheit ins Rohe, Übertriebene und Lächerliche. Er begann die einfache Kleidung zu verschmähen, teure Stoffe zu kaufen und irgend ein Schmuckstück für sein Weib zu erwerben. Die Arbeit hinterm Pfluge erschien ihm erniedrigend und würdelos und er saß bald lieber im Wirtshaus hinterm Krug, als daß er seinen Rücken über die Ackerfurche beugte. Äußerer Schein sollte seinen hörigen Stand verhüllen, dessen er



Dorf mit Klosterchen.

(Kupferstich von Hirschvogel, 1546; Wien, Albertina.)

sich schämte und den er verfluchte. Aber nur zu bald erkannte er, daß sein Hab und Gut seinem emporstrebenden Sinn enge Grenzen setzte. Es langte auf einmal nirgends mehr hin. Jetzt drückten ihn die Zinsen und Steuern, die ihm früher nicht allzu lästig gewesen waren, jetzt fühlte er die Verachtung seines Standes, und seine Erbitterung wuchs mit der Einsicht des eigenen Unvermögens, sich der lästigen Fesseln zu entledigen, der Haß wurde umso tiefer, je quälender die Erkenntnis in ihm nagte, daß es den Herren nicht einfiel, seine Lage zu ändern; diese waren im Gegenteil bestrebt, die Spuren der alten Freiheit auszulöschen, um ihre eigene Grundherrschaft auszubauen.

Die geschilderten Zustände hatten traurige Folgen für den Bauernstand und für sein Verhältnis zu den anderen Ständen. Unter den Bauern selbst tiefe Gegensätze je nach ihrer materiellen Lage. Dem düsterhaften Proletariat der einen stand die drückendste Armut der anderen gegenüber, die keine Freude mehr an fruchtloser Arbeit fanden und ihren Groll, ihre



Ländliche Lustbarkeit.

(Aus dem Holzschnitt von S. S. Beham, 1855.)

Verzweiflung in Alkohol ertränkten und immer mehr verkommen. Die Bürger aber blickten mit sichtlichem Abscheu auf das rohe Treiben auf dem Lande und je höher sie stiegen, desto bedauernswerter und verächtlicher erscheint ihnen die Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit, Unterwürfigkeit des Bauern. Die zeitgenössische Literatur und Kunst bietet uns, soweit sie sich mit den bäuerlichen Verhältnissen beschäftigt, dieses Bild. So wie der Bauer in den zahlreichen Schwänken und Fastnachtsspielen herhalten muß,

als komische Figur die Zuschauer zu belustigen, sie mit seinem tölpischen, dummen Benehmen, seinen einfältigen, dumm-listigen Streichen zu erheitern, so spielt er auch in den Volksliedern und fliegenden Blättern selten eine andere als eine unmanierliche, lächerliche Rolle. Es ist freilich kein Zweifel, daß man damit viele tatsächliche Schwächen des herabgekommenen Bauernstandes traf, — bietet ja der Bauernkrieg selbst genug lächerliche Szenen — aber selten suchten einsichtige Männer den tieferen Ursachen dieser Zustände auf die Spur zu kommen und sie mit ehrlichem Mitgefühl zu rechtfertigen. Thomas Murner entwirft im 33. Absatz der „Narrenbeschwörung“, den er bezeichnender Weise überschrieb: „Die Schafe schinden“, ein Bild von den gewaltigen Anforderungen an den Bauern, wie er bedrückt von Zinsen, Steuern, Zöllen und Geldern aller Art noch an seiner Arbeit durch Wachdienst und Kriegsfronen und andere Abhaltungen gehindert werde. Nicht genug mit den recht- und regelmässigen Leistungen an Zehnten, Sterbabgaben, Kirchengeldern, muß er dem Bettelmönch Weizen, Korn, Käse und Zwiebel in seinen Sack tun, und dann kommen zu guter Letzt die Vagabunden und Stationierer (stellungslose Landsknechte), Bettler und fahrende Schüler, lauter gefährliche Leute, mit denen nicht gut Kirschen essen, die gern ein Feuerchen anzünden oder das Vieh verhexen, wenn man durch Verweigerung einer Gabe ihre Nachsucht reizt.

„Ach, lieber Bauer, solche Qual  
ist über dich erdacht zumal;  
drum hüß dich nieder oder fliehe,  
bis daß das Wetter vorüberziehe.“

Freilich unterschätzt er keineswegs die wirklichen Übel:

„Von ihm (dem Bürger) lernt's der Bauer auch,  
zu sein ein Narr und auch ein Gauch  
und führt mit Macht den Narrenorden,  
seitdem er schamlos ist geworden.  
Im Wirtshaus sitzt er Tag und Nacht  
und hat der Arbeit nimmer Acht  
und will verspielen und verzehren  
mehr als der Pflug ihm kann gewähren.  
Und wer mir das nicht glauben wollte,  
der selbst im Wirtshaus ersehen sollte  
die Schnallen, an die Wand geschrieben,  
die Kreuze, die durch Borgen blieben.“

Die Vergnügungssucht, die Nachäfferei städtischen Wesens, die unter den Bauern Platz gegriffen hatte, ihre ungleiche materielle Lage, schildert

Sebastian Brant im 82. Abschnitt des „Narrenschiff“, der die Überschrift trägt: „Vom bauerlichen Aufwand“.

„Die Bauern ziemlich (wie es sich geziemte) einfach waren  
 noch kürzlich in vergangnen Jahren.  
 Gerechtigkeit war bei den Bauern.  
 Als die entfloh der Städte Mauern,  
 Wollt' sie in stroh'nen Hütten sein,  
 bevor die Bauern tranken Wein,  
 den sie jetzt gerne bei sich dulden.  
 Sie stecken sich in große Schulden.  
 Wiewohl jetzt Korn und Wein gilt viel,  
 nehmen sie doch auf Borg und Ziel  
 und wollen bezahlen nicht bei Zeiten,  
 man muß sie bannen und verleiten.  
 Der Zwilch schmeckt ihnen nicht mehr sehr,  
 sie wollen keine Toppen mehr.  
 Es muß sein leydisch und mechelsch Kleid (aus Leyden und Mecheln)  
 und ganz zerhackt und gespreit,  
 mit aller Farb, Wild über Wild (Pelz über Pelz)  
 und auf dem Armel ein Guckucksbild.  
 Der Bauer jetzt das Stadtvolk lehrt,  
 wie es in Bosheit wird gemehrt.  
 Von den Bauern kommt jetzt aller Schund,  
 sie haben täglich neuen Fund.  
 Kein Einfalt ist mehr in der Welt,  
 Die Bauern stecken ganz voll Geld,  
 sie speichern Wein und Weizen auf  
 und andres und erschwern den Kauf  
 und machen es so lange teuer,  
 bis Blitz und Donner kommt mit Feuer  
 und ihnen abbrennt Korn und Scheuer.“

Zu dieser Schilderung paßt freilich gar nicht, was Murner über die Bauern zu sagen weiß oder gar der Verfasser des Werkes „Omnium gentium mores“ („Die Sitten aller Stände“). Der Humanist Johannes Boëmus Albanus, der nach Art des Tacitus schrieb, urteilt über die Bauern: „Der letzte Stand ist derer, die auf dem Lande in Dörfern und Gehöften wohnen und dasselbe bebauen und deshalb Landleute oder Ländliche genannt werden. Ihre Lage ist ziemlich bedauernswert und hart. Sie wohnen abge sondert von einander, demütig mit ihren Angehörigen und ihrem Viehstand. Die Hütten bestehen aus Lehm und Holz und ragen

wenig über die Erde empor, sind mit Stroh gedeckt. Das sind ihre Häuser. Geringes Brot, Haferbrei, gekochtes Gemüse ist ihre Speise, Wasser und Molken ihr Getränk. Ein leinener Rock, ein paar Stiefel, ein brauner Hut ist ihre Kleidung. Das Volk ist jederzeit ohne Ruh, arbeitsam, unsauber. In die nahen Städte bringt es zum Verkaufe, was es vom Acker, vom Vieh gewinnt und kauft sich wiederum ein, was es bedarf; denn Handwerker wohnen nur wenige unter ihnen. In der Kirche, von denen für die einzelnen Gehöfte gewöhnlich eine vorhanden ist, kommen sie an Festtagen vormittags alle zusammen und hören von ihrem



Pfeifer.

(Kupferstich von Jacob Bind; Wien, Albertina.)

Priester Gottes Wort und die Messe, nachmittags verhandeln sie unter der Linde oder an einem andern öffentlichen Orte ihre Angelegenheiten, die jüngeren tanzen darauf nach der Musik des Pfeifers, die Alten gehen in die Schenke und trinken Wein. Ohne Waffen geht kein Mann aus; sie sind für alle Fälle mit dem Schwert umgürtet. Die einzelnen Dörfer wählen aus sich zwei oder vier Männer, die sie Bauermeister nennen. Das sind die Vermittler bei Streitigkeiten und Verträgen, die Rechnungsführer der Gemeinde. Die Verwaltung aber haben nicht sie, sondern die Herrn oder die Schulzen, die von ihnen bestellt werden. Den Herren fronen sie oftmals im Jahre, bauen das Feld, besäen es, ernten die Früchte, bringen sie in die Scheunen, hauen Holz, bauen Häuser, graben Gräben. Es gibt nichts, was dieses slavische und elende Volk ihnen nicht schuldig sein soll, nichts, was es, sobald es befohlen wird, ohne Gefahr zu tun verweigert. Der Schuldige wird strenge bestraft. Aber am härtesten ist

es für die Leute, daß der größte Teil der Landgüter, die sie besitzen, nicht ihnen, sondern jenen gehört und daß sie sich durch einen bestimmten Teil der Ernte jedes Jahres von ihnen loskaufen müssen.“

Das ist Gelehrtenanschauung und Gelehrtenstil. Es springt in die Augen, wie fremd der gelehrte Bürger dem Bauerntum gegenübersteht. So traurig waren die materiellen Verhältnisse gewiß nicht, wie sie hier unter dem Einfluß des Standesdünkels geschildert werden. Der Bauer hatte auch seine guten Zeiten und materiell, wie er gesinnt ist, trugen seine zahlreichen Feste sehr materiellen Charakter. Der Dorfanger bei der Dorflinde war nicht nur Stätte des Gerichts und der öffentlichen Sitzungen,



Auf dem Markt.

(Kupferstich von Jacob Bind; Wien, Albertina.)

sondern auch Festplatz und das Dorfwirtshaus dröhnte oft vom Lärmen derbfröhlicher Bauern, die da aus mächtigen Krügen tranken und unglaubliche Massen von Fleisch verschlangen. Die derbe Ausgelassenheit forderte den Spott und die Satire heraus, die denn auch nicht müßig war, diese Seite des bäuerlichen Lebens in Versen und Bildern besonders drastisch und ausführlich darzustellen.

An Gelegenheiten, Feste zu feiern, fehlte es den Bauern wahrlich nicht. Das ganze Dorf nahm daran teil. Am tollsten ging's zu Fastnacht zu, wo an Essen und Trinken schier Unglaubliches geleistet wurde. Dann kam Ostern und das Maifest, an dem in der Mitte des Dorfes die große Maistange auf gepflanzt wurde, welche die Dorfburschen unter Begleitung von Jung und Alt aus dem Walde geholt und mit bunten Bändern und Kränzen geschmückt hatten. Unter großem Lärm führte man den laubbekleideten Maikönig durchs Dorf und tauchte ihn schreiend in den Dorf-

reich. Wettrennen und Ringstechen waren um Pfingsten beliebt. War der Sommer mit seiner strengen Arbeit vorüber, dann begann die lustige, festefrohe Herbstzeit, die zahllosen Kirchweihen mit gewaltigen Schmausereien. Nicht nur die eigene Kirchweih wurde gefeiert, sondern man zog auch in die Nachbarschaft und feierte brüderlich mit. Familienfeste, wie Hochzeiten und Kindstausen, waren Dorffeste, an denen der ganze Ort



Kirchweih. (Aus dem Holzschnitt von H. S. Beham, 1838.)

teilnahm. Da wurde der Sirtlei getanzt und der Godewanz, der Adelswank und Heierlei und wie sie alle heißen, die zahlreichen, oft uralten Volkstänze, zu denen Geigen, Pfeifen und Dudelsack aufspielten, während sich andere beim Kegelspiel oder Scheibenwerfen ergötzten. Jank und Schlägereien gehören zu solchen Festen dazu. An den langen Winterabenden aber fanden sich die Dorfgenossen in den Spinnstuben zusammen, wo man Märchen und Sagen erzählte, alte von den Ahnen überkommene

Lieder sang und uralte Bräuche übte, aber auch so unschicklich sich benahm, daß es mancherorts zu behördlichen Verboten dieser Art von Geselligkeit kam. — Es ist kein Zufall, daß gerade oft Kirchweihen den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch der großen Unruhen gaben. Die erhitzten Gemüter waren da sehr zur Rauflust geneigt und die ganze Nachbarschaft war versammelt. Ebenso bezeichnend ist, daß die meisten Revolten zur Fastnachtszeit ausbrachen.

Obwohl sich nun Freud und Leid im Leben des Bauern mancherweise ausglich, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und Mißstände viel Unzufriedenheit im Bauernstande



Bauernhochzeit.

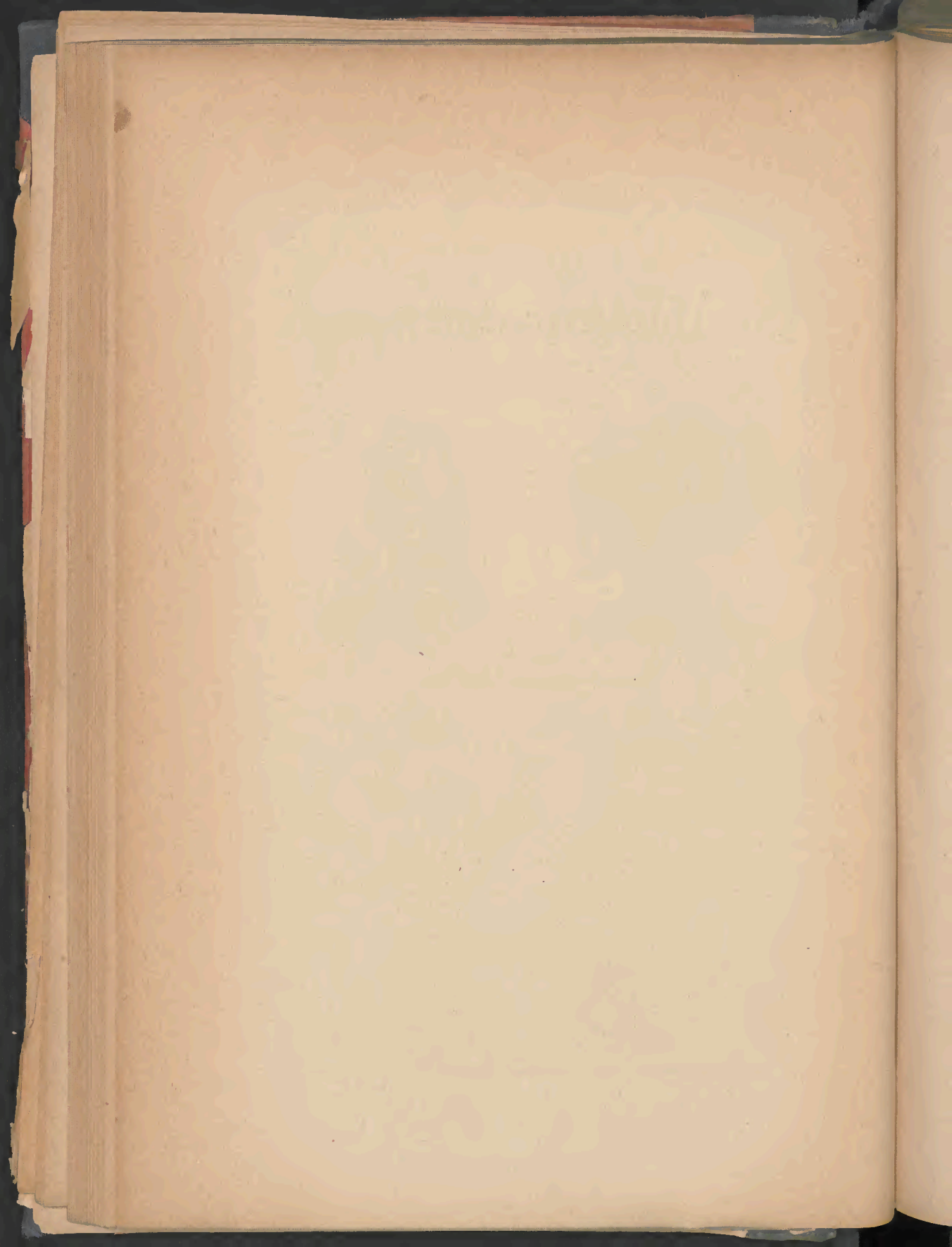
(Aupferstiche von H. S. Beham; Wien, Albertina.)

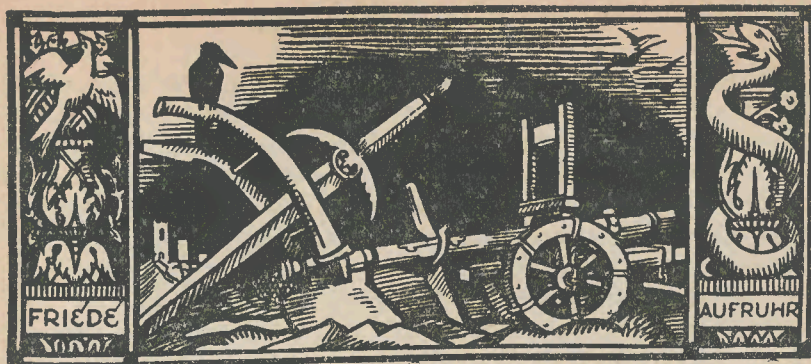
erzeugen mußten. Als dann noch die politische und religiöse Not die Gemüter zu erregen begann, als eine demagogische Propaganda dem Bauern seine unwürdige und schwere Lage, oft drastisch übertrieben, zu Bewußtsein brachte, wurde die Stimmung so gespannt, daß geringfügige Ursachen sie zu leidenschaftlichem Ausbruche drängte.

Ein Urteil über Erträglichkeit und Unerträglichkeit der verschiedenen Lasten und der Gesamtleistungen der Bauern kann niemals allgemein Geltung haben. Es kam ganz auf die Bedürfnisse des Einzelnen, oder der einzelnen Familie an, und wie man gewohnt war, das Leben zu gestalten. Die allgemeine Steigerung der Lebensansprüche, wie sie das ausgehende Mittelalter charakterisieren, hat auch auf den Bauernstand übergegriffen, zugleich hat sie auch die Standesunterschiede außerordentlich scharf hervorgehoben, so daß die Landbevölkerung immer mehr zum Bewußtsein ihrer Erniedrigung gekommen war und mit neu erwachtem Stolze eine Besserung dieses Zustandes durch Verwischung der Standesgrenzen erstrebte.

II.

Das Unwetter zieht herauf.





## Die böhmischen Brüder.

### Hussitentum.

**S** puren jener Gedanken von Freiheit und Gleichheit, welche auf die Lösung der bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse gerichtet waren, machen sich in Deutschland schon im Mittelalter bemerkbar. Damit verband sich von selbst eine Opposition gegen die weltliche Macht der Kirche, die sich seit der großen Kirchenspaltung zur Zeit des Exils der Päpste in Avignon aus verschiedenen Gründen vertiefte. Sie kam nicht zum ersten Mal, wohl aber zum ersten Mal in dieser gewalttätigen Form in der großen hussitischen Bewegung in Böhmen zum Ausbruch. Für umstürzende Ideen, wenn sie noch so ideal gemeint sind, hat der „arme Mann“ meist nur dann Verständnis, wenn sie seine materielle Lage berühren. Nur dann kommt die träge Masse in raschere Bewegung, wenn ihr die verlockenden Bilder wirtschaftlicher und sozialer Erhebung entsprechend deutlich vor Augen geführt werden, wenn ihr, gemeinverständlich ausgedrückt, als Endergebnis für Anstrengungen ein klingender Beutel und eine wohlbesetzte Tafel in Aussicht gestellt wird, trotz verringerter Arbeit. Damals wie heutel! Und es hat sich als ein schwerer Fehler der böhmischen Reformatoren herausgestellt, daß sie ihre Ideen von einer geistigen Erneuerung auf jene Kreise gründeten, denen es doch zu allererst darum zu tun war, das Joch der Armut abzuschütteln und die Bürde des Gehorsams abzuwerfen. Gewalttat und Tügellosigkeit, Fraß und Völlerei sind die Ergebnisse, deren sich die Revolution beim ersten Ansturm erfreut. Damit gibt sich der gemeine Mann allzufrüh zufrieden. Die Revolution frist ihre eigenen Kinder.

Schwerer als in Deutschland lastete in Böhmen das grundherrliche Joch auf dem Bauern. Da hier der Grundherr zugleich Gerichtsherr zu sein pflegte, war der zinspflichtige Baumann ganz in der Gewalt seines Herrn. Es gab nicht, wie z. B. in Tirol oder sonstwo, ein landesherrliches Gericht als vermittelnde Behörde, noch hatte ein altes herkömmliches Recht für den Bauern Geltung. Not und Übermut konnte unter solchen Verhältnissen viel ungesühntes Unrecht tun und die persönliche Freiheit der Untertanen bis zur vollen Knechtschaft herabdrücken. —

In Böhmen spielte das deutsche Element von jeher eine wichtige kulturelle Rolle. Zur Zeit Karls IV. (1347—1378) kamen zu den eingewanderten Deutschen noch viele Landsleute hinzu, die der König zur Hebung der Kultur seines Landes herbeigerufen hatte. Diese lebten vertragsmäßig nach ihrem eigenen Rechte, das sich vielfach günstig von dem in Böhmen allgemein gültigen unterschied, und kamen durch fleißige, überlegene Arbeit bald zu einem Wohlstand, der sie in einen gewissen wirtschaftlichen und sozialen Gegensatz zu dem tschechischen Handwerker brachte. In den Städten stand bald einem begüterten deutschen Bürgertum ein zahlreiches tschechisches Proletariat gegenüber. Das war eine Mitursache, daß die religiös-soziale Bewegung des Suffitentums zugleich die schrecklichsten Formen nationaler Verfolgung annahm.

Schon vor längerer Zeit waren in Böhmen Eiferer für eine allgemeine Reformation und insbesondere für eine Erneuerung der Geistlichkeit aufgetreten. Die kirchlichen Verhältnisse lagen sehr darnieder, was nicht zum mindesten der allzu engen Vereinigung der Kirche mit den Interessen der Krone zuzuschreiben war. Konrad von Waldhausen (etwa 1320 bis 1369) hatte in der Prager Teynkirche voll glühenden Eifers gepredigt, Milicz von Kremšier († 1374) gegen alle Weltlichkeit geredet und alles Streben nach weltlichem Wissen und irdischem Gute verdammt, Johann von St. Gallus die Gleichheit aller Menschen betont, deren Adel nur durch Tugend und Gottesfurcht begründet werde. Eine ganze Reihe ähnlich gesinnter Männer war gegen die verschiedenen Mißbräuche im kirchlichen und sozialen Leben aufgetreten und hatte das Volk in Unruhe versetzt.

In dieser aufgeregten Zeit kamen böhmische Studenten aus Oxford und brachten die Ideen des Engländers Johann von Wiclif (um 1324 bis 1384) mit nach Hause, der einen ganz neuen Eigentumsbegriff lehrte. Jeder Mensch trage seinen Besitz von Gott zu Leben und verliere sein Anrecht darauf durch eine Todsünde. Diese Gedanken machte sich der Magister Johann Hus († 1415) zu eigen und entwickelte sie in der Prager Bethlehemskirche vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft. Kein Mensch könne im Zustand der Sünde geistlicher oder weltlicher Herr sein, jeder

verliere sein Recht auf Besitz, sobald er ihn wider Gottes Gebot gebraucht. Nur der wahrhaft Gläubige dürfe besitzen. — Das Urteil über rechtmäßigen und unrechtmäßigen Besitz habe die Versammlung der Gläubigen zu sprechen. — Solche soziale Grundsätze mußten dem Volke, das wenig oder nichts besaß, wohlgefallen; denn wer hätte sich nicht zu den „Gläubigen“ gerechnet! —

Angewandt wurden diese Theorien zuerst auf den kirchlichen Besitz. Dieser sei die Ursache aller Unfreiheit des Bauernstandes, er sei auch der Grund der Verarmung des Adels und insolgedessen aller Bedrückungen, aller Ungerechtigkeiten, welche der Grundherr aus Not und Mangel den Bauern zugefügt habe.

So wurde der Adel gänzlich von aller Schuld absolviert und dankte das durch massenhafte Beteiligung bei der gewaltsamen Durchführung der wirtschaftlichen Neuordnung. Daß in dieser einseitigen Beschuldigung der Kirche ein schwerer Fehler lag, erkannte der verführte Bauer erst, als er seine Haut bereits für die durch Einziehung kirchlichen Besitzes erstarkten weltlichen Herren zu Markte getragen hatte. Diese bereicherten sich an dem geraubten Gut, während dem Untertanen noch härtere Bedrückung blühte. Zunächst aber machten sich Bauer und Adel verbrüderet über das Kirchengut her. „Und also wurden große mächtige Klöster und Gestift und hochwürdig Kirchen zerbrochen und alles, was den zugehört, erlaubt allen denen, die es mochten behaupten. Alle geistliche Ordnung ward abgetan und ward das Land zu Behaim begabt mit mehr Märtyrern, das kein Land nie ist begabt worden.“ So klagt Siegmund Meistelin in seiner Chronik. Wie ein blutiges Schwert schwang Žižka seine Rede: „Wir wollen alle Gottlosen mit Strafen verfolgen, peitschen, schlagen und erschlagen, köpfen, hängen, ersäufen, verbrennen und mit jeder Art von Rache, die nach dem Gesetze Gottes den Bösen zukommt, heimsuchen, jede Person ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes.“ Feuerbrand schleuderten die radikalen Taboriten, welche die Grundsätze eines vollkommenen Kommunismus verfochten, in die aufgeregten Massen: „Verflucht sei jeder Gläubige, der sein Schwert vom Blute der Widersacher Christi fern hält, er muß vielmehr seine Hände in seinem Blute baden und reinigen.“ Furchtbar wütete der „arme Mann“ und am entsetzlichsten in jenen Gegenden, wo nationaler Haß die Leidenschaft zu teuflischer Wut steigerte. Nordböhmen, ein altes deutsches Siedlungsgebiet, litt qualvolle Not. In wenigen Jahren war die blühende deutsche Kultur vernichtet und die deutsche Bevölkerung ausgerottet oder geflohen.

Nicht minder grausam aber wütete und würgte das Schwert der Rächer, die zum Kreuzzug wider die Ketzer ausgezogen waren. Länger als ein Jahrzehnt dauerte der unentschiedene Kampf, bis die Kraft der

Hussiten erlahmte und sie schließlich nach dem Heldentod ihres begeisterten und kriegsgewaltigen Führers, des großen Procop, in der Schlacht bei Böhmisches Brod (1453) rasch abwärts sank.

Ein blühendes Land war verwüstet, ein aufstrebender Bauernstand der Armut und einer unerhörten Knechtschaft verfallen, ein glückliches Bürgertum schwer geschädigt. Ganze Ortschaften verschwanden vom Erdboden. „Aus der Bedrückung mit Robot, einem früher in Böhmen unerhörtem Unrecht, entsteht großes Übel, so daß die Menschen, die solche neue unbarmherzige Lasten nicht ertragen können, ihre Habe verlassen, von ihren Gründen fliehen und nach der Flucht dem Morde, der Brandstiftung und anderen Verbrechen sich ergaben, das Land dadurch verödet und Teuerung und Hungersnot entstehen, Diebstähle und Mord sich mehren“ (Cornel. v. Dsehrd).

Gegen Ende ihrer Herrlichkeit sahen sich die hussitischen Gottesstreiter, da sie Böhmen so zu Grunde gerichtet hatten, daß sie kaum mehr leben konnten, gezwungen, Raubzüge in die Nachbarländer zu unternehmen. Die Lausitz, Sachsen, das Vogtland, Franken und Osterreich litten schwer unter den tschechischen Einfällen, die sich schließlich bis in die Mark Brandenburg ausdehnten. Diese gefürchteten Hussitenzüge mochten andererseits wohl viel zur Verbreitung der taboritischen Ideen in Deutschland beigetragen haben. Wir verfolgen heutzutage mit schwerer Sorge, wie sich der Bolschewismus bemüht, seine Ideen und Grundsätze über die Welt zu streuen, wie er, nicht damit zufrieden, in dem Land seiner Entstehung die Herrschaft an sich gerissen zu haben, bestrebt ist, wie ein Moloch mit unersättlicher Gier alle Länder zu verschlingen. Auch die religiös-soziale Revolution Böhmens sandte ihre Emissäre über das Erzgebirge und den Böhmerwald hinaus. Die Taboriten ließen eigene Wanderprediger ausbilden, die unter der Aufsicht von 4 Bischöfen standen. Da es überall Unzufriedene gab, allenthalben der reiche kirchliche Grundbesitz Unwillen erregte und an vielen Orten wirkliche wirtschaftliche Mißstände sich immer drückender bemerkbar machten, sickerte das „böhmische Gift“ durch zahllose feine Kanälchen in das Volk.

Im Vogtland, in Franken und Schwaben, aber auch im Schwarzwald und auf württembergischem Gebiet trieben nach Berichten aus dem 15. Jahrhundert die „Winkelprediger von dem Behamer Wald“ ihr Wesen. Verfolgt und bedroht wagten sie seltener ein öffentliches Auftreten, redeten aber umso eindringlicher und erfolgreicher in heimlichen Konventikeln und verborgenen Bruderschaften. — Durch 20 jährigen Krieg in Böhmen an ein faules Lagerleben, an Mord und Plünderung gewohnt, dienten die böhmischen Fußknechte nach Erledigung des böhmischen Krieges im Solde fremder, besonders deutscher Herren, und wur-

den „Verkünder des göttlichen Rechtes und Gesetzes“. „Allenthalben fürchtet man die Böhmen“, klagt die sogenannte Klingenberger Chronik, „und alle frommen Leute entsetzten sich, daß die Böherei und das Ungefährte in anderen Landen auch aufstünden und die Frommen und die Gerechten und die Reichen drückten. Denn es war recht ein Lauf für arme, üppige Leute, die nicht arbeiten und doch hoffärtig, üppig und öd waren; denn man fand viel Leute in allen Landen, die als grob und schnöd waren und den Böhmen ihrer Ketzeri und Unglaubens gestunden, so sie glimpflichst konnten; und wo sie das nicht öffentlich zu tun wagten, da taten sie es heimlich; denn sie mußten die Frommen und die Gerechten fast (sehr) darin scheuen. Also hatten die Böhmen viel grober Leute, die ihnen heimliche Gönner waren. Wie man dann in denselben Zeiten fast geneigt (übel gesinnt) war wider die Pfaffen und es das gemeine Volk desto lieber hörte, hatten sie die Pfaffen zu Wort (wenn sie gegen die Pfaffen sprachen) und wie jedermann mit den andern teilen sollte sein Gut, was auch viel schnöden Leuten wohl gefallen hätte und auch wohl gekommen wäre. Also regte sich der alte Haß, den die Bauern und die Pfaffen zu einander haben.“

Schon hört man die Namen jener Städte und Landstriche als Hauptherde der neuen aufrührerischen Bewegung nennen, die im Bauernkrieg eine große Rolle spielen sollten. In Sachsen predigte Johannes Dränsdorf († 1425), später in Worms, in Speyer Peter Turnau († 1425). In Neustadt a. N. trat der feurige Volksredner Friedrich Müller auf, der mit Erfolg dann auch in den Reichsstädten Windsheim und Rothenburg o. T., in der Markgrafschaft Ansbach seine zahlreichen Zuhörer mit fort riß. So gefährlich schien schon damals den Landesherren die Bewegung, daß der Bischof von Würzburg 130 der Anhänger Müllers nach Würzburg zitierte, wo sie widerrufen mußten (1477).

Doch diese mehr heimliche Agitation war in ihrer Wirkung gering gegenüber der gefährlichen, umfassenden hussitischen Werbetätigkeit des Friedrich Keiser, dem man wohl auch die Abfassung der sogenannten Reformation des Kaisers Sigismund zuschreibt, welche mit viel Recht die „Trompete des Bauernkrieges“ genannt wurde. Bevor diese Propagandaschrift in ungezählten Exemplaren über die deutschen Lande flog, hatte Friedrich Keiser schon mündlich den Boden bereitet. Im Anschluß an das noch immer in Winkelgemeinden fortbestehende Waldensertum suchte er seine hussitischen Ideen zu verbreiten. Unermüdlich und unftet durchwanderte er das Land vom Rhein bis zur Elbe, predigend und Verwirrung hinterlassend. Überall suchte er kleine Gemeinden zu gründen, die er in engere Verbindung mit den taboritischen Brüderschaften Böhmens brachte, in deren Mitte er viele Jahre gewirkt hatte. Erst

1457 ereilte ihn in Straßburg die rächende Hand und übergab ihn dem Feuertod.

Da die Bauern zum Heeresdienst, dem sogenannten „Reisdienst“, verpflichtet waren, hatten sie stets ihre Waffen im Hause, damit sie beim Ertönen der Sturmglocke gerüstet zur Stelle sein könnten. Schwert und Speiß, Teile einer Rüstung, die Armbrust, stellen gewöhnlich das Arsenal eines Bauernhofes dar. Je nach Reichtum des Besitzers waren auch die Waffen an Güte und technischer Ausgestaltung sehr verschieden. Schußwaffen kamen erst gegen Ende des Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch, doch auch dann waren sie für den gewöhnlichen Bauern eine unerreichbare Waffe. Noch aus dem großen Bauernkrieg haben wir Berichte, daß der Landmann die Schußwaffen nicht zu benützen verstand, sonst hätte er wohl auch seinen Feinden gefährlicher werden müssen; denn es fehlte ihm nicht an derartigem Kriegsmaterial.

Seit dem furchtbaren Beispiel der Hussiten sehen wir den sonst doch friedlichen Bauern öfter zu den Waffen greifen. Noch während der Krieg in Böhmen und den angrenzenden Ländern tobte, erlebte man am Mittelrhein bei Worms einen Bauerntumult. Es ist geringfügig, was wir von dem Ereignis wissen. Das Wichtige dabei ist für uns, daß Gedanken in Wirkung treten, die später tiefer in die Volksseele drangen.

Einige Tage vor dem Weihnachtsfest des Jahres 1451 erschien unerwartet ein Haufe bewaffneter Bauern, dem das Banner mit dem Bilde des Gekreuzigten vorangetragen wurde, vor der Stadt Worms und verlangte vom Räte die Auslieferung der Juden. Kleine Adelige waren in die Bewegung verwickelt. Der Grund dieser ersten Zusammenrottung ist nicht schwer zu erraten. Verschuldung dem ausbeutenden Wucher gegenüber bleiben doch immer begreifliche Gründe antisemitischer Bewegungen. Ein Vergleich, den damals der Rat der Stadt vermittelte, hat diese Unruhen, von deren Verlauf wir im einzelnen nicht unterrichtet sind, beigelegt.

Der Tumult bekommt seine Bedeutung als Präzedenzfall. Zum ersten Mal sieht man, daß nun auch dem deutschen Bauern das Verständnis für die Macht aufgegangen ist, welche in der Masse und im Klirren der Waffen liegt. Der schon erwähnte Johannes Drändorf hatte in dieser Gegend des Rheins die Grundsätze der böhmischen Brüder zu verbreiten gesucht. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in diesem, mit den späteren Aufständen verglichen, allerdings geringfügigen Lärm eine Schwingung jener tiefaufwühlenden Bewegung in Böhmen sieht, als das man sie schon damals zu erkennen glaubte. Allerdings darf man die zeitgenössische Meinung nicht überschätzen; denn der Schrecken des Hussitenkrieges war allen besitzenden Ständen so in die Glieder gefahren, daß man hinter jeder solchen Bauernbewegung sogleich eine Nachahmung der böhmischen

Revolte erblickte und in begreifliche Sorge geriet. Mag sich nun das Verhalten wie immer, wichtig bleibt die neue Methode, die Zusammenrottung von Untertanen verschiedener Grundherren zur Erreichung eines gemeinsamen Standeszieles. Dieser neue Vorgang, neu übrigens nur für den bäuerlichen Kreis, da der Adel schon längst die Macht der Organisation erkannt und sich zu Bündnissen vereinigt hatte, hat damals seinen Erfolg nicht verfehlt. Es kommt die Zeit der allgemeinen Judenaustreibungen. In Speyer, Mainz und Würzburg, in Bayern und Augsburg, in Sachsen wie in Zürich werden die verhassten Allerweltsgläubiger vor die Türe gesetzt. — Damit schien sich auch die Landbevölkerung für lange Zeit zufrieden gegeben zu haben.

Es vergeht ein Menschenalter, ehe wir wiederum von einem Bauern- tumult Kunde erhalten, der sich in einer ganz anderen Gegend des Reiches abspielte.

Im Jahre 1462 erheben sich die Bauern des Erzstifts Salzburg im Ennstal, Salzach- und Brimental, also besonders Gebirgsbauern, die ihr Brot mit schwerer Arbeit verdienen, und verweigerten die Zahlung einer neuausgeschriebenen Weibsteuer mit den Waffen in der Hand. Der Aufstand war so gefährlich, daß ihn der Erzbischof allein nicht niederzuschlagen vermochte, sondern erst mit Hilfe des Herzogs Ludwig von Bayern seiner Herr wurde. Nun aber, da sich die großen umstürzenden Neuerungen ausgähren und die Lage des Bauernstandes sich verschlimmert, auch alle die Faktoren zu wirken beginnen, welche zum gewaltigen Umsturz zusammengelassen haben, flackern die Feuer der Empörung wieder zahlreicher bald hier bald dort auf.

## Der Bundschuh.

**D**ie Gegend im Südwesten des Reiches, vom südlichen Schwarzwald bis zur Schweizer Grenze, hatte zahlreiche Herren. Früher einmal bildete die ganze Landschaft einen Teil des Herzogtums Schwaben, das Erbgut der Staufischen Könige. Als diese ins Grab gesunken waren, stritten sich die schwäbischen Grafen und Herren um das verlassene Erbe und erweiterten damit ihren eigenen Besitz. Vergebens suchte Rudolf von Habsburg das Herzogtum seinem Hause zu erringen. Es gelang ihm und seinen Nachfolgern nur, einen beträchtlichen Teil des staufischen Hausgutes dem habsburgischen Besitz einzuverleiben, so daß später das Haus Osterreich das mächtigste der Landschaft wurde. Die Gegensätze zwischen der Eidgenossenschaft und Osterreich, zwischen den zahlreichen freien Reichsstädten dieser Gegend

und dem Adel, den Adelsparteien untereinander, haben das Land zum Schauplatz zahlloser Gewalttaten gemacht, die bis zur Gründung des schwäbischen Bundes (1488) die Bevölkerung in steter Unruhe hielten.

Sechs Jahre nach dem Salzburger Aufstand erhoben sich in Verbindung mit einer schweren Fehde zwischen der Stadt Mühlhausen und dem österreichischen Adel bei 2000 Bauern, die sich unter dem Banner des „Bundschuh“ sammelten. Ein Schwäbischer Ritter, Anselm von Masmünster, trug die Bauernfahne, in die zum ersten Mal der Bundschuh, das später gefürchtete Symbol der Klassenempörung hineingemalt war. Der „Bundschuh“ ist der gewöhnliche Bauernschuh, der mit kreuzweis um die Beine geschlungenen Riemen am Fuße befestigt wurde, im Gegensatz zu dem Brischuh, dem feineren Schnürschuh. In dieser Aufwerfung eines Symbols, eines Klassenabzeichens, kann man deutlich genug den Fortschritt erkennen, den das Zusammengehörigkeitsgefühl gemacht hat. Es ist ein allgemein gültiges Zeichen, das der Landmann gut verstand und zu dem er sich bekannte. In gleicher Absicht haben später die niederländischen „Käsebröder“ einen Bauernkäse in ihre Fahne gemalt (1492).

Der Bundschuh war im Jahre 1468 ausgerichtet worden, gerade 10 Jahre später ziehen die Kärntner Bauern los. Den Anlaß hatte eine Münzverschlechterung gegeben, aber die sozialpolitischen Ziele der Rebellen waren viel allgemeiner. Sie sind so nahe jenen des großen Aufstandes verwandt, daß man den Berichten des Chronisten wohl nicht ohne weiteres zutrauen darf, daß er ganz unbeeinflusst von den späteren Ereignissen war.

Auf einer Wiese hing ein Schwert zwischen zwei Stangen. Wer in den Bund zu treten wünschte, trat in den Ring und das Schwert berührend legte er den Bundeschwur ab. Ihr Programm faßten die Bauern in Artikel, die sie mit der Aufforderung zum Anschluß herumsandten. „sie wollten all Richter und Boten abtun und in jedem Gericht vier Bauern zu Richtern setzen. Sie wollten auch Pfarrer und all Priesterschaft setzen und entsetzen. Sie wollten den Adel unterdrückt haben und die Priesterschaft selbst geregieret haben.“ Es herrschte große Freude ob des Bundes unter der Bauernschaft, Sorge unter den Geistlichen und dem Adel. Wer weiß, was für Schwierigkeiten dieser Kärntner Bund den Herrschaften gemacht hätte, wenn nicht eine viel größere Gefahr die Aufmerksamkeit der Bauern abgelenkt hätte.

Unter dem Vorwand, gegen die Türken ziehen zu wollen, hatten sie viele zu ihrem Bunde gedrungen. Das sollte nun bald kein Vorwand mehr sein; denn im Juli desselben Jahres verbreitete sich die Schreckenskunde, daß der Türke wirklich ins Land gefallen sei. Die versammelten Bauern wandten die Front diesem furchtbaren Feinde zu. 600 tapfere Leute zogen ihm entgegen, die andern, „ehrlos und treulos, flohen zu den

Städten und Geschlossen, die sie vor vermeinten zu zerstören und zu brechen.“ Der Türke aber fiel mit entsetzlicher Mordlust über die kleine Schar her und setzte seinen Weg mit brutaler Grausamkeit fort. Ein zweiter Bauernhaufe stellte sich ihm bei St. Jacob im Kastal entgegen und wurde ebenfalls vernichtet. Derweil warteten die Herren hinter den festen Mauern ihrer Burgen, bis der Feind abgezogen war, dessen Einbruch sie als Strafe Gottes für die Rebellion bezeichneten. Dann aber griffen sie zu scharfen Maßregeln, ließen die erschreckten Anführer des Bauernbundes gefangen setzen und zum Teil an Leib und Gut bestrafen. Die Sache der Bauern war damit verloren, aber die Erregung hat noch lange darnach im Volke fortgedauert. „Noch geht der Bund den Bauern in Sinn und müssen noch dazzu geschweigen“, schreibt der Chronist dieser Ereignisse. Wenn man sich auf den Inhalt der Kärntner Bauernartikel verlassen könnte, so wären die Ziele der Bauernschaft weit über ein rein wirtschaftliches Programm hinausgegangen. Vielleicht lagen ihnen revolutionäre Ideen zu Grunde, wie sie kurz vorher in Franken in der radikalsten Form aufgetaucht waren. Hier hatte sich auf nicht ganz geklärte Weise ein halbes Jahrhundert nach der Niederlage des Hussitens tums dessen Grundsätze ein Schwarmgeist bemächtigt, den man den Pfeifer von Niklashausen zu nennen pflegt.

## Der Pfeifer von Niklashausen.



Im Taubergrund, unter einer Neuerung nicht abgeneigten Bevölkerung, hütete Hans Behaim (Böhm) die Schafe der Bauern und verdiente sich nebenbei durch Schlagen der Pauke und durch Blasen der Pfeife auf fröhlichen Kirchweihen und lustigen Familienfesten gern ein paar Pfennige. Er war in der Umgebung bekannt, seine Pauke wurde ja in einer so sangesfrohen Gegend, wie sie Franken noch heutigen Tages geblieben ist, gern gehört. Umso größeres Aufsehen erregte es, als die Kunde sich herumsprach, daß der Pfeifer auf höherea unmittelbares Eingreifen aller weltlichen Freude entsagt und sich ganz einer himmlischen Sendung hingegeben habe. Das Volk, damals noch mehr zum Aberglauben geneigt als heutzutage, lief bei der Dorf- und Wallfahrtskapelle von Niklashausen, wo der neue Prophet seine göttliche Mission ausübte, haufenweis zusammen und geriet in die allergrößte Aufregung über das, was der Jüngling ihnen zu sagen hatte. Der erzählte leuchtenden Auges von Erscheinungen der heiligen Jungfrau, die sich ihm

minniglich geneigt und ihn mit ernstern Worten zur Bußpredigt berufen hätte. Erfüllt von seiner Sendung erkannte er die Bosheit der Welt und die Hinfälligkeit ihrer Pracht und verbrannte öffentlich in eindrucksvollem Zeremoniell sein einziges Besitztum, das Blendwerk des Satans, womit er die Herzen der Menschen zum Schlechten verführt zu haben glaubte, seinen Dudelsack.

Das geschah am Sonntag Lactare des Jahres 1476, am 24. März. Von nun an predigte der Pfeifer oft von einem umgestürzten Gasse herab auf dem Platze vor der Kirche, auf dem Gottesacker oder aus den oberen Fenstern eines Hauses, einer immer größeren Volksmenge. Lesen und Schreiben konnte er nicht, dafür war er mit der Gabe des Wortes außerordentlich begnadet und es muß irgend etwas in seinem Wesen und Auftreten gelegen sein, das ihm die Herzen der Menschen im Fluge gewann. In seiner Predigt ging er aus von den Mißständen der Zeit, welche er als Zeichen des Jornes Gottes erklärte, der über die Menschen ausgegossen sei. Zwar unterließ er es nicht, gegen den allgemeinen Luxus und die Uppigkeit seine Stimme zu erheben, aber er griff auch die bestehenden Standesübel mit beredter Zunge an, besonders geißelte er die Sünden der Geistlichkeit mit scharfen Worten. Habsucht, Übermut, unchristlicher Wandel sei unter ihnen eingerissen, ihrer Verstocktheit werde Gottes schweres Gericht folgen. Wie ein alttestamentlicher Prophet beschrieb er, in die Zukunft schauend, das kommende Strafgericht. Viel würden die Geistlichen zu erdulden haben und dem Priestermörder wird Gotteslohn zuteil werden. „Sie werden alle erschlagen und in Kürze wird es dazu kommen, daß der Priester mocht die Platte bedecken mit der Hand; tät er gern, daß man ihn mit kennt.“ Die Predigten nahmen eine immer radikalere Form an. Von der Verdammung des erhabenen Standes war nur ein Schritt zur Verurteilung der bestehenden Standesverhältnisse überhaupt und damit zur sozialen Revolution. Der Jüngling schreckte nicht davor zurück, den Vorrang des Papstes und des Kaisers zu leugnen, stellte die Gnadenschätze des Taubertales jenen Roms gleich und nannte das Lebenswesen, auf dem doch die ganze Verfassung noch aufgebaut war, eine verwerfliche Bedrückung des Volkes, die der „Böswicht“, wie er den Kaiser hieß, erfunden habe. Indem er in Verfolgung dieses Gedankenganges bis zur Verurteilung des Großgrundbesitzes überhaupt gelangte, schmeichelte er dem Herzen des gemeinen Mannes durch die Forderung der Güteraufteilung. „Ach weh, ihr armen Teufel!“ ruft er etwa aus, „wäre das irdische Gut gleichmäßig verteilt, so würde der Unterschied zwischen Reichen und Armen wegfallen, denn alle besäßen hinreichend, was sie brauchen. Die Fürsten, geistlich und weltlich, auch Grafen und Ritter haben so viel; hätte das die Gemein, so hätten wir alle gleich genug.“

Es sind die kräftigsten Schlagworte einer kommunistischen Weltanschauung, die ihm geläufig sind. „Es kommt dazu,“ ruft er weisfahend aus, „daß die Fürsten und Herren noch umb einen Taglohn müssen arbeiten!“ So entwarf er den Zuhörern das phantastische Bild eines Idealstaates mit Gleichberechtigung aller Menschen, die wie Brüder bei einander leben werden.

Solche Gedanken und paradiesische Vorstellungen fanden natürlich das Wohlgefallen der armen Leute, die in den glücklichsten Bildern zu schwelgen begannen. Und bürgte für deren Verwirklichung nicht die beschnadete Person des begeisterten Jünglings? Hörte man doch allenthalben von Wundern, welche Gott durch seinen Gesandten wirkte! Tote wurden auferweckt, Kranke wurden geheilt, Wasser schlug er aus dem harten Felsen, wie einst Moses in der Wüste.

Ungeheure Aufregung ergriff die Landleute, die eine neue Zeit heranziehen sahen. Mit Windeseile verbreitete sich die Kunde von dem seltsamen Manne weit über die Grenzen Frankens. In den lockenden Frühjahrstagen machten sich Bauern aus Franken und Schwaben, ja sogar aus Thüringen und Sachsen auf den Weg, um die Verheißungen des Propheten zu hören. Sie kamen den Rhein herauf und den Main herunter, stiegen von der Rhön herab und aus den hessischen Bergen. In riesigen Wallfahrten zogen sie Lieder singend nach dem neuen Jerusalem, überall auf dem Wege von ihrem Messias erzählend. Zu tausenden kamen sie an manchen Tagen und lagerten um und in dem Dorfe, das bald einem großen Jahrmakkt glich; denn findige Händler benützten die günstige Konjunktur, ihr Geschäft dabei zu machen. Die Waller brachten Weihgeschenke mit, entäußerten sich wohl auch, von dem Prediger gedrängt, manchen Kleinods, das von alters her in der Familie war, um dafür den Segen des Wundertäters zu empfangen, oder irgendeine Reliquie mit nach Hause zu nehmen. Dann zogen sie, die Lieder auf den Lippen, die ihnen der Heilige gelehrt, wieder in ihre Heimat. Diese „Kreuzlieder“ waren ein sehr wirksames Propagandamittel und enthielten, leicht faßlich, alle Lehren des Predigers. Von einem einzigen werden uns zwei Verse berichtet. Die behördliche Unterdrückung hat da gründliche Arbeit getan.

„Wir wollen Gott vom Himmel klagen,

Kyrie eleison,

Daß wir Pfaffen nit sollen zu todt schlagen,

Kyrie eleison.“

So sangen die Wallfahrer von Ort zu Ort und verbreiteten den Ruf des neuen Propheten. Das ganze Frühjahr 1476 hindurch hatte Hans Behaim gepredigt, schon war die Sonnenwende überschritten, da versuchte „der Heilige“, vielleicht durch Hintermänner veranlaßt, die seine Unerfahrenheit und Unklugheit mißbrauchten, seine Worte in die Tat umzusetzen und mit

den Waffen in der Hand sein irdisches Paradies zu begründen. Aber die Behörde war nicht müßig geblieben. Zu gefährlich ließ sich die Sache an. Der Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, traf in der Stille seine Maßregeln und beauftragte den Würzburger Bischof, Rudolf von Scherenberg, mit der Aufhebung des heiligen Mannes. Man suchte nun eine Gelegenheit, ihn zu fangen. Es war höchste Zeit, denn bereits hatte sich der Hirtenknabe zur Tat entschlossen. Anfang Juli forderte er am Schlusse einer Predigt die Männer auf, an einem bestimmten Tage ihre Weiber zu Hause zu lassen und bewaffnet zu erscheinen, er hätte ihnen auf Befehl der Mutter Gottes wichtige Mittheilungen zu machen. Der Aufruf kam durch aufgestellte Spione dem Bischof zu Ohren, der nun keine Zeit mehr verlieren wollte und noch vor Ablauf des bestimmten Termins eine Anzahl Reiter nach Niklashausen schickte. In der Nacht des 12. Juli 1476 überfielen die Reisigen das Dorf, holten den betörten Jüngling aus dem Stroh und machten sich mit ihrer Beute eilends davon. Mit dem Pfeifer wurde der Pfarrer des Ortes, welcher dem Unfug Vorschub geleistet hatte, gefangen genommen und bald darauf auch ein Predigermönch aus Böhmen, dessen Einfluß auf das leicht entzündbare Gemüt des Jünglings bei der gerichtlichen Untersuchung zu Tage trat. Als am nächsten Morgen die bestellten Scharen bewaffneter Bauern ankamen und zu ihrem Schrecken die Gefangennahme ihres angebeteten Führers vernahmen, waren sie ratlos, denn sie wußten ja nicht genau, was er eigentlich vorgehabt hatte. Da rühmte sich ein Bauer, Erleuchtungen zu haben und verkündete auf Eingebung der heiligsten Dreifaltigkeit, man solle nach Würzburg ziehen und den Heiligen befreien. Tausende folgten seinem Rufe, ihnen voran zogen 500 Leute, welche brennende Kerzen trugen. Als der seltsame Zug vor Würzburg ankam, fand er die Tore wohlverschlossen. Der gute Bischof wollte Strenge vermeiden und sandte Leute hinaus, die Bauern durch Vorstellungen zur Vernunft zu bewegen. Aber nur ein Teil folgte dem Rate des Bischofs. Da ließ dieser die Geschütze des Marienberges über ihre Köpfe hinweg abfeuern in der guten Absicht, sie dadurch zu schrecken. Aber die Verblendeten sahen darin, daß niemand getroffen war, eine wunderbare Fügung Gottes und wurden nur noch dreister, bis eine scharfe Ladung in ihre Reihen fuhr und zugleich Reisige aus der Stadt ausfielen und die Geängstigten in alle Winde zerstreuten.

Als Ketzer und Zauberer ward Hans Behaim angeklagt, als solcher wurde er am 19. Juli 1476 verbrannt, seine Asche im Main zerstreut. Mit dem Tode des Propheten hörte zunächst die Wallfahrt nach Niklashausen nicht auf. Erst als sie strenge Verbote des Mainzer Erzbischofs mit dem Interdikt belegte und die Kirche niedergerissen worden war, ebte die Aufregung und das Land kam zur Ruhe.

Die historische Bedeutung dieser dramatischen Begebenheiten liegt in der Aufrollung grundsätzlicher sozialpolitischer Fragen vor einem Publikum, das sich aus allen Teilen des Reiches zusammensetzte. Nicht örtliche Mißstände waren es, die besprochen und deren Abschaffung beschlossen wurde, sondern Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens im allgemeinsten Sinne wurden aufgerollt. Es scheint, daß fremde Elemente, insbesondere jener Mönch aus einem deutschböhmischen Dorfe, in dem noch der Geist des Zuzitismus lebte, die jugendliche Begeisterung und Phantasie des Zirkenzungen zur Aufwühlung des Volkes nach seinem Willen mißbraucht hat und den Schwärmer selbst mit den Wundern betrog, aber immerhin — und das ist das bemerkenswerteste — beweist die ungeheure Erregung der Bauernwelt, welche mit großen Mühsalen zu dem Jüngling pilgerte, daß diese Zeit für solche Ideen sehr empfänglich war und weltkluge Beobachter hätten daraus erkennen müssen, daß diese Aufbäumung einer großen Masse gegen die staatliche und kirchliche Ordnung einen ganz anderen Verlauf genommen hätte, wenn an ihrer Spitze ein besonnener, tatkräftiger, erfahrener und unerschrockener Führer gestanden wäre. Das ganze Ereignis ist noch allzu sehr mit mittelalterlicher Empfindungsweise gepaart, die Neuzeit wird mit dem Schwerte ausziehen und alle mystische Erfahrung beiseite lassen.

War auch der Reformversuch des Paukers mißglückt, weil das Ziel noch gar nicht klar erkannt und die Maßregeln, es zu erreichen, nicht durchdacht waren, die Ideen gingen mit ihrem Verkünder nicht unter. Sie wucherten unter dem Volke fort, wurden beredet und ausgesponnen, verloren immer mehr von ihrer Phantastik und klärten sich mit der Zeit zu durchführbaren Artikeln. Der Bauernstand kam von nun an nicht mehr zur Ruhe und es ist bedeutungsvoll, daß in demselben Jahre, in welchem der Pfeifer von Niklashausen durch das Wort wirkte, die „*reformatio Sigismundi*“ ihren Lauf durch die deutsche Welt antrat, dieselben Fragen schriftlich behandelnd.

Diese sogenannte „*Reformation des Kaisers Sigismund*“ wird gemeinlich als das erste revolutionäre Schriftstück in deutscher Sprache bezeichnet. Sie bildete den Anfang einer langen Reihe von Flugschriften, die um die Wende des Jahrhunderts aus den Offizinen der Städte auf das Land hinauswandern und den Bauern über seine Lage, über die Möglichkeiten einer Verbesserung, über die Ungerechtigkeiten, unter welchen er zu leiden hatte und über seine Macht aufklärten. In der ausdrucksreichen, verständlichen Sprache der Zeit verfaßt, gerade und zielsicher, passen sich diese Schriften der Vorstellungswelt des Bauern an und treffen die heimlichsten Wünsche seines Herzens. Die Wirkung der „*Reformation*“ aber mußte umso größer sein, weil sie den Namen eines Kaisers als Verfasser

an der Spitze trug. So unmöglich es scheinen mag, daß man die Aufschrift jemals für zutreffend gehalten hat, es ist kein Zweifel, daß man damals an ihre Echtheit glaubte und die kaiserliche Majestät gleichsam zu einem Mitverschworenen machte. Die revolutionäre Stimmung der Schrift ist kaum je übertroffen worden.

Der Widerspruch, welcher Titel und Inhalt auseinanderreißt, durchläuft das ganze Werk. Obwohl der Schreiber von Unwillen gegen die bisherige gesellschaftliche und staatliche Ordnung erfüllt ist und deren Umsturz verlangt, ruft er doch den „armen Mann“ nur im äußersten Notfall zur tätigen Mithilfe auf. In erster Linie sollen der Adel und besonders die Reichsstädte die neue Ordnung aufrichten helfen. In dieser Schonung des Adels und in der unbedingten Ablehnung jeder weltlichen Beschäftigung des Klerus hat man nicht mit Unrecht die Nachwirkung alter hussitischer Grundsätze zu erkennen geglaubt. Der Dienst Gottes leide keine Einmischung des Klerus in die Dinge dieser Welt. Kein Schloß, keinen Bann dürfen Geistliche besitzen, keine Zehnten und Steuern verlangen. Dafür soll durch eine Art festen Gehaltes für ihren Lebensunterhalt gesorgt sein. Die Schrift ist erfüllt von Fürsorge für die Bauern, verlangt für sie die alten Markgerechtsame, Wald, Weide, Wasser, Wild, und tritt gegen jede Art von Leibeigenschaft energisch auf. „Es ist eine ungehörte Sach, daß man es in der heiligen Christenheit öffnen muß das große Unrecht, so gar fürgeht, daß einer so geherzt ist vor Gott, daß er getar (wage) sprechen zu einem: du bist mein eigen.“ Unerträglich seien die verschiedenen Jölle und nur solche berechtigt, die für Weg- und Brückenbau verwendet würden. Münz- und Gerichtswesen müssen eine gründliche Änderung erfahren. Auch dem Handwerker und kleinen Mann der Stadt muß durch strenges Verbot des Großhandels geholfen werden.

Und schon bläzt die Trompete des Aufruhrs. Wollen Adel und Städte nicht Hand ans Werk legen, „greif es mit der Gemeinde an und keltlich ohn alles Ablan (Ablassen).“ Dann wird Hab und Gut der Ungehärdigen eine treffliche Beute der Tapferen werden, die Zerstörung widerwilliger Klöster und Beraubung geistlicher Würdenträger ein Dienst Gottes sein. Und wollte ein Herr mit Gewalt Zinsen und Steuern erzwingen, „so mag ihn jedermann angreifen und (soll ihm) erlaubt sein das seine.“

Man kann sich vorstellen, wie derartige Ideen auf Gemüter wirken mußten, die ohnehin schon durch die traurigen politischen Verhältnisse und das dämmernde Weben einer neuen Zeit in einen Zustand aufgeregter Spannung geraten waren.

Weite Kreise der Bevölkerung ergriff eine unerklärliche Angst vor etwas Drohendem, das sich bald in geheimnisvollen von mystischem

Zwielicht umfangenen Erscheinungen, bald in schreckbaren Voraussetzungen offenbarte. Weit verbreitet war die Erwartung einer großen Sintflut, die ausgedehnte Landstrecken verheeren sollte, Leute gingen umher, welche sich mit roten Kreuzen gezeichnet sahen, und die zahllosen Vermutungen über die Bedeutung dieser Dinge wurden an manchem Winterabend besprochen und liefen wie ein kaltes Gruseln über den Rücken. Der „große Sterb“, eine pestartige Krankheit, die in Süddeutschland wütete, wurde bald als Erfüllung der düsteren Prophezeiungen, bald als Ankündigung noch jämmerlicherer Ereignisse gedeutet. Und während dieser mehr gefühlten als erkannten Aufregungen gingen die religiösen Überzeugungen einer tiefen Erschütterung entgegen.

## Der Bundschuh mit den goldenen Riemen.

### Bundschuh zu Lehen.



ascher folgten sich jetzt Zusammenrottungen der Bauern, ohne daß deren Programme etwas anderes gemeinsam hatten, als die gewöhnlichen wirtschaftlichen Forderungen. Ganz unklar war den Bauern noch die Art und Weise der Durchführung ihrer Wünsche und gar, wenn sich ihre Reformationslust auf politisches Gebiet wagte, versagte ihre Einbildungskraft vollends. Jeder Aufstand brachte darin etwas Neues. Es fehlte sowohl eine Erkenntnis der gegenwärtigen Zustände, als auch insbesondere die Vorstellung von den gangbaren Wegen einer allgemeinen Neuordnung. Das einzige, was man erreichte, war eine Verwirrung der Geister, derart, daß sich mit einer unklaren Erwartung und Hoffnung auf Umsturz eine innere Empfindlichkeit vereinigte, welche auf jedes Signal von außen reagierte.

Der Südwesten des Reiches war ein für Tumulte äußerst empfängliches Gebiet. Dort, wo schon 1468 der Bundschuh ausgerichtet worden war, gährte es seitdem immer wieder. 1493 ging ein neuer Bundschuh durchs Land, der kurz vor dem Losschlagen entdeckt wurde, neun Jahre später wiederholte sich das Spiel im Bistum Speyer. Hier tauchte bereits jener Jost Fritz auf, der im Jahre 1513 die gefährliche Bauernverschöpfung zu Lehen, einem Orte in der Nähe von Freiburg i. B. anzettelte. Schon werden in den Forderungen der Bauern die Umrisse des Bildes der neuen Wirtschaftsformen und Standesverhältnisse klarer.

Immer haben diese Erhebungen einen religiösen Einschlag, aber das religiöse Empfinden wirkt sich nun nicht mehr in ekstatischer Ergriffenheit

aus, die alle Schwierigkeiten durch Gottes unmittelbares Eingreifen zu beseitigen hofft, sondern in einleuchtender Umschreibung der Rechte des Bauern, die Gott in der Hl. Schrift geoffenbart habe und deren Erneuerung nun ein Recht der Bauern und eine Pflicht der Herren sei. Nicht mehr mit brennenden Kerzen zog man aus und unter Absingung von Wallfahrtsliedern, sondern mit blitzenden Waffen und unter Drohgesängen.



Titelbild der Flugschrift: Der Bundschuh, 1515.

Auf dem Banner, das der Fähnrich trägt, steht der Heiland auf einem Bundschuh.  
(Aus Pflug-Hartung „Im Morgenroth der Reformation“.)

Darin unterscheiden sich die beiden Führer, der Pfeifer Behaim und Jost Fritz, daß an Stelle der Phantastik, die ein verschwommenes Ziel, mit Unterschätzung der Wirklichkeiten, erreichen will, ein bewußtes, ordnendes Wollen tritt, das die Wege, die zum Ziele führen, vorbereitet und wirkliche Mittel zu Hilfe nimmt.

Jost Fritz gründet seine Pläne auf ein breites Fundament. Unermüdet zieht er im Lande umher. Mit einer ungewöhnlichen Menschenkenntnis und Beredtsamkeit begabt, welche die rechten Worte zu rechter Zeit zu

finden wußte, gewann er bald hunderte heimliche Anhänger. Immer sein Ziel vor Augen, eine unwiderstehliche gleichzeitige Erhebung großer Massen ins Werk zu setzen, macht er sich mit „süßen Worten“ an die Leute heran, spürt zuerst vorsichtig in ihrer Gedankenwelt und beginnt dann mit beredter Zunge das Herz seiner Zuhörer zu umgarnen. Ein Bäckerknecht, aus dem Elßthal gebürtig, Hieronymus mit Namen, war sein vertrauter Helfer:

„Die zwen waren hauptsacher bald  
und anfänger, merk rechten bescheid,  
berüefsten etlich person mer  
und sagten in vom Bundschuh her,  
wie es wer ein nützlich ding,  
wann man ain Bundschuh ane fieng  
und den mit glimpf zu wegen brecht,  
daß er ain fürgang haben möcht.  
Und ist das ir mainung gewesen,  
als ich verstand und hab gelesen:  
wann si zu ainem komen sünd,  
der sie geschickt deicht (deucht) und kain künd (kind),  
seind si mit worten an in komen,  
als ichs hab im grund vernomen:  
so ferr und er ainhellig well  
mit in sein hüflich ain gesell,  
so wölten si im machen künd  
ain sach, die jez und alle stund  
im und den seinen nützlich wer,  
götlich, dem ganzen land ain eer.  
Darzu auch mancher sprach darbei,  
so es götlich und erlich sei,  
so well er auch nit sein der böst;  
biß si im haben die sach emplöst.“

(Lilientron, III. 17r. 284.)

So schildert ein Lied aus dieser Zeit das zähe, unauffällige Wirken dieses Mannes. Er ist der Typus eines erfolgreichen Agitators, beredt, zielbewußt, menschenkundig, unerschrocken, geduldig, siegesicher. Dabei umschleierte er den Bund mit dem zarten Gewebe des Geheimnisses, das zu halten jeder Neugewonnene schwören mußte. Leute, „die ihr Gemüt allweg auf viel Zehrung und wenig Arbeit gestellt“, also liederliche Kumpane, die in den Wirtshäusern herumlungerten und solche, die nichts zu verlieren hatten, „die ihr Gut mehr denn sie ertragen, versetzt“, also verschuldete Bauern, liefen ihm zunächst zu. Die Vertrauenswürdigsten

weihete er ganz in seine geheimen Pläne ein und sandte sie als listige Agitatoren ins Land.

„Und ist das ir mainung gesein,  
 daß si nun allweg fürbaß hein  
 kain herren wolten haben mee,  
 dann nur den bapst, als ich verstee,  
 und auch den kaiser, nun die zwee.  
 Zum andern mal sölt ir versten:  
 das holz und wasser sölt sein frei,  
 die vogel, visch, das gwild darbei.  
 Zum dritten mal wurden si eins,  
 daß alle gilt und alle zeins,  
 die ir hauptgut haben abgezalt,  
 die söllen ab sein mit gewalt.  
 Zum vierten haben si betracht  
 und ainen ieden priester gmacht  
 ain pfriend zu haben und nit mee.  
 Zum fünften mal, sölt ir verstee,  
 wolten si zins und gilt abthon  
 den überfluß, als klöster han,  
 den wolten si zu iren handen  
 hie nemen und in allen landen,  
 daß si und ire künd umb das  
 ir narung hetten defter baß.  
 Zum sechsten mol so wolten sie,  
 daß niemands anderstwa noch hie  
 den andern sölt mit recht ersuchen  
 dann vor seim rechten nach den buchen (Büchern).  
 Zum sibenden was ir beger,  
 daß all ladprüef, banbrief fürter  
 nit angenommen sölten werden.  
 Zum achtenden stond ir begerden,  
 und daß das rotweilisch gericht  
 fürbaß kain kraft solt haben nicht.  
 Zum neunten mal, daß alle die,  
 die mit in thund anligen hie,  
 die wellend si auß freiem mut  
 auch lassen bei ir hab und gut.  
 Zum zehenden und letzten mal  
 so was ir mainung überall:  
 welcher nit halten helf die pot,  
 den wolten si schlahen zu tod.“

(Elliencron, III. Nr. 284.)

Sürwahr, allzu verlockende Ausichten versprach der geheimnisvolle Bund. Das fahrende Volk der Hausierer, der Pfeifer, Wanderburschen

und Bettler warb für ihn. In kurzer Zeit hatte er Genossen am Niederrhein und in den verborgensten Tälern des Schwarzwaldes. Wenn dann so ein Landsfahrer am Dorfeingang lehnte, betrachtete er aufmerksam die Bauern, die auf den Acker fuhren. Traf es sich, daß einer allein war, so trat er auf ihn zu und stellte die Frage: „Guter Gesell, was ist dein Wesen?“ Darauf mußte der Bauer, sofern er ein Bruder war, die Antwort wissen: „Der arm Mann mag nit genesen (gerettet werden).“ Das galt als Lösungswort. Auch eine Bundesfahne ließ Jost Fritz herstellen. Der Maler in Freiburg weigerte sich, sie zu malen, also ging er nach Heilbronn und machte dem dortigen Meister weis, daß er ein Gelübde zu erfüllen habe und die Fahne für eine Kirche versprochen sei. Christus am Kreuze, zu dessen Füßen Maria und Johannes, daneben die Symbole des Papstes und des Kaisers und ein Bauer mit seinem Weib, die einen Bundschuh mit goldenen Riemen trugen, waren auf dem Banner zu sehen. Diese Fahne nahm Jost Fritz mit nach dem Dorfe Lehen, wo er sich als Bannwart des Balthasar von Blumegg niedergelassen hatte. Hier liefen alle Fäden der Verschwörung zusammen. Doch bei wachsender Zahl der Verschworenen ließ sich das Geheimnis immer schwerer bewahren. Verräter fanden sich auch hier, welche den Herren genaue Nachrichten über das Treiben vermittelten.

Auf der Hartmatt bei Lehen kamen nächtlicher Weile die Hauptleute des Bundschubs zusammen und berieten über die notwendigen Maßnahmen. Schwärmerische Hoffnungen knüpften sich an eine Mitwirkung des Kaisers Max, dessen Volksfreundlichkeit bekannt war,

„Wann er es aber nit wolt than,  
so woltens darnach rüefen an  
ain gmaine Eidgnoschaft also.“

Geheime unkontrollierbare Kunde übertrieb die Zahl der Mitverschworenen ins Maßlose; denn Listen wurden ja keine angelegt und niemand wußte genau, auf wie viele man eigentlich zählen könne. Diese Unsicherheit ließ Jost Fritz das Spiel allzu sehr in die Länge ziehen. Es zeigte sich, daß er zwar ein Mann der Agitation und Organisation, aber kein Mann der Tat war. Die Lage wurde desto unklarer, je näher der Zeitpunkt kam, da man los schlagen wollte. Die erste Begeisterung ließ nach, bange Sorge und ernste Bedenken wurden laut, das Eisen war nicht geschmiedet worden, solange es warm war. Unterdessen war der Rat von Freiburg längst von den Umtrieben unterrichtet und hatte seine Vorbereitungen ebenso geheim getroffen wie der Bund. Während Fritz und seine nächsten Freunde bemüht gewesen sein mögen, ihre Anhänger zusammenzubalten und erst jetzt die große Schwierigkeit zu merken begannen, die Aufgeregten, denen es an Worten nicht fehlte, zu einer Tat zu sammeln, brach das Verhängnis

über die Verschwörer herein. Freiburg sandte in einer dunklen Nacht 200 Bewaffnete nach Lehen, welche den Ort überfielen und das Nest der Rädelshüter aufhoben. Aller konnte man freilich nicht habhaft werden, und es war ohne Zweifel ein Mißgeschick, daß auch Jost Fritz entkam, der die Fahne des Bundschuhs bei sich um den Leib gewickelt trug. — Ein hartes Gericht erging über die Aufwiegler, die nach eifriger Fahndung hier und da ergriffen wurden. In Freiburg wurden jene Gefangenen von Lehen gehängt, gewierteilt oder „gnädiglich“ geköpft, auch in Basel und Schaffhausen fanden Hinrichtungen statt. — Der Bund war zersprengt, die Gefahr schien beseitigt, aber auf den Wegen des Wildes und Pfaden des Jägers zog Jost Fritz umher und geheimnisvoll bald hier bald dort in einem einsamen Weiler des Schwarzwaldes oder einem Dörflein des Hegaus auftauchend, zeigte er die gerettete Fahne des Bundschuhs und sorgte dafür, daß seine Ideen nicht vergessen wurden und die Erregung unter den Bauern nicht erlosch.

Die Obrigkeiten täuschten sich gehörig, wenn sie meinten, daß mit der Hinrichtung weniger Rädelshüter alles abgetan sei. Zu gründlich hatten die Gedanken des Bundschuhs zu Lehen im Volke Wurzel geschlagen und dem „verlorenen“ Volk, den „verdorbenen“ Leuten klangen die Reden des Jost Fritz noch allzu süß in den Ohren.

## Der arme Konrad.



Wir wissen, daß Jost Fritz seine Werbewanderungen bis über die Höhen des Schwarzwaldes nach Schwaben hinein ausgedehnt hat. Vielleicht waren die mächtigen Bewegungen, die das Jahr 1514 in Württemberg sah, auch durch Jost und seine zahlreichen herumziehenden Sendlinge mitveranlaßt worden. Die allgemeinen bäuerlichen Beschwerden erhielten in Württemberg noch eine Verschärfung durch das volkschädigende Treiben des Herzogs Ulrich. Jung, unerfahren, verschwenderischem Aufwand ergeben, stürzte er sich in maßlose Schulden. Einer sorgsamten Regierung nicht gewachsen, überließ er diese seinen Beamten, die sich durch Bedrückung der Untertanen, durch „Beugung des Rechts“, die eigenen Taschen zu füllen suchten, während ihr Herr immer tiefer in Schulden geriet. Zu den 300 000 fl. Schulden, die Ulrich bei Beginn seiner Regierung vorfand, kamen bis 1514 noch 600 000 fl. hinzu, eine Summe, die durch die gewöhnlichen Einkünfte auch bei größter Sparsamkeit nicht aufzubringen war. Wo der Herr nichts wert ist, treibt

die Willkür und der Eigennutz der Beamten bald üppige Blüten. Bedauernswert mußten die Untertanen sein, über die solche habgierige, despotische Vögte saßen. Zu ihrem Vergnügen hegten sie das Wild, das den Bauern die Saaten abfraß, und das nicht verjagt oder getötet werden durfte. Die Rechte der Gemeinde an Wald und Weide wurden mißachtet und oft ganz entzogen. Holten sich die Leute das Brenn- und Bauholz aus den Forsten, wie sie es seit Urahnens Zeiten zu tun gewohnt waren, so wurden sie von den Forstknechten ergriffen und mit harten Strafen gequält. Suchten sie sich Recht, so mußten sie bald die traurige Erfahrung machen, daß sie kein Gericht fanden, das sich ihrer annahm. Die Strafen erhöhten sich von Jahr zu Jahr und, da sie eine bedeutende Einnahme der Obrigkeit bildeten, wurde lieber gestraft als freigesprochen.

Man kann sich vorstellen, wie die Untertanen unter dieser Unsicherheit der Rechtspflege und unter dieser Beschränkung jeder wirtschaftlichen Freiheit litten. Die Erbitterung, welche schon infolge derartiger Mißstände allenthalben im Volke gährte, kam zu hellem Ausbruch, als der Herzog, auf der Suche nach Mitteln und Wegen, seine Schulden zu tilgen, nach Fehlschlagen einer allgemeinen Vermögenssteuer auf den unglückseligen Gedanken geriet, durch Verschlechterung des Maßes und Gewichtes eine Einnahmequelle zu erschließen. Dieser Schritt der Regierung erregte den Unwillen auch der besonnenen Kreise der Landbevölkerung. Gefährlich aber wurde die Lage für den Herzog und seine Diener, als der „arme Konrad“ an die Spitze der neu entstehenden Unruhen trat. Der Name „armer Konrad“ oder „armer Kunz“ ist ein Parteiname, etwa wie später in den Niederlanden Geusen (Bettler), und entsprechend dem gebräuchlichen „Bundschuh“. Im „armen Konrad“ schlossen sich schon seit einem Jahrzehnt zunächst alle jene Elemente zusammen, denen der Boden unter den Füßen brannte und das Dach über dem Kopfe zusammenfiel, „liederliche Brüder, die bei Würfelspiel und Wein, wenn dazu ein Pfennig vorhanden war, sich über ihre Armut lustig machten, sich mit den Gütern, die sie „im Monde besaßen“, oder mit ihren Äckern und Weinbergen auf dem „Hungerberg“, am „Bettelrain“ oder in der „Fehlhalde“ trösteten, aber doch leicht geneigt waren, aus leichtsinnigem Scherz blutigen Ernst zu machen.“ So charakterisiert W. Vogt diese Menschenklasse. Jetzt, da bittere Unzufriedenheit auch die besseren Bauernkreise ergriffen hatte und feindseliger Groll auch die Mienen der wohlhabenderen Bauern verfinsterte, traten diese Leute an die Spitze einer allgemeinen Empörung gegen den Herzog.

Im Tal der Rems, eines Nebenflusses des Neckars, liegt ungefähr in der Mitte, wo bewaldete Höhen dicht ans Ufer treten, der kleine Ort

Schorndorf, 2 Wegstunden abwärts der Flecken Beutelsbach. Ein kleiner Bauer, Gaispeter mit Namen, dessen aufrührerische Zunge und große Schulden bekannt waren, ging, als die Osterglocken des Jahres 1514 (15. April) läuteten, pfeifend und trommelnd durch den Ort, sodas die Bewohner aus den Häusern kamen und sich um ihn versammelten. Da hielt er ihnen eine halb ernste halb scherzhafte Rede und veranlaßte sie, das Recht Herzog Ulrichs durch ein Gottesurteil zu prüfen. Er wollte die neuen Gewichte ins Wasser werfen. Gingen sie unter, so war Gott gegen den Herzog, schwammen sie oben, sollte der Bauern Unrecht und des Herzogs Recht entschieden sein. Der Scherz war eine Falle für das Bauernvolk. Er sollte die Dorfgenosfen nur zu längst vorbereiteter Revolte bestimmen. Natürlich sanken die Gewichte unter, und die beredte Zunge des Bauern trieb seine Leute noch am selben Abend gegen Schorndorf, vor dessen verschlossenen Toren schon andere Scharen warteten, die in gleicher Absicht, sich zu beratschlagen, aus der Umgebung zusammengekommen waren. Man sieht, es lag System in der Sache.

Schorndorf selbst verschloß den Bauern die Tore. Für alle Fälle aber richteten die Aufrührer eine Scheune, die sie mit Heu und Stroh füllten. Wenn Gefahr drohte, sollte diese Scheune angezündet werden und allen Verbündeten zum Zeichen dienen, daß die Stunde der Rache gekommen sei. Dann lehrte man nach Hause zurück mit der aufregenden Erwartung des lobenden Feuers. Es zeigte sich bald, daß der „arme Konrad“ nicht untätig gewesen war. Zu Pfingsten brachen neue Unruhen aus:

„Do schnurtens hin, iez schnurtens her,  
als ob der teufel in in (ihnen) wer,  
Wann etwan kam ein biderman,  
der sich umb dise ding verstan,  
daß sie die ding sollten meiden,  
so schwüren si by iren eiden,  
sie wolten in zü tod schlagen,  
würd er in (ihnen) mer darvon sagen.“

(Elliencron, III. Nr. 286.)

Es kam jetzt auch eine gewisse Ordnung in die Reihen der Verschworenen. Hauptleute wurden gewählt und eine Zentralkanzlei errichtet im Hause des Kaspar Pregelzer zu Schorndorf. Der Herzog kam selbst ins Remstal, was seinem persönlichen Mute alle Ehre macht, und forderte mit „sanften“ Worten seine Untertanen zum Gehorsam auf. Ungebärdig aber stießen die Bauern, die bewaffnet erschienen waren, solche Drohungen aus und suchtelten dem Herzog so bedenklich mit ihren Spießen vor der Nase herum, daß er sich bald wieder davon machte. Die Kanzlei in Schorndorf begann eine ausgedehnte Tätigkeit. Die Fäden der Verschwörung wurden

enger gezogen, Kirchweihen und Feste bildeten die Gelegenheit, sich zu besprechen und zu vereinigen. Häufiger brachen hier und dort Tumulte los und neben den gewöhnlichen Bauernforderungen und lokalen Wünschen wurden üble Reden von allgemeinem Teilen und gründlichem Umsturz laut: „Die Reichen müssen mit uns teilen. Wir wollen einmal die großen Köpfe stechen... Jetzt haben wir das Schwert in der Hand, jetzt steht die Sonn in unserem Zeichen. Andere Rät, Amtleut, Schultheißen müssen werden und nicht mehr die Suppenesser.“ In einzelnen Städten führte man dieses Programm teilweise auch durch, setzte die Vögte ab und ernannte an ihrer Stelle Verwalter bis zum kommenden Landtag.

Dem der Herzog wollte dem Übel steuern und verordnete für den 25. Juni einen Landtag nach Tübingen, auf welchem die Städte und die Landschaft ihre Beschwerden einbringen sollten. Wie besorgt man war und wie weit die Agitation des „armen Konrad“ schon um sich gegriffen hatte, wird daraus ersichtlich, daß auch Abgeordnete der österreichischen Regierung und vieler Reichsstände, wie von Straßburg, Würzburg, Konstanz, die Herren von Montfort, Schenken von Limburg und die von Erbach, die Grafen von Helfenstein, von Sulz, von Löwenstein, die Truchseße von Waldburg erschienen, lauter Namen, die uns im großen Bauernkriege wieder begegnen. Der Herzog mußte in gar Vieles nachgeben, damit der Tübinger Vergleich zustande kam, auf dem die späteren württembergischen Landesfreiheiten aufgebaut sind. Doch noch immer war die Landschaft nicht zufrieden und die Unruhen dauerten fort. Bei Leonberg, westlich von Stuttgart, schlugen an 4000 Bauern ihr Lager auf und die Remstaler zogen hinauf auf den Kappelberg bei Beutelsbach:

„und möchten herrschen mit gewalt  
über jung und über alt,  
so wölten sy on alle recht  
vertryben die herrn und die knecht  
und all rychen schändlich töten,  
auch die priester grausam nöten  
und in nemen, das sy hetten,  
bis sy ihren willen thetten;  
und was (war) ir meinung und ir muot,  
daß sy wollten das edel bluot,  
von Württemberg, den fürsten rych (reich),  
vertryben also grausamlych  
uß seinem vaterlichen land.“

(Elliencron, III. Nr. 250.)

Ähnliche Äußerungen, wie sie hier ein Dichter, welcher sich als Augenzeuge bezeichnet, wiedergibt, mögen wohl gefallen sein und lassen auf eine

tiefergehende Erregung und ein entschiedenes Mißtrauen gegenüber allen augenblicklichen Maßnahmen des Herzogs schließen. So entschlossen aber die Bauern redeten und ein so gefährliches Ansehen ihre Vorbereitungen trugen, so waren die Anführer keineswegs zu einem ernstlichen Kampf entschlossen und als der Herzog nun mit Landsknechten und Reitern aus



Herzog Ulrich von Württemberg.

(Nach einem Stich von Groschel.)

Tübingen und Stuttgart heranrückte, regte sich auch nicht eine Hand zum Widerstand. Die Leonberger hatten sich schon früher gutwillig ergeben und sich dadurch vor dem schweren Strafgericht gerettet, das über die Remstaler Bauern erging. Die herzoglichen Söldner brachen in Schornsdorf ein, zerstörten die Häuser der Anführer bis auf den Grund und brauchten sich keine Sorgen zu machen, wie sie den Kappelberg erstürmen

sollten; denn der Anblick der reißigen Scharen schüchterte den Mut der Auführrer so ein, daß sie sich alsbald auf Gnade und Ungnade ergaben und dem Herzog, um Verzeihung bittend, zu Füßen warfen. Auf einem Rasen vor der Stadt hielt Ulrich ein förmliches Gericht, das über zahlreiche Kädelsführer den Stab brach. Der Kopf eines Gerichteten hing an einer Stange zum Rathhausturm von Schorndorf heraus zur steten Warnung. Tübingen aber erhielt für seine Hilfe und Treue von Ulrich eine neue Fahne zum Geschenk, die im Wappen zwei gekreuzte Arme darstellte, welche in der Hand eine schwarze Hirschstange trugen.

Herzog Ulrich konnte sich seines Sieges nicht lange freuen. Seine Unbesonnenheit verwickelte ihn bald hernach in schwere Kämpfe mit seinem Adel und den benachbarten Reichstädten. Trotzigen Sinnes beugte er sich auch den kaiserlichen Mandaten nicht, bis ihn die Reichsacht seiner Länder entsetzte. Von den Truppen des schwäbischen Bundes vertrieben, floh er in die Schweiz, der Gelegenheit wartend, die ihn wieder zu seinem Erbe verhelfen könnte. Mit allen dem Hause Osterreich feindlichen Gewalten verband er sich, schließlich ließ er sich zu den Bauern herab, die er früher so grausam verfolgt hatte. Auf ihren Schultern wollte er wieder auf seinen Thron steigen.

Der „arme Konrad“ hatte sein Leben ausgehaucht, wie alle Empörungen vor ihm, aber sein Geist ging noch um, als bereits die Trommeln zu einem ganz anderen Tanze riefen.

## Stara pravda (Das alte Recht).

### Bauernkrieg in der windischen Mark.



ern von dem Schauplatz dieser mißglückten Verschwörungen, am anderen Ende des weiten Reiches, waren ähnliche Wirren ausgebrochen. Im selben Jahre, als der „arme Konrad“ durch Württemberg ging (1514), führten die Hörigen und Leibeigenen in Ungarn gegen den Adel einen furchtbaren Krieg. An 60 000 Bauern sollen bei dem entsetzlichen Strafgericht, mit dem die Aufstände zu Ende gebracht wurden, ihr Leben verloren haben.

In der windischen Mark, an den Ufern der Save und Drau spielen sich im nächsten Jahre (1515) ähnliche Szenen ab wie sie das fruchtbare Tal der Rems gesehen hatte, ja, die Bewegung unter den windischen Bauern nahm eine viel drohendere Wendung an. Mord, Brand und

Plünderung gaben ihr einen äußerst gefährlichen Charakter. Durchsichtiger und verständlicher als in Deutschland sind hier die Gründe der Empörung. Schlagworte werden laut, welche eine frappante Ähnlichkeit mit jenen des großen Bauernkrieges haben. Die Bewohner der Marken hatten zu jenen Zeiten gar viel unter den räuberischen Überfällen der osmanischen und ungarischen Horden zu leiden, die immer wieder über die Grenzen brachen und ihre Raub- und Mordlust an dem Gut und Blut der Landleute stillten. In äußerster Not brachen viele Bauern ihre Hütten ab und überließen die zu Grund gerichteten Felder wucherndem Unkraut. Nachlaß von Abgaben war für viele andere oft die unerläßliche Bedingung für ihr Verbleiben. Der Kaiser Maximilian in idealer Gesinnung, warmherzig mit der Not der Untertanen fühlend, war einer Änderung der grundherrlichen Verhältnisse nicht abgeneigt, seine Sorgen wurden aber doch allzusehr von den Ereignissen der großen Politik in Anspruch genommen, als daß er sich im einzelnen um die Beschwerden der Bauern hätte kümmern können, und diejenigen, denen er mit allgemeinen Instruktionen die Ordnung dieser Angelegenheiten übertrug, hatten mit den Eigeninteressen der Herrschaften des Landes schwer zu kämpfen. Die Not der Zeit hatte den Kaiser gezwungen, viele seiner landesfürstlichen Güter anderen Herren pfandweise zu überlassen. Solche Verpfändungen hatten immer die Untertanen zu büßen, von denen die Pfandinhaber möglichst viele Vorteile zu gewinnen suchten. Deshalb sah sich der Kaiser gezwungen, bei Neuübertragungen vor allzu großer Bedrückung der Untertanen nachdrücklichst zu warnen und die Handhabung von Milde und Gerechtigkeit einzuschärfen. Obwohl er immer auf das Wohl seiner Untertanen bedacht war, waren doch die Verhältnisse seinem Streben so entgegen, daß er oft und oft wider Willen die Ursache von Bedrückungen wurde. Seine Kriege verlangten Geld. Man ist der Ansicht, daß in dem vergeblichen, ermüdenden Kampfe gegen die Übergriffe der stolzen Venetianer die Länder, welche er am meisten gegen deren Einfälle schützen zu müssen glaubte, auch besonders zu finanzieller Beisteuer verpflichtet seien. Vom Reich hat er wenig zu erwarten, er sieht sich auf die Hilfsquellen angewiesen, die aus seinen Erbländern fließen, und drängt die Landstände zu starken geldlichen Leistungen. Die Stände aber legen diese Ansprüche auf ihre Untertanen um. Erhöhung der Steuern ist deshalb eine der wichtigsten Klagepunkte der Aufständischen. Da es manche Herren gab, die die herausgepreßten Hilfgelder in die eigene Tasche steckten, ja auch solche, die, ohne Berechtigung zur Steuereinhebung die Untertanen um Geld bedrängten, mußte sich deren Mißtrauen gegen jede Steuer erheblich bestärken.

Fortschreitende Entwertung des Geldes bringen die Gutsherren auf den Gedanken, ihre Einkünfte aus den Abgaben der ausgetanen Güter nicht

mehr in Geld, sondern in Naturalleistungen einzufordern, was in den meisten Fällen einer bedeutenden Erhöhung der Gülten gleichkam, gegen die sich die Bauern energisch zur Wehr setzten. In ihrem Bestreben, die Einkünfte zu vermehren, erlaubten sich die Gutsherren auch hier nicht selten Eingriffe in das Maß- und Gewichtswesen und in die Rechte der Gemeinde auf die Allmende, indem sie für deren Benützung gewisse Abgaben forderten, was in vielen Fällen eine vollständige Entfremdung zur Folge hatte und die Betroffenen umso tiefer erregen mußte, je notwendiger ihnen die freie Benützung der Allmende zu ihrer eigenen Wirtschaftsführung war. Die Grundherren erhöhen willkürlich die Gülten und entziehen gleichzeitig durch strengere Robotforderungen ihren Grundholden die Möglichkeit und Zeit eines intensiveren Wirtschaftsbetriebs.

Religiöse Motive sind in diesen Umständen noch nicht zu bemerken. Man darf die Unternehmungen gegen Klöster, wie sie auch hier schon vorkamen, nicht mit den späteren planmäßigen Klosterstürmen verwechseln, obwohl das gewalttätige Vorgehen gegen die Nonnen von Studenitz sicherlich ein bedenkliches Anzeichen stark vermindert religiöser Scheu bedeutet.

So waren denn die Voraussetzungen gegeben, damit bei irgend einer Veranlassung der Sturm losbrechen konnte. Und der Funke sprang. Ein Adeligler, dessen Raubrittertaten schon längst das Volk in Aufregung versetzt hatte, Georg von Thurn, der sich nicht scheute, ganze Dörfer zu plündern und deren Bewohner dem Elend preiszugeben, der es sogar soweit brachte, seine eigenen Untertanen zu Kumpanen zu machen und mit ihrer Hilfe andere Dörfer zu überfallen, wurde in der Nähe von Gottschee von einem Haufen Bauern überrumpelt und samt seinem Pfleger erschossen. Dieses Ereignis versetzte die Bauern der Umgebung in die größte Erregung. Nachdem nun einmal das Wagnis des Anfangs glücklich gelungen war, brach die immer noch zurückgehaltene Leidenschaft mit einem Male hervor und ergriff ein Dorf nach dem andern mit rasender Schnelligkeit. Unter dem Losungswort der „starapravda“, der alten Gerechtigkeit, weigerten sich die Bauern von Reifnitz und Gallenberg, nördlich von Gottschee, die Urbarsteuern zu zahlen; die Untertanen der an Kaspar Lamberger verpfändeten kaiserlichen Herrschaft Billiggratz vereinigten sich mit ihnen und zogen werbend umher, mit Brand und Mord die Widerwilligen zum Anschluß zwingend. Wie es bei solchen leidenschaftlichen Ausbrüchen zu geschehen pflegt, bemächtigte sich mancher Gemüter religiöse Begeisterung, von der sich die aufgeregte Menge mitreißen ließ. So erregte es gewaltiges Aufsehen, als im Radmannsdorfer Gericht ein Bauer austrat, welcher sich unmittelbarer Beziehungen mit dem heiligen Geist rühmte. Der Segen seiner Hand erschien als das

Unterpfeiler des Sieges. Von dem angeblich Begnadeten geweihte Kreuze und Bilder steckte man auf Stangen und trug sie als Symbole göttlicher Führung den Scharen voraus. Wie auf das Evangelium leistete man auf diese geheiligten Feldzeichen Eid und Bundesschwur.

Die Bewegung nahm, da die Obrigkeit nicht sogleich einschritt, sondern den schwerfälligen Weg langwieriger Verhandlungen wählte, bald einen unerwarteten Umfang an und breitete sich mit zunehmender Geschwindigkeit fächerförmig gegen Norden aus. Örtliche Streitpunkte kamen nun auf einmal zur Geltung und verflochten sich unwillkürlich ins Gewebe der allgemeinen Aufregung ein. Daß die Radmannsdorfer Bürger im Save-tal gegen den Handelsbetrieb der Bauern ihrer Nachbarschaft vorgegangen waren und jene Leute, die außerhalb der Stadtmauern Handwerk und Gewerbe ausübten, auf mancherlei Weise belästigt hatten, rächte sich jetzt. Ringsum standen die Bauern auf und in kurzem hatten sich aus den Bezirken von Krainburg, Stein und aus der Wochein an 20 000 Bauern zusammengetan. In mehreren Artikeln stellten zuerst die Wocheiner ihre Beschwerden zusammen. Vermehrung der Roboten und Nichtentschädigung für außerordentliche Saumdienste, ungerechtfertigte hohe Abgaben bei Verkäufen, Hausbauten, Mühlenbetrieb, Eingriffe in das Erbschaftsrecht und in das Nutzungsrecht der Allmende und hohe Steuern sind im großen und ganzen die Übel, von denen sich der Landmann loszumachen suchte. Die Stände waren diesen Ereignissen gegenüber zunächst ratlos. Der Wiener Landtag, auf dem unter den dortselbst erschienenen kaiserlichen Beauftragten Kardinal Matthäus Lang die wichtigste Rolle spielte, entschloß sich nach langer Beratung, eine Kommission ins Aufstandsgebiet zu senden, die Beschwerden der Bauern anzuhören und die Aufgeregten zu beschwichtigen. Trotz persönlichen Mutes, den der Landeshauptmann von Steiermark, Siegmund von Dietrichstein, einer der Kommissäre, bewies, indem er mitten in eine der zahlreichen Bauernversammlungen ritt und mit den Empörern verhandelte, trotz kaiserlicher Mandate an die Rebellen, die sich direkt an die kaiserliche Majestät nach Augsburg gewandt hatten, sich bis zur Anhörung ihrer Beschwerden stille zu verhalten, gingen die Bauernhaufen nicht auseinander. Es schien im Gegenteil, als sollte die Milde des Kaisers und die fortwährende Verhandlungsbereitschaft der Stände, als Zeichen der Schwäche ausgedeutet, zu noch Ärgerem reizen.

Nach einer großen Bauernversammlung zu Neustadt kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen. Das kaiserliche Schloß Meichau, das die Brüder Minndorfer pfandweise besaßen, ging durch Verrat verloren, die Schloßherren wurden grausam ermordet und ihre Leichen über die Mauer herabgestürzt, die Schloßherrin ihrer Habe und Kleider beraubt, sah sich

gezwungen, in Bauernkleidern Dienste zu tun. Die kaiserliche Burg Jobelsberg, welche dem Siegmund von Auersperg verpfändet war, theilte das Schicksal Meichaus.

Während die Landstände in Laibach fruchtlos berieten, überschritt der Geist des Aufruhrs die Save und ergriff die Untertanen der Grafschaft Cilli, des Sanntales, von Montpreis, Stätenberg, Hörberg, Kumberg, Wisell und Landsberg und machte seinen Einfluß jenseits der Drau bis gegen Graz und Gleisdorf geltend. Nun sahen sich auch die Stände der Steiermark und Kärnten zu Maßregeln gezwungen.

Unter dem Jubel der Rebellen fielen die Schlösser Rudenstein, Saunstein, Unternassensfuß. Es ereigneten sich furchtbare Frevel. In der Grenzstadt Kann hatte sich der kaiserliche Hauptmann Marcus von Kliffa, der den zur Unterstützung heraneilenden Banus von Kroatien auf Grund eines kaiserlichen Stillstandsbriefes aufhalten sollte, vor den heranrückenden Bauernhaufen in Sicherheit bringen wollen und mit seiner Begleitung im Schlosse Zuflucht gesucht. Die Bauern aber erstürmten das Schloß, erschlugen Marcus von Kliffa samt acht Edelleuten und über vierzig Knechten und trugen die Köpfe der Erschlagenen auf Speißen gesteckt im Triumphe herum. Andere Haufen plünderten das Schloß Plankenstein und fielen über das Frauenkloster Studenitz her, dessen Insassen sie in der gewalttätigsten Weise mißhandelten.

Während sich in Gonobitz in der Steiermark die Verhandlungen, welche Siegmund von Dietrichstein als Landeshauptmann mit den dort versammelten Bauern führte, wenigstens insoweit gut anließen, daß man sich schließlich auf einen Waffenstillstand bis zum Zusammentritt der gegenseitigen Bevollmächtigten einigte, begannen die Unruhen umso gefährlichere Ausdehnung in Kärnten anzunehmen. Im Lavanttal, im Gebiet des Benediktinerklosters St. Paul, begannen die Zusammenrottungen, die sich in kurzer Zeit zu einem verhältnismäßig gut organisierten Aufstand mit dem Mittelpunkt in Rojach, nördlich des Klosters entwickelten. Unter dem Losungswort der „göttlichen Gerechtigkeit“ verbreitet sich der Bund nach Westen ins Jaun- und Gailtal und nördlich der Drau bis nach Strazburg und Hüttenberg. So ähnlich das Stichwort von der „göttlichen Gerechtigkeit“ jenem vom „göttlichen Recht“ des großen Bauernkrieges klingt, so ist doch ein nicht zu verkennender Unterschied in der Entstehung und Auffassung beider Schlagworte. Das „göttliche Recht“ entspringt der Autorität des „göttlichen Wortes“ und ist insofern innigst mit der Verkündigung des neuen Evangeliums verknüpft, in der „göttlichen Gerechtigkeit“ aber müssen wir den Ausdruck eines neuen Empfindens für das, was moralischerweise gerecht genannt werden kann, sehen.



Kaiser Maximilian. (Kupferstich von Lucas von Leyden 1520.)

Da man endlich in ständischen Kreisen einsehen mußte, daß eine gütliche Verständigung bei dieser ungezähmten Eroberungslust nicht zu erreichen sei, und da auf der Herrenseite die langsamen Vorbereitungen soweit gediehen waren, daß man den Weg der Gewalt zu beschreiten wagen

konnte, zog unter Dietrichsteins Führung eine kleine Streitmacht von ein paar hundert Mann ins Drautal und dann ins Rosental, wo die Güter des steirischen Landeshauptmanns, Sinkenstein und Hollenburg, lagen. Mit leichter Mühe wurden die wenigen Bauern, die überhaupt Widerstand zu leisten wagten, zersprengt. In der Gegend von Altenhofen, wo die Bauernbewegung durch Teilnahme der Bergknappen eine besondere Form angenommen hatte, war der Sieg doch nicht mühevoller. Schließlich marschierten die ständischen Truppen durch das Lavanttal und nahmen das in Kojach befindliche Hauptquartier der Bauern, womit die Ruhe in Kärnten wiederhergestellt erschien. Das geschah im Laufe des Monats Juni, zu einer Zeit, wo in der Steiermark die Bauern noch ungehindert plündern und zerstören konnten. Diesem Treiben machte erst die ständische und kaiserliche Streitmacht, die unter dem Oberbefehl des Georg von Herberstein gegen die Bauern ins Feld rückte, ein Ende. Herberstein war eine Kampfnatur, gestählt in Waffenübung, ein Meister kühner und rasch durchgeführter Operationen, welche die ungeordneten Bauernhaufen in heillosen Schrecken versetzten. Nach Unterwerfung der Steiermark überschritt er die Save und erschien plötzlich fast mitten im feindlichen Lager. Soweit die Auführer nicht von selbst auseinander liefen, wurden sie mit Waffengewalt auseinander gejagt, die Häufelführer an den nächsten Bäumen aufgehängt. Mit dem Ablauf des Monats August war die Ruhe im ganzen wiederhergestellt. Es kam zwar da und dort noch zu kleinen Tumulten, deren aber die Obrigkeit mit leichter Mühe Herr zu werden vermochte.

Dem Kaiser lag nicht daran, daß die Rebellen nach ihrer Niederlage nun grausam gestraft wurden. Widersprach es schon seiner milden, humanen Denkungsart, so wußte er auch, daß diese so vielen Nöten ausgesetzten Länder an der Grenze keine Leute verlieren durften, da sie sonst in die Gefahr vollständiger Verödung hätten geraten können. Daher hat das Schwert des Henkers wenig zu tun bekommen. Die Finanznot des Kaisers und der drohende neue Krieg mit Venedig und Frankreich bewogen ihn aber, übermäßige Geldstrafen auf die Güter der Aufständischen zu legen, welche nur durch Dazwischentreten der Stände, die mit Recht den Ruin und vollständigen Untergang ihrer wirtschaftlichen Grundlagen befürchteten, stark vermindert und auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt wurden. Von einer nicht verbrannten, also unzerstörten Hube, mußte ein ungarischer Gulden, von einer zerstörten ein halber Gulden, und 20 Kreuzer von jedem Zulehen gezahlt werden. Zu ewiger Erinnerung an die Tage ihrer Unbotmäßigkeit aber wurden den Teilnehmern an dem Aufstand ein sogenannter Bundespfennig von 2 Pfennigen ins Urbar eingetragen, d. h. als dauernder Zins festgelegt.

Und die Folgen der ganzen Revolte? Die größeren Lasten der Schuldpfennige bedeuteten für den Bauern an und für sich schon eine außerordentlich fühlbare Einbuße an Einkünften. Die Möglichkeit, seine Wirtschaft zu verbessern oder nur die Schäden gut zu machen, ist in weite Ferne gerückt. Der Gutsherr selbst bemüht sich nicht weiter, das Los seiner Hörigen zu ändern. Was diese ihm vielleicht noch in Verhandlungen abgetrotzt hätten, das konnten jetzt nicht einmal die zur Milde mahnenden Vorschläge des Kaisers erreichen. Nicht sie selbst, sondern die unaufhörlichen Steuerforderungen seien an dem Unglück Schuld, behaupteten die Herren. Neue Lasten, gegen welche der Bauer sich aufgelehnt hatte, bürgerten sich nun ein, der Kampf für die „stara pravda“ war verloren. So hatte die Rebellion, weil sie ohne Mäßigung durchgeführt wurde, die Lage des Bauern nur noch verschlechtert, auf verwüsteten Äckern haute sich der Hörige ein kümmerliches Brot und durch die notdürftig wiederhergestellten Dächer seines verbrannten Hauses sickerte der Regen. Der große Bauernkrieg von 1525 hat diese Landstrecken nicht mehr berührt.

## Von der Freiheit eines Christenmenschen.

### Reformation.



Mehr als Worte beweisen diese ausgebreiteten, stets wiederholten Tumulte, wie mächtig die Stimmung des Volkes nach einer Änderung seiner Lage verlangte. Jahrzehnte dauerten nun schon die immer vergeblichen Versuche, eine Änderung auf gewaltsame Weise „von der Gemeinde her“ herbeizuführen. Jedes mißglückte Unternehmen aber hatte doch zum mindesten dieses Ergebnis, daß es die vorhandenen Gegensätze vertiefte, eine trotzigte Gesinnung schuf und die Probleme reifer werden ließ.

Denn woran waren die verschiedenen Aufstandsversuche gescheitert? An der Überspanntheit und Unklarheit des Zieles, an der landschaftlichen Zersplitterung der Bewegungen, also an dem Mangel eines großen Juges in der ganzen Sache, an der Überschätzung der eigenen Macht und der Unterschätzung aller Widerstandskräfte. Die Grundlage der Revolution mußte verbreitert werden. Dazu half nun Luthers Auftreten entscheidend mit. Bresche um Bresche schlug der großartige Erfolg seiner Predigt vom lauterem Wort Gottes in die Bollwerke des Widerstandes. Der Geist des Umsturzes, der sich in den häuerlichen Kreisen so lebendig gezeigt hatte, ergriff nun die breitesten Massen und drang in alle Stände. Die

Bauern fanden Bundesgenossen an allen jenen, welche nun, zwar mit ganz anderen Zielen, aber doch an demselben Hebel ansetzten. Aus Gründen, die hier nicht noch einmal erläutert zu werden brauchen, hatten die Bauern eine tiefe Abneigung gegen die Geistlichkeit gefaßt. Es muß betont werden, daß es sich dabei nicht um dogmatische, sondern vor allem um wirtschaftliche Fragen handelte. Mit einer Sicherheit, die sich nur aus einer eingewurzelten Stimmung und einer starken Überzeugung erklären läßt, griffen die Bauern nun nach der neuen Waffe, die ihnen dargeboten wurde, und sie wußten sie trefflich für ihre eigenen Zwecke zu gebrauchen. Ihre wirtschaftlichen Feinde erscheinen jetzt als die Feinde Gottes und der Menschheit überhaupt. Die üble Lage des Bauernstandes haben diejenigen verursacht, deren Habgier und Lüge die heilige Schrift verdunkelt hat, in der es klar und deutlich geschrieben stand, daß die Bauern nur das verlangten, was Gott schon längst als ihr Recht geoffenbart hat. Das hat der Pfarrer auf der Kanzel aus Eigennutz bisher verschwiegen und dafür einen ungerechten Gehorsam gepredigt, der sie der Bedrückung ihrer Herren preisgab. Das war nun wirklich ein ganz aktuelles Motiv von bezwingender Verständlichkeit, und damit lief jetzt die Bauernbewegung in den rasenden Fluß der Zeit ein. Es bekam nun die große Schar der neuen Prädikanten auf dem Lande ein weites und dankbares Feld der revolutionären Betätigung. Und die neuen Geistlichen waren klug genug, die Landbevölkerung in ihren wirtschaftlichen Hoffnungen zu bestärken.

Für Luther und diejenigen, die seine Absichten verstanden, war der Kampf gegen die alte Geistlichkeit ein Kampf gegen jene Autorität, welche die religiösen Vorstellungen beherrschte. Es war ein Kampf bis aufs Messer, geführt mit allen Mitteln ebenso erbarmungsloser als überspannter Kritik, mit allen Mitteln der Propaganda durch Wort und Schrift und Bild. Alle Verwirrung der Zeit tauchte unter in dem wahn-sinnigen Strudel religiösen Zwiespaltes, alle Not der Zeit warf ihre verschiedenen eigenen Sorgen in den Wirrwar der Meinungen. Weit entfernt von klarer Durchsichtigkeit hat die Lehre Luthers von der „Freiheit eines Christenmenschen“ auch die egoistischen Bestrebungen der einzelnen Stände zu leidenschaftlichem Aufflammen gebracht. Jene Ungezählten, die durchs Land zogen als Helfer und Verkünder des göttlichen Wortes, ungebildet, kritiklos, unruhig und wanderselig, haben dem Landmann einen falschen Begriff von der Freiheit gelehrt, die Luther selbst in erster Linie geistig gemeint hatte. Die wenigen aber, welche von idealer Gesinnung und Sehnsucht nach einer Neugestaltung der inneren Welt erfüllt waren, wandten sich bald genug von diesem Treiben ab.

So wurde also die rein wirtschaftliche Frage mit dem religiösen Problem vermengt, so neue Verwirrung gestiftet und die friedliche Lösung

der Gegensätze vollends unmöglich gemacht; denn jetzt waren alle Bedrücker der Bauern zugleich Feinde Gottes und des Evangeliums, jeder Versuch, einen Aufstand zu unterdrücken oder die Stellung der Herrschaften zu verteidigen, wurde als eine Tat hingestellt, welche gegen das neue Evangelium gerichtet war. Und andererseits betrachteten die Bauern jede Gegenwirkung der altgläubigen Grundherren gegen Verbreitung der neuen Lehre als eine ihnen schädliche Handlung, weil sie glaubten, daß damit ihren eigenen Wünschen der Boden der Berechtigung entzogen werden solle. Ehe die Bauern völlig die Bedeutung der religiösen Revolution für ihre eigene Sache erkannt hatten, vergingen Jahre, selbst der Beginn des großen Krieges hatte noch nicht den Charakter und die besondere Färbung, die er später unter dem Einflusse des „lauteren Evangeliums“ angenommen hat. Man darf also nicht behaupten, daß alle Bauern, die dieses Evangelium im Munde führten, damit einer inneren Überzeugung Ausdruck gaben, es genügte vielen, daß es in ihrem, rein weltlichen, Sinn verwendet wurde.

Zahlreiche Flugchriften verbreiteten die neuen Gedanken rasch im Reiche. Der Handel mit Flugchriften hatte überraschend schnell große Dimensionen angenommen. Fast jede Offizin der Reichsstädte hat solche gedruckt. Die schon erwähnte „Klag eines einseitig Klosterbruders“ entwirft ein Bild dieser Propagandatätigkeit: „Da ziehen sie herum zu Haus in Städten und Dörfern und verteilen Schmachbüchlein und Schandbilder wider alle Geistlichkeit, hoch und nieder, und predigen, daß man ihr kein Zinse und Zehnten geben soll, vielmehr ihr nehmen soll alles, was sie hant und sie jagen und würgen soll. Und richtent die heilig Schrift zu für ihr vermaledeit Werk; reitzen das Volk auf wider alle Oberkeit und Gesetz; und muß das göttliche Wort dienen als ein Deckmantel für ihr schentlich verführisch Aufreitzen.“ — In der Rheingegend, bei Straßburg und Basel zog ein beredter Bauer herum, „ein schweifender Mensch“, „Kumor und Saktion wider alles ehrbar Volk bewegend, reizend und ver-schaffend“. Der predigte dem Volke von der Stunde des Unterganges des „Erbvolks“ (=Alerus), das vertilgt und ausgerottet werden müsse. Der **Karsthans** hieß er allgemein, und es verband sich mit diesem Namen bald die Vorstellung einer volkstümlichen Figur. In vielen Flugchriften spielte nun der Karsthans eine Rolle. Im „neuen Karsthans“ z. B. unterhält sich der Bauer Karsthans mit Ritter Franz von Sickingen. Die Unterhaltung läuft auf einen Bund des Adels mit den Bauern gegen die Geistlichkeit hinaus, deren Leben und Fehler in den verabscheuungswürdigsten Farben dargestellt wird. Reißende Wölfe seien die Geistlichen, sagt Sickingen und Karsthans ruft: „Darum soll man mit Flegeln und Kärsten dreinschlagen.“ „Der Papst hat seinen Stuhl über Gottes Stuhl gerückt und

darum muß er Luzifer nachfallen“ sagt der Ritter, und der Bauer antwortet: „So fall er in aller Teufel Namen und der Teufel helf ihm darnach wiederum auf.“ Abbrechen der Gotteshäuser und Zerstörung der Klöster, Vertilgung der Mönchsorden nach Ziscas Beispiel sei das einzige Mittel, die Verarmung der christlichen Welt zu verhindern. In den 30 Artikeln, die einen Anhang zu dem Dialog bilden, verschwören sich Junker Helfrich, Ritter Heinz und Karsthans, die bestehende kirchliche Ordnung als ein Werk des Teufels zu beseitigen, alle Feinde Luthers zu verfolgen, Feiertage und Bildnisse abzuschaffen. „Sie poltern und pochen“, so heißt es in einem Flugblatt von dem Adel, „viel auf ihre Herrlichkeit und Gewalt aus vermög der heiligen Schrift...“, aber in welchem Buche hat Gott ihr Herr ihnen Gewalt gegeben, das wir Armen ihnen zu Fronsdienst ihre Güter bauen müssen und zwar nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unsrer Armut den erarbeiteten blutigen Schweiß im Feld verderben lassen sollten? Gott mag in seiner Gerechtigkeit dies greuliche babylonische Gefängnis nicht gedulden, daß wir Armen also sollen vertrieben sein, ihre Wiesen abzumähen und zu hauen, die Äcker zu bauen, den Flachs darin zu säen, wieder herauszurauen, zu risseln, zu röseln, zu waschen, zu brechen und zu spinnen, Erbsen zu klaben, Mohren und Spargeln zu brechen. Hilf Gott, wo ist doch des Jammers je erhört worden? Sie schätzen und reißen den Armen das Mark aus den Beinen. Dazu müssen wir Armen steuern, zinsen und Gült geben und soll der Arme nichts minder weder Brod, Salz noch Schmalz daheim haben, mit samt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleiben hie die mit ihren Handleben und Hauptrecht? Ja verflucht sei ihr Schandleben und Raubrecht. Wo bleiben hie die Tyrannen und Wüteriche, die ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld und das so schändlich und lästerlich vertun... und daß sich ja keiner dawider rümpfe oder gar flugs gehts mit ihm, als mit einem verräterischen Buben ans Pflöcken, Köpfen, Vierteilen... Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Rappenzipfel steht doch das geschrieben? Ja ihre Gewalt ist von Gott, aber doch so fern, daß sie des Teufels Söldner sind und Satanus ihr Hauptmann.“

In Form der Predigt, des Briefes, des Gesprächs, der Betrachtung sind die Hetzreden eingekleidet, schon in ihrem Titel geben sie zu denken und zu lachen. Da ging ein Blättchen um, das überschrieben war: „Ein Unterred des Papsis und seiner cardinelen, wie zu tun sei um das Wort Gottes under zu trucken, wie jeglicher sich darauff zu bedenken“ oder „Ein Wegsprech gen Regensburg zu ins Concilium zwischen Bischof . . . . wirt und Kuntzen seinem Knecht 1525.“ Karrikaturen machten Adel und Geistlichkeit verächtlich und gaben sie dem Gespötte preis. Da hält z. B. der „lutherische Sreblatz“ allem Getier in Kutten und Panzern das Kreuz

kniend entgegen, ein Bild zeigt einen Bauern, der die Messe liest, während der Pfarrer und Mönch am Pfluge harte Arbeit leisten. In Spottgedichten und Liedern wurden die Herren verhöhnt, und der Bauer als der einzig Tüchtige gepriesen, wie schon Hans Rosenblüt aus Nürnberg in dem Fastnachtspiel vom Türken sagen ließ:

„Ich lob dich du edler Baur  
vor aller Creataur  
für all Herrn auf Erden,  
der Kayser muß dir gleich werden.“

Um 1522 erschien eine Flugschrift, deren Gedanken im Bauernkrieg häufig wiederkehren und die schließlich der von den fränkischen Bauern geplanten Reichsverfassung zu Grunde gelegt wurden. Wie schon einmal dem Kaiser Sigismund eine „Reformation“ unterschoben wurde, so sollte diese „Ordnung“ von Kaiser Friedrich III. herkommen. „Teutscher nation notturtz; die Ordnung und Reformation aller Ständ im römischen Reich“ lautet der Titel der Schrift, die vielleicht aus den Kreisen der westdeutschen Ritterschaft stammt. Sie verlangt die Abschaffung des römischen Rechts, aller Doktoren des geistlichen und weltlichen Rechtes, Aufhebung aller Zölle, Mauten, Geleite, Umgelder, Aufschläge, Steuern und Beschwerden, „kein Kaufmann darf einen größeren Handel vornehmen als bis zu zehntausend Gulden; das übrige soll dem Reiche anheimfallen“. Den Fürsten wirft das Flugblatt vor, daß sie so viel Schmeichler, Heuchler und „Suppenesser“ an ihren Höfen hätten, weil sie die Wahrheit nicht leiden mögen. „Welcher euch aber euer Amt bessert mit der Nutzung, das ist ein geschickter Gefell: niemand fragt, ob es rechtlich daher kumm, so wir's nur haben. Als ob Gott die Seinen euch zu Narren beschaffen habe.“ Die reiche Geistlichkeit mache das Volk zu Bettlern: „Das wollt ihr stummen Christen, Edel und Unedel, Reich und Arm, Alt und Jung getreulich bedenken und wol beherzigen, ob das länger zu leiden oder zu erhalten sei. Ich wolt gern hören von einem, der mir sagen könnt, wo Christus, unser Erlöser, dieweil er auf Erden ging, je von Mönchen oder Nonnen gesagt hätte.“ „Ihr habt die ganz Gemein im Reich beschwert und überladen, nun kummt die Zeit, daß eure Güter als der Feind Güter gebeut und ausgeteilt werden. Wann als ihr die Gemein beschweret habet, also wird sie auch über euch aufstehen, daß ihr keine bleibende Statt mindert wissent“.

„Alles, was man izunt zu lesen gibt, richtet sich auf Aufruhr und Mord und Durchächtung geistlicher und weltlicher Dinge.“ Damit charakterisiert die „Klag“ das unheilvolle Wirken der Presse unter dem Volke. Ihr Zweck war, die Gemüter aufzupeitschen, das glimmende Feuer anzufachen, bis es zum Brande aufloderte.

Man galt freilich das Lesen auf dem Lande zu der Zeit noch als eine große Kunst, wie überhaupt jede geistige Beschäftigung Gefühle der Bewunderung in den bäuerlichen Kreisen auslöste. Von jeher hatte der einfache Landmann eine unbewusste Hochachtung vor der freien Stadt und der Bildung ihrer Bewohner. Das muß man bedenken, um den Einfluß zu würdigen, welchen die mündliche Agitation, die von den Städten ausging, auf die Vorstellungswelt der ländlichen Bevölkerung auszuüben imstande war. Die Predigt der „Hochweisen“ in der Stadt galt dem Bauern außerordentlich viel. Als die Gesandten gemeiner Bauernschaft und Gotteshausleute des Klosters Roth im Allgäu sich vor ihrem Abte rechtfertigten, sagten sie: „Euer Gnaden und uns armen Leuten, als Euer Gnaden eigenen Leuten und Hinterlassen, ist wissend die Aufrühren, so sich allenthalben empören. Nun sind wir nicht die, die es gemacht oder getan haben, sondern kommt solches von den Geistlichen und Hochgelehrten her, die es jetzo öffentlich predigen, davon wir es jetzo hören und eben eine Zeit gehört haben, womit wir arme Leute allenthalben beschwert seien... Dann der Hochgelehrten Sag sei die, das sie treulichen sagen und niemand sie widerredt; so sagen sie: Gott der Herr hab' Gefäß gemacht, und wie er sie gemacht hab, das seien die rechten Gefäß; die ziehent sie auf das heilig Evangelium, daß ein Mensch nicht über den ander sei. Und sonst so hören wir von den Hochweisen in den Städten, daß sie darein verwilligen und lassen ir Ding.“ Christof Schappeler in Memmingen, Mathias Wapfel in Kempten, Jacob Wehe in Leipheim, der mit dem Pöbel der Stadt die Kirchen und Pfarrhöfe der Nachbarschaft plünderte, Johann Eberlin von Günzburg, der eine ungläubliche Werbetätigkeit von der Schweiz bis nach Sachsen entfaltete, Jörg Kreuzer zu Forchheim, wo der Aufstand schon im Mai 1524 von der Gemeinde ausgehend losbrach, die Prediger von Rothenburg und noch andere riefen zum Umsturz auf.

So wanderten Prädikanten im ganzen Reiche umher und predigten mit dem ganzen derben, volkstümlichen Wortschatz Luthers gegen die Kirche im allgemeinen und ihre Diener im besonderen. Und manch Bäuerlein fühlte sich vom Geiste Gottes gepackt und redete auf Plätzen und Kirchhöfen. Im Bauernstande aufgewachsen, kannten die Prediger des Bauern Seele und wußten sie zu packen. Karsthans ist schon genannt worden. Diebold Beringer aus Schwaben predigte in und bei Nürnberg und zog dann nach Kitzingen am Main, wo ihm die Bürger auf dem Kirchhof einen neuen Predigtstuhl aufbauten. Lesen und Schreiben soll er nicht verstanden haben, aber die Gabe des Wortes war ihm in so hohem Maße eigen, so daß er selbst den ehrbaren Rat hinriß und 2000 Menschen seine Kanzel umlagerten. „Man findet jetzund“, schrieb Heinrich Kettner

bach, ein ehemaliger Franziskaner im Jahre 1523 „zu Nürnberg, Augsburg, Ulm, am Rheinstrom, in der Schweiz, in Sachsen Weiber, Jungfrauen, Knechte, Bachanten, Handwerksleute: Schneider, Schuster, Bäcker, Büttner, Keiter, Ritter . . ., die mehr wissen in der Bibel, denn alle hohen Schulen, auch Paris, Köln, und viele Papisten, soweit die Welt ist und sie können's bewähren und bewähren es täglich.“ — Da jene zahlreichen ehemaligen Priester und Mönche, die zu Luther übergegangen waren, nicht Ruhe hielten, sondern ihr Predigtamt in anderem Sinne weiter ausübten, so gab es bald keinen Ort mehr, der nicht aufwiegelnde Reden gehört hätte und wo sich nicht Leute gefunden hätten, die durch sie ergriffen wurden.

Sie bereiteten den Boden so gut, daß dann, als die Trommeln und Pfeifen zur Tat riefen, und der Sturmwind hallenden Feldgeschreies die dämpfende Asche verkohlter Traditionen wegblies, tausende zu Harnisch und Spieß griffen und in den Kampf zogen.

Nur die Zähigkeit, mit welcher der Bauer an allem Überkommenen zu hängen pflegt, erklärt es, warum er so lange zögerte und nicht schon längst losgebrochen war.

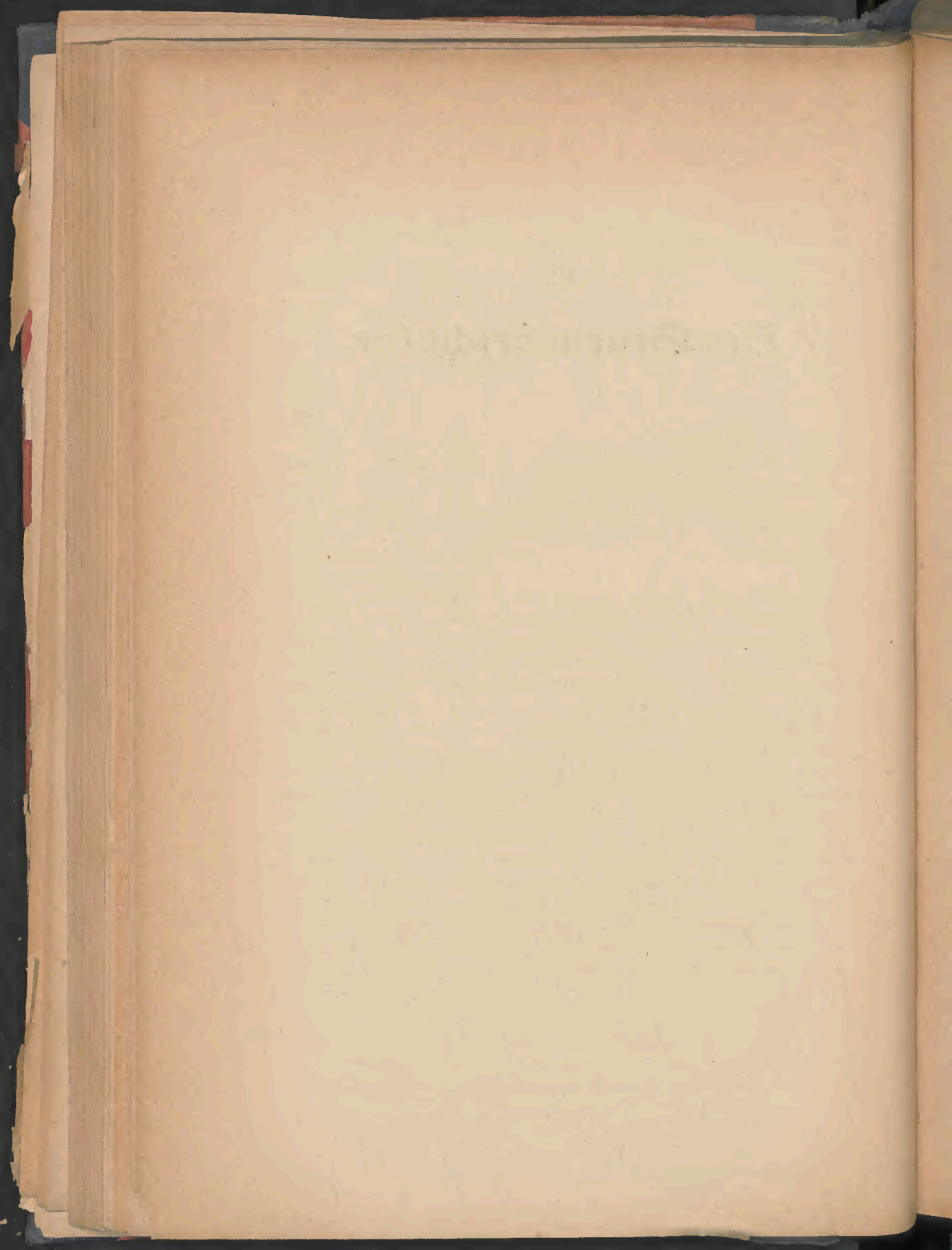
Als der „arme Konrad“ auf dem Blutgerüst geendet hatte, blieb es ein paar Jahre verhältnismäßig ruhig. Es bereitete sich Größeres vor. Und als dann Luther die Geister spaltete, da brach zunächst der erbitterte Kampf der Meinungen los und trennte das Land in Parteien. Aufhorchte alles auf den gewaltigen Prediger von Wittenberg, dem das Wort so kecklich vom Munde ging.

Im Dezember 1522 flatterte ein weißes damastnes Fähnlein im Thurgau auf. Es trug eine Strahlensonne und einen goldenen Bundschuh, darunter den Spruch: „Welcher frei will sein, der zieh her zu diesem Sonnenschein“! Um dieselbe Zeit verlangte die österreichische Regierung von den Bundesständen Hilfe im Falle eines Aufruhrs und klagte, daß der gemeine Mann nach Freiheit dürste, keine Abgaben geben will und mit den Reichen zu teilen gedenke. „Die Bauern wolten lernen, von Schweizern böse stück und auch selbs Herren werden“, kündete ein Sang.

Im Mai 1524 sagte die Forchheimer Bürger- und Bauernschaft dem Stifte Bamberg auf und wurde mühsam zur Ruhe gebracht. Zur selben Zeit kündigten die Hintersassen von St. Blasien dem Abte Zinsen und Dienste. Allenthalben begann's in dem aufgeschichteten Brennstoff verdächtig zu knistern.

III.

Der Sturm bricht los.





## Um den Hohentwiel.



och immer konnte man glauben, daß in den bisher geschilderten Ereignissen nur die Unzufriedenheit eng begrenzter Bevölkerungskreise ihren unvorbereiteten plötzlichen Ausbruch gefunden habe. Den Unruhen, welche in der zweiten Hälfte des Jahres 1524 im Gebiete der vorderösterreichischen Herrschaft, im Hegau, Alettgau und südlichen Schwarzwald ausbrachen, in jenem zersplitterten Herrschaftsbereiche, wo die Grafschaften, Vogteien, kirchlichen Besitzungen und Herrngüter in buntem Durcheinander lagen, hätte man anfangs keine andere Bedeutung beizulegen brauchen. Und doch sind hier die Wurzeln des ganzen großen Krieges zu suchen. In diesem südwestlichsten Winkel des Reiches, hart an der Grenze gegen die Eidgenossenschaft, in jenen unruhigen Tälern, in denen schon öfter die Fahne des Bundschuhs aufgerollt worden war, wo so nahe das Beispiel freier Bauernschaft winkte, begann schüchtern die Bewegung, die zum Sturme wuchs, der durch das deutsche Reich raste. Die Gegensätze, welche das menschliche Zusammenleben nun schon längere Zeit störten, werden schärfer. Es bildet sich eine tiefe Kluft, über die keine Brücke mehr führt. Eine geringere Rolle spielten dabei demokratische Hoffnungen. Sozialwirtschaftliche Fragen legen den Grund der Erregung, aber erst die Zerstörung des seelischen Gleichgewichts riß die Grenzen nieder, hinter denen die unberechenbare Leidenschaft sprungbereit lauerte.

Eine parteiliche Geschichtsschreibung, welche die Tatsachen in ihrem Sinne deutet, eine rationalistische Forschung, die aus mangelnder eigener innerer Erfahrung den Einfluß religiösen Erlebens anderer Menschen und anderer Zeiten allzu leicht unterschätzt, wollte wirtschaftlichen Mißständen allein die Schuld des Krieges aufbürden. Sie mußte dabei

auf unendliche Schwierigkeiten stoßen. Die Entwicklung zeigt es sonnenklar, daß die Ereignisse des Jahres 1525, welche die Zeitgenossen bis ins Äußerste erregten, mit allen gegenkirchlichen Volksüberzeugungen, wie sie bereits im 15. Jahrhundert sehr lebendig waren, und die mit Luthers Auftreten wieder aus der Tiefe emporflamnten, also mit religiösen Grundgedanken innig verflochten waren.

Die Unruhen im Gebiete der Herrschaft von Stühlingen, welche seit alten Zeiten die Grafen von Lupfen besaßen, eröffneten die ununterbrochene Reihe der Aufstände (Sommer des Jahres 1524). Mehr als anderswo scheinen hier die Bauern den Herrn gefühlt zu haben. Die Klagen über willkürliche Rechtspflege, die aus dem Bestreben der Herrschaft, die alten Volksgerichte zu unterdrücken, zu erklären ist, über arge Belastung mit neuen Abgaben und übermäßigen Frondiensten, über lästige Behinderung im täglichen Leben durch allerlei neue Verbote, mögen ihre Berechtigung gehabt haben.

Bereits anfangs Juni 1524 rottierten sich die Untertanen des Grafen von Lupfen, zogen mit einem fertigen Programm vor das Schloß ihres Herrn und erklärten die Hinfälligkeit aller Abgaben und Dienste und aller herrschaftlichen Rechte, die der Graf nicht mit Brief und Siegel als rechtmäßig erworben erweisen könne. Man hat lange Zeit geglaubt, daß die Herrschaft an die Bauern das Ansinnen gestellt hätte, gerade zu Beginn der Erntezeit Schneckenhäuschen zu sammeln, damit die Mägde der Schloßherrin Garn darauf wickeln könnten. Dieses Verlangen soll den Anstoß zu jenem Protestzug gegeben haben. Die Geschichte ist aber zu wenig bezeugt und zu unbedeutend, als daß sie die stürmische Erhebung erklären könnte. Doch mag irgend ein ähnlicher geringfügiger Anlaß den Stein ins Rollen gebracht haben. Die Ursache des Aufstuhrs liegt aber tiefer. Es scheint, daß die Herrschaft den Versuch gemacht hat, das Dienstverhältnis zu ungunsten gewisser Schichten zinspflichtiger Bauern abzuändern. Einzelne Beschwerden sind oben schon erwähnt worden.

Der Graf von Lupfen berief sich den Aufständischen gegenüber auf seine Briefe und Privilegien, vermochte aber dadurch nicht die aufgeregten Landleute zu beruhigen. Nun hatten sie einmal den Dienst aufgesagt, das Gefühl der Freiheit gelostet, es gab keine Macht, die ihren aufgereckten Nacken unter das abgeschüttelte Joch beugen konnte, der Traum einer neuen Eidgenossenschaft stieg wie die lichte Sonne am Himmel empor. Ringsum besprach man beifällig die mannhafte Tat und ihr leichtes Gelingen verlockte, an dem Spiele teilzunehmen, auf dessen Gewinn ein so köstlicher Preis gesetzt war. Mit gefurchter Stirn hörten die benachbarten Herren von des Grafen von Lupfen Bedrängnis und manche Stimme raunte ihnen ins Ohr, daß sich in ihrer eigenen Herrschaft ein rauher Wind er-

hebe. Die Grafen von Lupfen standen bei Osterreich in Schutz und Schirm und hatten das Ereignis der Regierung berichtet. Statthalter Erzherzog Ferdinand trat alsbald für seinen Schützling ein; denn seine eigenen Vorlande waren in unmittelbarster Gefahr. Es zeigte sich aber, daß die moralische Macht der Autorität nichts mehr vermochte. Vermittlungsversuche brachten nur einen Anstand bis zu St. Bartholomäustag, den



Bauernführer.

(Titelblatt zu P. Gengenbach „Der Bundschuh“, 1814, Tübingen Nachdruck.)

24. August, zu Wege. Da sollte in einer Versammlung zu Thiengen der Streit entschieden werden. Kostbare Zeit verstrich, bald bildete die Stühlinger Sache nur mehr einen geringfügigen Teil in dem Wirbel der Forderungen, die allenthalben laut wurden. Die Gotteshausleute von St. Blasien waren gleich anfangs mit am Platze. Es griffen die Untertanen des Grafen Rudolf von Sulz, der Junker von Schellenberg, der Stadt Villingen und wie die zahlreichen Herrschaften

alle heißen, zu Wehr und Waffen. Ein zweiter Jost Fritz trat hervor, ein kriegsgewohnter Landsknecht, Hans Müller von Bulgensbach und sammelte die Bauern um sich. Der Tag von Thiengen schien für die Herren schlechte Aussichten zu haben.

Willkommen war den Bauern jeder Bundesgenosse und das waren alle jene Mächte, die mit Osterreich in Hader lagen; denn von Osterreich hing



Balthasar Hubmeier. (Nach Ch. v. Sickingen.)

alles ab, dessen Gewalt allein hatten die Rebellen zu fürchten. Und da blühte eine Stadt in der Nähe am Rhein, mit welcher der Erzherzog, einen bitteren Strauß auszusechten hatte, Waldshut. Soll man sich wundern, daß die zwei Gegner desselben Feindes sich suchten, um vereint zu widerstehen? Aber Waldshuts Sache war eine ganz andere, als die der Bauern. Die Bürger waren dem neuen Evangelium ergeben.

Balthasar Hubmeier hatte sie gewonnen. Hubmeier stammte aus Friedberg bei Augsburg, hatte unter Johann Eck in Freiburg i. B. studiert und war dann Professor in Ingolstadt und Domprediger von Augsburg gewesen. 1522 kam er in die österreichische Stadt Waldshut, wo er zwei Jahre lang die neue Lehre, die er selbst frühzeitig mit Begeisterung ergriffen hatte, mit solchem Erfolge predigte, daß der Rat der Stadt die strengen Befehle der Innsbrucker Regierung, von den neuen Ideen abzulassen, mit Ausweisung der Altgläubigen beantwortete. Ferdinand handelte auf Grund des Wormser Edikts, das die Verbreitung der Ketzerei verbot, er handelte in jenem strengen Sinne, der die Versammlung beherrschte, die vor kurzem in Regensburg getagt hatte, wo sich Österreich, Bayern, Bamberg, Salzburg u. a. zum ernstesten Widerstand gegen das Vordringen des lautereren Evangeliums in ihr Gebiet verbunden hatten. Waldshut war nicht der einzige Ort im Umkreis, welcher vom alten Glauben abgefallen war. Das Städtchen Kenzingen hatte dasselbe getan und die Strafmaßregeln des Erzherzogs hatten zu einem dramatischen Auszug des Prädikanten Jacob Otter aus Lauterburg in Begleitung von 200 bewaffneten Bürgern geführt. Dieses Ehrengeläute fand bei seiner Rückkehr die Tore verschlossen und die Stadt von landständischen Truppen besetzt. Lange Zeit wanderten die nun Heimatlosen im Lande herum und führten in der harten Fremde ein schweres Dasein, bis sie außer zehn Mann, die mit Weib und Kind verbannt wurden, nach dreimonatlichem Aufenthalt im Elend wieder zu den Ihrigen gelangen durften. In Rheinfelden, einer anderen der vier oberrheinischen Städte Vorderösterreichs, war die Geistlichkeit der neuen Lehre zugetan, weshalb ihr die Innsbrucker Regierung die Einkünfte sperrete. Man würde nun die werbende Kraft einer solchen religiösen Begeisterung, wie sie in den Bürgern von Waldshut brannte, in einer mit religiösen Problemen erfüllten und aufgeregten Zeit gründlich unterschätzen, wollte man annehmen, daß der Abfall und Trotz der Stadt in der ländlichen Umgebung nicht anregendstes Gesprächsthema geworden wäre. Der Bauer, der seine Feldfrüchte zu Markte brachte und manches Stündlein hinter dem Wirtshaustisch in der Stadt saß, nahm die Gedanken des beredten und verehrten Predigers mit nach Hause und sein Pfarrer hatte vielleicht nicht die innerliche Kraft und Bildung, dem hinreißenden Feuer jener Gedankenwelt Widerstand zu leisten. In vielen Orten des flachen Landes sind frühzeitig neugläubige Prediger nachzuweisen. Und was verkündeten sie? Nichts anderes wohl als das „lautere, reine Evangelium ohne menschliche Zusätze“ allein aus der Bibel, dem Worte Gottes, zu lehren, das „göttliche Wort“. Bald entspringt daraus in der bäuerlichen Vorstellungswelt das „göttliche Recht“, ein Wort, das wir im folgenden noch oft hören werden.

Die Verbindung der zunächst durchaus wirtschaftlichen Forderungen der Schwarzwälder Bauern mit der durchaus religiösen Sache der Waldshuter, hat einen neuen Gedanken gezeitigt, der zu überraschender Größewuchs und schließlich die Grundlage des Programms der Bauern und das Feldgeschrei ihrer Werbung wurde. Alle Versuche des Erzherzogs, Waldshut auf gütlichem Wege oder mit Androhung strengerer Maßregeln zu bekehren, scheiterten an dem unbeugsamen Willen der Bürger, die mit einer Überzeugung, welche einer gewissen Größe nicht entbehrt, ihr Leben und Eigentum dem Hause Oesterreich zur Verfügung stellten, aber darüber hinaus kein Zugeständnis machen wollten. Hart war Waldshut bedrängt. Mit Sehnsucht blickten die geängstigten Bürger nach den Schweizer Bergen, woher sie Hilfe und Unterstützung erwarteten. Wie gelegen mußte ihnen die bäuerliche Bewegung kommen, die die Aufmerksamkeit Oesterreichs so sehr in Anspruch nahm! — Kurz vor St. Bartholomäus-tag 1524 zogen 200 Stühlinger Bauern zur Kirchweih nach Waldshut. Sie hatten eine gelb-rot-schwarze Fahne entfaltet und waren fröhlichen Mutes. Beim lustigen Schmause schlossen sie nun eine Verbrüderung mit den Waldshuter Bürgern zur gegenseitigen Hilfeleistung.

Diese Interessengemeinschaft stellte Oesterreich vor ganz neue Aufgaben. Zwei gesonderte Probleme verwickelten sich in dem gemeinsamen Gedanken der Opposition. Wie weit war es noch, bis der Kampf gegen die Ausbreitung der Reformation und die Bemühungen, die gewaltsamen Versuche einer wirtschaftlichen Neuordnung zu unterdrücken, auf ein einziges Motiv zurückgeführt würden?

Sofort zeigte sich die Wirkung der Verbrüderung. Graf Georg von Lupfen war mit seinen Begleitern nach Thiengen gekommen. Als er nun seine Untertanen mit wehenden Fahnen, in Wehr und Waffen aus der unbotmäßigen Stadt heranziehen sah, erkannte er darin mit Recht eine Demonstration der Unnachgiebigkeit, wandte kurz entschlossen sein Roß und ritt davon. Diese drohende Lage der Dinge veranlaßte die österreichische Regierung an ein militärisches Einschreiten zu denken. Woher aber das Geld und die Kriegsknechte nehmen? Die italienische Politik nahm ja alle Kassen Oesterreichs in Anspruch und Strundsberg brauchte jeden Mann. Eine Versammlung der Vertreter der drei österreichischen Regierungen von Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim zu Radolfszell beschloß notgedrungen die Zusammenziehung einer Streitmacht, die unter dem Vogte von Tellenburg, Hans Jacob von Landau gegen die Bauern und Waldshut vorgehen sollte. Aber während sich mit vieler Umständlichkeit und Zeitvergeudung eine kleine Truppe im Hegau sammelte, stand eine neue Gefahr auf. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, dessen Land Oesterreich nach seiner Achtung in Besitz ge-

nommen hatte, suchte diese Verwicklungen zu benützen und, gestützt von den starken Händen der Bauern, aus seinem Exil in der Schweiz in sein Land zurückzukehren. Er verließ sich dabei auf die Sympathien aller Feinde Oesterreichs. Aus Frankreich bezog er Geld, aus der Eidgenossenschaft seine Söldner. Nun knüpfte er mit den aufständischen Bauern an.

Der Hohentwiel, die Burg der alten schwäbischen Herzöge, aus Scheffels Ekkehard genug bekannt, bildete den Mittelpunkt der heimlichen Praktiken, mit denen die Anhänger Ulrichs die Treue der bisher größtentheils noch ruhigen Hegaubauern zu untergraben suchten. Der Hohentwiel wurde das Arsenal des Herzogs und von der Burg herab stiegen die Reiter, die das Land unsicher machten, sich offen oder verkappt an die Bauern heranschmeickelten, um sie, die ohnedies durch das in der Nähe brennende Feuer in der Grafschaft Stühlingen schon erhitzt waren, zu offener Empörung zu reizen.

Dieses Vorgehen verfehlte auf die Dauer seine Wirkung nicht. Eine Kirchweih sollte wiederum Gelegenheit einer Verständigung geben. Hilzingen, am Fuße des Basaltkegels, auf dem die Burg thronte, gelegen, war zum Sammlungsort ausersehen worden. Die Rede davon ging schon lange um, aber vergebens suchte die österreichische Regierung die Kirchweih zu verhindern. In der Nacht von Samstag auf Sonntag den 2. Oktober läuteten die Sturmglocken, von der Burg herab feuerten die Totschlangen drei Signalschüsse und riefen die Bauern zur Tagung. 800 Mann waren am Sonntag und den folgenden Tagen in Hilzingen versammelt, darunter auch, wie man hört, der Veteran des Bundschuhs, Jost Fritz aus Untergrumbach bei Bruchsal, der behauptete, nicht sterben zu können, bevor er den Sieg des Bundschuhs gesehen hätte. Acht Reiter sprengten von Hohentwiel herab und beschworen mit den Bauern den Bund „gut Schweizer zu sein und von einander mit zu weichen. So sie alle zusammenkämen, wollten sie gemeinlich einen Zug tun, wohin sie Gott belangte“. — Und schon festigte sich das Fundament, auf dem die Bauern ihr Haus bauten. Hans Müller aus Bulgenbach war nicht müßig gewesen und seine Agitatoren wanderten im Lande herum von den Ufern des Rheins bis in die Tiefen des Schwarzwaldes.

Die Klettgauer Bauern erhoben sich einzig in der Sorge um das Evangelium. Sie hatten der Werbung Müllers Widerstand geleistet und öffentlich ihre Zufriedenheit mit der Herrschaft ihres angestammten Herrn, des Grafen von Sulz, bekundet.

Da aber nun die Stühlinger Bauern sie mit Drohungen auf ihre Seite ziehen wollten, suchten die Klettgauer Rat und Hilfe bei der Stadt Zürich, in deren Schutz und Bürgerrecht sie standen. Als die fünf Abgeordneten der Bauern vor dem Rat standen, befragte sie dieser um ihre Stellung

zum Gotteswort und Evangelium, ob sie auch alles frei verkünden lassen, „was man mit der göttlichen Geschrift der Bibel und des neuen Testaments beweisen kann“ und ob sie „dem rechten, wahren Gotteswort anhangen wollen oder nicht.“ Die Bauern bekannten sich hierauf zum Gotteswort und den Züricher Befehlen betreffs seiner Verkündigung, und bekräftigten, nach Haus zurückgekehrt, ihr Bekenntnis in einer zusammengerufenen Versammlung mit einem Eid. Wie zum Beweise der Behauptung des Züricher Rates, die er vor den Bauern hören ließ, daß „dieser Aufruhr allenthalben zu gutem Teil wegen des Gotteswortes und der heiligen Evangelien entstanden sei“, fühlten sich die vor kurzem noch ganz zufriedenen Klettgauer Bauern auf einmal durch allerlei ungerechte Abgaben und Dienstleistungen bedrückt und schlossen sich den Forderungen der Stühlinger Bauern an.

Daß die Widerstandskraft der Klettgauer so gering war, ist nicht zu verwundern, saß doch mitten unter ihnen seit Ende September der thüringische Schwärmetapostel Thomas Münzer. Eine solche agitatorische temperamentvolle Natur führte gewiß kein idyllisches Landleben. In den acht Wochen seines Aufenthaltes in Griefsen hat er eine nachhaltige Wirksamkeit ausgeübt, meist wohl nicht unmittelbar, da ihm sein norddeutscher Dialekt Hindernisse bereitet haben wird, aber mit Hilfe theologischer gebildeter Leute, welche mit dem Volke in innigstem Zusammenhang standen. Hat er ja sogar Balthasar Hubmeier zu seinen Ideen bekehrt.

Die Lage wird immer kritischer. Je länger dieser Zustand der Unsicherheit dauert, je offener die Schwäche der österreichischen Regierung wird, desto entschiedener lautet das Begehren der Bauern. Die Verwirrung in den Kreisen der Regierung war namenlos. Sie kam auf Tagungen mit immer neuen Plänen, aber eigenes Unvermögen, Kreuzung mit den Interessen anderer Reichsstände verhinderten ihre Durchführung oder verzögerten sie so lange, bis sie durch die Ereignisse überholt waren und umgestoßen werden mußten. Es herrschte eben in diesem Teil des Reiches ein solches Durcheinander von Machtbefugnissen und Herrschafts- und Schutztiteln, daß es schier unmöglich war, eine gemeinsame Meinung zu erzielen. Und wenn auch die Herrschaft des Hauses Österreich ausschlaggebend war, so wachte doch wieder die Eifersucht anderer Herren, daß die österreichische Hausmacht in ihrem Gebiete nicht zu stark würde und sie verstanden sich nur dann zu positiver Mitwirkung, wenn es das eigene Interesse verlangte. Obwohl Österreich zum schwäbischen Bunde gehörte, so war es ihm vorerst doch nicht möglich, den Bund zu irgendwelcher Hilfsaktion zu bewegen. Peinlich hütete sich dieser, österreichische Privatinteressen zu unterstützen. Dazu befanden sich viel zu viel habsburgfeindliche Elemente in seinem Verband. Und inzwischen breitete sich

die Bewegung immer weiter aus, und zeigte nun schon ein ganz anderes Ansehen als in den Tagen ihres Beginnes.

Die Stühlinger Bauern zogen als „verlorener Haufe“ aus dem Wutachtal über Berg und Tal ins Bregetal, übrigens wie es scheint ohne weitere Absichten, als ihre Sache zu rechtfertigen und ihre Beschwerden unter das Volk zu bringen. In Donaueschingen und Ewatingen erscheinen sie und fast wäre es zu einem Zusammenstoß mit Hans Jakob von Landau gekommen, der Gewehr bei Fuß bei Hüfingen stand, wenn nicht durch die Bemühungen Überlingens ein Vertrag zustande gekommen wäre, nach welchem ein Schiedsgericht von zwölf Personen die Beschwerden der Stühlinger, Fürstenberger und der Bauern von St. Blasien untersuchen sollte.



Bewaffnete Bauern.  
(Kupferstich von H. S. Beham;  
Wien, Albertina 49/2.)

Während so die eine Seite halbwegs beruhigt schien, wollte man nun auch mit Waldshut zu einem guten Ende kommen. Dort aber hatte die Rückkehr des Balthasar Hubmeier, der einige Zeit die Stadt verlassen hatte, einen solchen Sturm der Begeisterung wachgerufen, daß die übermütigen Bürger auf einem mit aller Mühe zusammengebrachten Tag zu Rheinfeldern sich nicht nur jedem Versuche einer Reaktion widersetzten, sondern sogar noch eine Entschädigung für ihre Rüstungsauslagen verlangten. Natürlich war das Pose, denn sie mußten doch von vornherein wissen, daß ein solch leckes Auftreten jede Verhandlungsmöglichkeit ausschloß. Hubmeier entfaltete jetzt eine rege politische Tätigkeit und knüpfte unmittelbar mit den Bauern an. Er nahm ihre Beschwerden zur Hand und bemühte sich, sie mit dem neuen Evangelium in Einklang zu bringen.

Der Aufstand nimmt nun bedenklichere Formen an. Der Hegau schließt unter direkter Einflusnahme der neuen Lehre einen Bund, schon brechen Bauern unter mancherlei Vorwänden ins Kloster St. Blasien ein und tun sich in Küche und Keller drei Tage lang gütlich. Ihrem Beispiel folgen bald die Leute des Münstertals, die Gotteshausleute von St. Trudert und ziehen mit den Waldbauern aus Schönau und Todtnau vereint unter Pfeifen- und Trommellang ins Kloster, wo sie rauben und plündern. Sogar aus Friahtal (s.ö. von Säckingen), kamen ca. 200 Mann, ohne daß sie richtig wußten, warum sie sich eigentlich rottiert hatten. In Kiedheim und Ewatingen werden Verträge entworfen, doch das Mißtrauen war so groß, daß die Bauern nicht daran dachten, ihre gewonnene Stellung aufzugeben. Daß man ihnen Hoffnung auf Entgegenkommen

machte, regte nur noch andere auf, die jetzt auch an diesen Erleichterungen teilnehmen wollten. Das kann man ihnen am wenigsten verargen. So sammelten sich in der Mühle zu Klengen im Brigachtal die Unzufriedenen von Schellenberg und des Villinginger Amtes, verfassten 16 Artikel, die sie beim Villinginger Räte einreichen mit Berufung auf das „göttliche Recht“. Zum ersten Male wurde hier diese oberste Instanz angezogen. Zur selben Zeit regten sich die Bauern im Amte Tuttlingen und in der Landschaft Baar. Auf den Hilferuf Villingens hin machte sich Rudolf von Ebingen nun wirklich auf die Beine. Vor den Landsknechten zogen sich die Rebellen zurück, bis ihnen abermals ein Anstand zu Hilfe kam; denn der Erzherzog hatte seine Gedanken in Italien, wo man gerade um Mailand kämpfte und suchte den offenen Kampf möglichst hinauszuschieben.

## „Das gedruckte Büchlein.“

### Die 12 Artikel der Schwaben.



Noch verhinderte der Winter auf beiden Seiten ernste kriegsrische Maßnahmen. Der Schwäbische Bund zögerte immer noch, seine militärische Hilfe gegen die Bauern zur Verfügung zu stellen, immer noch aus Eifersucht gegen Osterreich, obwohl Ferdinand den Herzog Ulrich in seinen dringenden Bittschriften nicht mehr erwähnte. Dieser hatte sich inzwischen mit den Bauern ins Einvernehmen gesetzt, die ihrerseits von einem Zug des Herzogs viel erhofften; denn laut genug hatte er es verkünden lassen, er wolle alle seine Untertanen von jeder Art von Unfreiheit lösen, ihnen Gülden und Zinsen schenken und sich dafür an dem Kirchengut schadloshalten. Außerdem konnte er sich einer achtungsgebietenden Macht rühmen, die er sich besonders durch die Anwerbung Schweizer Söldner geschaffen hatte. Das verfehlte seinen Eindruck auf die Bauern nicht, die nun hier und da immer öfter kühner auftraten, so daß jedermann sah, daß sie sich zu ernsteren Unternehmungen vorbereiteten, nachdem die gütlichen Verhandlungen durch endgültige Abweisung der Forderungen der Aufständischen auf dem Schiedstag zu Stockach jede Aussicht auf Erfolg verloren hatten.

Noch beängstigender aber wurde die Lage, als die Bauern sich nun auch in Oberschwaben und im Allgäu zu rühren begannen.

Im Stifte Kempten lagen sich schon seit einigen Jahren Abt und Untertanen in den Haaren. Das Stift übte eine ungewöhnlich drückende

Herrschaft aus. Allzu deutlich erkennt man das Bestreben der Äbte, sich zu unumschränkten Landesherren zu erheben und die Rechte der Hinterlassen zu verkürzen. Es war dem Abte darum zu tun, den Bauern möglichst an die Scholle zu binden, seinen Abzug zu erschweren, um sich so die Einnahmen, die nicht immer gerecht waren, zu sichern. Wenn wir aus den Beschwerden hören, daß innerhalb kurzer Zeit durch das Verbot der „ungenossame“ hunderte von freien Zinsern in den Stand der Leibeigenschaft im damaligen Sinne herabgedrückt wurden, so steigen uns doch unwillkürlich Bedenken auf, ob das mit rechten Dingen zugegangen sein mochte. Die hohen Nachsteuern bei einer Abwanderung aus dem Stifte, eine harte Auslegung des „Todsfalls“ und besonders die Anwendung des Erbrechtes der Grundherrschaft, willkürliche Behandlung durch Amtsleute und Vögte hatten im Laufe der letzten Jahrzehnte die Lage der stiftischen Bauern wenig beneidenswert gemacht. Nun hatte der Fürstabt zu guter Letzt noch eine außerordentliche Keissteuer ausgeschrieben, eine Abgabe für militärische Zwecke, welche die Bauern umso unwilliger ertrugen, weil sie ein darauf bezügliches Versprechen des Abtes gebrochen sahen. Vergebens war der Bauern Bemühen, sich beim Abte Recht zu holen. Er erklärte ihnen auf verschiedenen Tagsatzungen, daß er die Rechte des Stiftes nicht aufgeben dürfe. Die Ausichtslosigkeit ihrer Bemühungen und die daraus entspringende Erbitterung veranlaßte die Bauern, sich auswärts um Hilfe umzusehen. Auf einem am 21. Jänner 1525 auf der alten Malstatt, der Leubas, nördlich von Rempten, abgehaltenen Tag, den ein beherzter Mann, Jörg Schmid von Leubas, aus irgendwelchen unbekanntem Gründen auch „der Knopf von Leubas“ genannt, einderufen hatte, beschloß man, den Schwäbischen Bund, die einzige wirkliche Macht im Reiche, zum Richter in diesem Streit anzurufen. Der Bund aber verwies die Klage und Gegenklage nach Tübingen, wo ein Spruch gelehrter Richter die Sache entscheiden sollte. Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit selbst ist unbekannt, doch hat es den Anschein, als ob der Prozeß nicht nach dem Willen der Bauern ausgegangen wäre. Während die Abgesandten der Bauern noch in Tübingen weilten, begannen die Sachen in der Heimat einen anderen Verlauf zu nehmen. Das Beispiel der österreichischen Untertanen wirkte. Die Bauern waren nun einmal beisammen, besaßen eine gewisse Organisation, aus der sich eine neue Willensenergie entwickelte. Mit der Wühlarbeit auswärtiger Sendlinge vereinigte sich die aufrührerische Agitation loser Gesellen und umherwandernder Prädikanten, welche den Bauern den Begriff und die Billigkeit des „göttlichen Rechtes“ beibrachten. Die Predigt Christoph Schapplers in Memmingen übte da einen großen Einfluß aus. Er hatte ja schon längst aus der Bibel haargenau bewiesen, daß das Zehntgeben durch das neue Testament abgeschafft

worden sei: daß es wider christlicher Liebe sei, Gülden und Zinsen zu fordern und zu zahlen, daß der Himmel dem Adel und der Geistlichkeit verschlossen sei, den Bauern aber offen stehe. In Kempten selbst hatte Matthias W a y b e l bereits vor zwei Jahren den Bauern erklärt, „das man nit soll Zins, Gult und Zehnten geben und die Gebot der heiligen christlichen Kirche ganz abtun, dadurch der gemeine Mann zu Kempten, auch auf dem ganzen Land betrogen ward“. Nicolaus S c h w e i k a r t, als Bauer verkleidet, belehrte die Leute über den Betrug der Pfaffen und daß man sie eher aufhängen, als ihnen Zehnten zahlen müsse. Schon begannen sich in nächster Nähe, im Donauried bei Ulm, während sich in dieser Stadt der Bundestag versammelte, die Landleute zusammen zu rotten und zu einem mächtigen Haufen zu vereinigen, der allgemein nach dem Flecken B a l t r i n g e n, der zur Reichsstadt Biberach gehörte, genannt wurde.

Man kann nicht fehlgehen, hier überall die Anziehungskraft des kurz vorher im Kreise der Waldshuter Bewegung entstandenen Bauernartikel wirksam zu sehen, die in der Folge gerade von Oberschwaben aus ihre verhängnisvolle Verbreitung finden sollten. Beziehungen zwischen den Schwarzwäldern und den ihnen benachbarten Bauern müssen jedenfalls angenommen werden, wenn sie auch im einzelnen nicht zu erweisen sein mögen. Um diese Zeit sammelten sich die Bauern fast des ganzen Allgäus in einzelnen zerstreuten Abteilungen, die, wie die von Kislegg mehr oder minder ausführliche Artikel verfaßten, stets auf Grundlage jener zwölf, sich Hauptleute und Unteranführer wählten und dann sich zu größeren Trupps zusammenzogen. Mitte Februar stand das ganze Allgäu in hellem Aufbruch. Jetzt erkannte endlich auch der Schwäbische Bund, daß es sich um mehr als ein besonderes Interesse Oesterreichs handle und beschloß auf dem seit 5. Februar 1525 zu Ulm versammelten Bundestag das erste Drittel der Bundeshilfe einzuziehen und das nächste vorzubereiten. Je drohender aber der Bund sich rüstete, desto enger schlossen sich auch die Bauern zusammen, desto williger trieb das Bedürfnis des Schutzes vor der gemeinsamen Gefahr immer größere Abteilungen zur Vereinigung. Schließlich brachte das Organisationstalent des „Knopfes von Leubas“ auf einer allgemeinen Landsgemeinde zu Leubas ein umfassendes Bündnis zustande, das alle Allgäuer beschworen. So entstand die „christliche Vereinigung der Landart im Allgäu“, der in kürzester Zeit teils freiwillig, teils gezwungen, die ganze Landschaft mit wenigen Ausnahmen (Bueruggen, Pfronten, Bernbeuern) zufiel. Während die Bauern sich immer noch bei dem Schwäbischen Bunde um friedliche Beilegung ihrer Beschwerden bemühten, waren sie doch zu mißtrauisch, um sich nicht auf die faule Haut zu legen und der Gnade des Bundes alles zu überlassen, sondern suchten eine engere Verbindung mit den zwei benachbarten großen Organisationen herzustellen,

was endlich auch gelang. Die Bauern am Bodensee, aus dem Gebiete des Grafen von Montfort, der österreichischen Landvogtei und den Besitzungen mehrerer dort liegender Klöster und Abteien, hatten sich, 4—5000 Mann stark, gesammelt. Die Täler der Argen und das Schussental waren von den Bauern verlassen, die sich bei Rappersweiler oder bei Oberreitnau, nördlich von Lindau, rottierten und den abgehausten Kaufmann Dietrich Hurlwagen aus Lindau zum Hauptmann gewählt hatten. Bei Bettmaringen stand ein zweiter Haufe, den der „gute Gotteshauptmann“ Eitelhans Ziegelmüller von Theuringen befehligte.

Auf einem gemeinsamen Tag zu Memmingen, das nun das Hauptquartier der Bauern blieb, schufen sie auf Grundlage der zwölf Artikel eine mächtige Organisation, die erweiterte „christliche Vereinigung“, die sich gleichzeitig eine Kriegsverfassung in einer „Landesordnung“ gab. An der Spitze jedes der drei Haufen stand ein Oberster, dem die Hauptleute der einzelnen landschaftlichen Vereinigungen und Räte untergeordnet waren. Ein rot-weißes Fähnlein galt als Feldzeichen, eine Binde mit dem Andreaskreuz am rechten Arm als Uniform des Heeres.

Es war ein Glück, daß sich die Bauern nicht auf die Macht Ulrichs von Württemberg verlassen hatten; denn dessen Herrlichkeit dauerte nur wenige Tage. Nachdem er, begrüßt von den einst von ihm so gequälten, jetzt aber auf ihn hoffenden Untertanen, in sein Land gekommen war, verlautete die für ihn und alle Habsburgsfeinde so schreckliche Kunde, daß Franz I. von Frankreich nach verlorener Schlacht bei Pavia gefangen worden sei. Auf Frankreichs Seite hatten mehrere tausend Schweizer Söldner gekämpft, die bei dieser Niederlage ihren Ruf als beste Fußtruppe Europas eingebüßt hatten. In Sorgen um ihre eigene Freiheit rief nun die Eidgenossenschaft ihre Söhne aus dem Lager des Herzogs, der damit seine besten Truppen hingeben mußte, seine Sache verloren gab und schon im Angesicht seiner Hauptstadt stehend, eiligst nach Kottweil flüchtete. So sahen sich die Bauern auf einmal auf sich selbst gestellt, und betrieben ihre Vorbereitungen umso lebhafter, je rascher sich nun auch das Bundesheer sammelte und durch die aus Italien kommenden Landsknechte verstärkt wurde.

Die 12 Artikel gemeiner Bauernschaft stellen eine Programmschrift und zugleich eine Verteidigung dar. Eine längere Einleitung will die Beziehung zwischen dem neuen Evangelium und dem Aufruhr klären. Nicht das Evangelium sei schuld an der Empörung, sondern das Widerstreben gewisser Kreise, das Evangelium zur Herrschaft kommen zu lassen, es aus seiner Verdunkelung ans Licht zu heben; denn die Bauern wollen nichts anderes als das Evangelium hören und ihm gemäß leben, sie

Die Grundlichen Vnd rech-  
 ten haupt Artickl aller Baur-  
 schafft vnd Hynderfessen der  
 Gaistlichen vnd Weltli-  
 chen oberkayre von  
 wölchen sy sich  
 beschwert ver-  
 mainen.



Die 12 Artikel der Bauern.

(Von A. Göge. Hist. Viertelj. Schr. N. S. V., 1. S. 15, Ausgabe L. Druck wahrscheinlich von Hans Schönsperger in Augsburg. Im Besitz von Jakob Seybl, Lehrer a. D., Würzburg.)

wollen es „zu lehr und leben“. Daher seien sie in der Hand Gottes, der die Seinen beschützen wird. In den nun folgenden Artikeln fordern sie auf Grund des Evangeliums:

1. Recht der freien Pfarrerwahl durch die Gemeinde, die den Seelsorger auch wieder absetzen kann. Dieser Pfarrer hat das Evangelium lauter und klar ohne alle menschliche Zusätze zu predigen und den wahren Glauben begründen zu helfen, durch den allein man mit der Barmherzigkeit Gottes selig werden kann.
2. Den Kornzehent (großen Zehent) wollen sie dem Pfarrer geben, aber nur insofern er zu seinem Lebensunterhalt notwendig ist. Was übrig bleibt, möge unter die Armen verteilt oder als Vorrat für etwa nötige Kriegsdienste aufgehoben werden, damit dann keine eigene Reissteuer mehr eingefordert zu werden braucht. Kann eine Herrschaft nachweisen, daß sie den Zehent von einem Dorfe erkauft hat, so soll dieses das Recht haben, ihn wieder einzulösen, kann die Herrschaft einen solchen Erwerb nicht erweisen, so ist er ganz abgetan, ebenso wie jede Art des kleinen Zehents; denn Gott hat das Vieh frei erschaffen.
3. Die Lösung der „Eigenschaft“—Leibeigenschaft, worunter aber nicht die Aufhebung aller Obrigkeit verstanden ist, der sie nach dem Gebote Gottes gehorsam sein wollen „in allen ziemlichen und christlichen Sachen“.
4. Gott hat den Menschen über alle Tiere Gewalt gegeben, daher ist es unchristlich und unbrüderlich, das Jagen und Fischen zu verbieten, gar dann, wenn das Wild die Ernte verdirbt. Wer also nicht urkundlich beweisen kann, daß er ein Wasser erkauft habe, soll es der Gemeinde überlassen.
5. Die Herrschaften haben sich der Forste allein bemächtigt und die Bauern müssen, was sie an Holz brauchen, bezahlen. Wenn eine Herrschaft nicht beweisen kann, daß sie es erkauft hat, soll das Recht am Wald der Gemeinde wieder zurückgegeben werden, die dann seine Benutzung regeln wird. Die Teilnahme aber an zu Recht besessenem Wald soll brüderlich geregelt werden.
6. Bezüglich der Dienste soll man ein Einsehen haben und nicht mehr aufbürden, als bei den Eltern gebräuchlich war.
7. Abschaffung willkürlich verlangter Dienste. Es soll dabei bleiben, wie es zwischen Herrn und Bauer ausgemacht war. Wenn aber die Herrschaft die Dienste der Bauern ausnahmsweise nötig hat, so sollen diese willig sein, aber ohne daß ihr eigenes Gut geschädigt werde und gegen ein geziemendes Entgelt.

8. Die Gülten sind zu hoch. Es soll deshalb eine Kommission ehrbarer Leute die Güter besichtigen und dann sollen die Gülten nach der Ertragsfähigkeit bestimmt werden.
9. Es soll gerichtet werden nach Gestalt der Sache und nach herkömmlichem, aufgeschriebenem Recht, nicht aber nach Gunst und Laune.
10. Wiesen und Äcker, die eigentlich einer Gemeinde gehören und dieser unbilligerweise entfremdet worden sind, sollen zurückgegeben werden.
11. Vollständige Abschaffung des Todesfalls.
12. Diese Artikel gelten insofern und insoweit, als sie auf Grund der heiligen Schrift berechtigt sind.

Diese auf der Memminger Tagung beschlossenen Artikel waren nicht neu, sondern sind auf Grund der von Balthasar Hubmeier verfaßten Artikel redigiert und zwar, wie es scheint, von dem Kürschner und Bauernfeldschreiber Sebastian Lotzer, dem Freunde und Vertrauten Schappellers. Nachdem die Artikel hier ihre endgültige Fassung erlangt hatten, wurden sie in Druck gegeben und als Flugschrift massenhaft verbreitet. Sie kamen zunächst in die Umgebung, treten dann gleichzeitig an vielen Orten auf, werden in Franken und Osterreich aufgenommen und sind von nun an das eigentliche Manifest der Bauern, die gemeinsame Idee und Richtschnur aller bäuerlichen Erhebungen in Süddeutschland. Einige Exemplare haben sogar den Weg bis nach Estland gefunden. Das ist das „göttliche Recht“, das Recht, das Gott in die Natur gelegt und im Evangelium verkündet hat und das die Priester durch ihre verdächtige Auslegung in Vergessenheit gebracht haben. Das gilt es nun wieder zur Geltung zu bringen.

Die Artikel enthalten, wie man sieht, in der Hauptsache zwei Reihen von Forderungen. Die erste betrifft die selbständige Verfügungsgewalt über das pfarrherrliche Amt, das ganz als eine Angelegenheit der Gemeinde angesehen wird. Obwohl die Ausdrucksweise an und für sich unklar ist, so kann man doch kaum in der Annahme fehlgehen, daß für die Bauern nur mehr neugläubige Geistliche in Frage kamen; denn die Ausdrücke vom „lauteren, klaren Gotteswort ohne menschliche Zusätze“ sind Schlagworte der Reformation. Damit halten die Bauern gerade die Forderung aufrecht, welche das Widerstreben der altgläubigen Herrschaften herausgefordert hatte, und so eine der wichtigsten Ursachen aller Wirren geworden war. Die zweite Reihe der Artikel sind wirtschaftlich-sozialen Inhalts und betreffen die Wiedererwerbung der alten Rechte an der Allmende und die Milderung der Gülten und Dienste. Vollständig beseitigt soll nur der kleine Zehent werden, worunter hier der Vieh- und Krautzehent zu verstehen ist, und der „Todesfall“, sowie die Leibeigenschaft im damaligen Sinne.

Gewisse bisher von den Grundherren in Anspruch genommene Rechte, der große Zehent, die Allmendenutzung, sollen nur dann fortbestehen bleiben, wenn sie urkundlich erwiesen werden, was allerdings in vielen Fällen der Aufhebung gleichkommen mußte. — Was man nun vor allem bemerken muß, ist, daß die Bauern jetzt am Beginne der Revolution gar keine radikal-sozialistischen Gedanken haben. Es fällt ihnen nicht ein, eine Gleichheit aller Stände zu beanspruchen oder den Adel seiner Privilegien zu berauben. Ihr Programm ist im wesentlichen ein demokratisch-wirtschaftliches auf religiöser Grundlage. Nur die härteste Form der Hörigkeit, die Leibeigenschaft, wollen sie abgetan wissen. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß es sich nicht um ein knechtisches Verhältnis handelt, wie etwa später besonders bei den böhmisch-mährischen Bauern, sondern um das Recht der Freizügigkeit und des freien Erbantrittes, das mit diesem Grade der Hörigkeit aufgehoben oder wenigstens stark beschränkt war. Es läuft also auch das im Grunde auf wirtschaftliche Fragen hinaus. Gedanken einer Reichsreform auf demokratischer Grundlage, also politische Ideen, stehen diesem maßvollen Programm fern.

Noch immer nehmen die Bauern eine reine Defensivstellung ein. Obwohl in einer festen Organisation zusammengeschlossen, obwohl viele tausend Mann stark, obwohl dadurch außerordentlich begünstigt, daß der Schwäbische Bund mit Herzog Ulrich beschäftigt ist, unternehmen sie keine feindselige Handlung, verlangen von dem Adel nur, er solle seine Schlösser nicht befestigen oder mit stärkeren Mannschaften versehen und verproviantieren, womit sie offenbar nichts anderes erreichen wollen, als daß der Bund in ihrer Mitte keine Stützpunkte fände. Sie suchen im Gegenteil trotz der unzähligen schlechten Erfahrungen noch immer eine gütliche Lösung der schwebenden Fragen.

Der schwäbische Bund lehnte zwar die Anerkennung der „christlichen Vereinigung“ ab — wie hätte er auch eine solche wohlorganisierte Macht neben sich dulden können — vermied aber doch noch einen feindlichen Zusammenstoß, indem er mit den einzelnen Abteilungen der Bauern anzuknüpfen und so Spaltungen unter diesen herbeizuführen suchte. Der Kemptener Altbürgermeister Seutel und der Ravensburger Bürgermeister Besserer führten die Verhandlungen. Sobald sie aber die Ausichtslosigkeit ihres Unternehmens erkannten, wandten sie sich mit mehr Glück auf eigene Verantwortung an die gesamte „christliche Vereinigung“, welche eben zur dritten Tagsatzung in Memmingen versammelt war. Die Instruktion, welche die hier gewählten sechs bäuerlichen Abgeordneten nach Ulm, wo die Verhandlungen stattfanden, mitbrachten, enthält nicht die Spur von einer kriegerischen Drohung, sondern läßt ein aufrichtiges Bestreben erkennen, einen friedlichen Ausgleich zu erreichen. Beim Fehlschlagen eines

gütlichen Austrags sollte der rechtliche Weg eines Schiedsgerichts eingeschlagen werden, das aus dem Statthalter Erzherzog Ferdinand und den Abgesandten der Städte Nürnberg, Straßburg, Zürich, Lindau bestehen und dem auch Luther, Melanchthon und Zwingli angehören sollte.



Bauern im Kampfe mit Landsknechten.

(Aus dem Holzschnitt von S. S. Beham, 1500—1550; München, Kupferstichabinett, P. 124.)

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, wie stark die Bauernschaft unter dem Einfluß des Prädikamentums stand und wie ernst sie es damit nahm, das „göttliche Recht“ als Grundlage einer wirtschaftlichen Neuordnung zu betrachten. Gerade das aber konnte der schwäbische Bund nicht annehmen. Mit großem diplomatischem Geschick überredete er den Sechserausschuß der Bauern zur Annahme eines Vorschlages, welcher bei seiner Durchführung die Auflösung der „christlichen Vereinigung“ und vollständige Machtlosigkeit der Bauern zur unausbleiblichen Folge gehabt hätte. Jede

einzelne Herrschaft sollte nämlich mit ihren Untertanen einzeln verhandeln und zwar durch je zwei Abgeordnete beiderseits. Im Falle der Notwendigkeit eines rechtlichen Spruches sollte binnen eines Jahres ein Schiedsgericht unter einem selbstgewählten Obmann die Entscheidung fällen. Bis dahin aber sollten die Bauern ihre Vereinigung auflösen und heimziehen und alles beim alten lassen. Zur Hinterbringung und Überlegung dieses Vorschlages wurde ein Waffenstillstand bis zum 2. April verabredet.

Der Sechserauschuß wurde von seinen Auftraggebern übel empfangen. Schon jetzt zeigte sich der vollständige Mangel an Disziplin bei den Bauern, ein Umstand, der ihnen später den Vorwurf von Treulosigkeit und Meineidigkeit eintrug. Sie hielten sich nämlich durch Abmachungen ihrer Verordneten niemals für gebunden, sobald diese ihrem eigenen Gutmüthen zuwiderliefen. Die fehlgeschlagenen Friedensversuche regten die Gemüther auf, verdoppelte Anstrengungen der aufrührerischen Agitation taten ihr übriges, so daß zuerst der Baltringer Haufe Ende März zum offenen Kampfe überging, indem er die Klöster und Burgen seines Reiches überfiel, ausplünderte und niederbrannte. Die Baltringer Bauern zeichneten sich überhaupt durch Rohheit besonders aus. Ihnen hatte der Leipheimer Pfarrer Wehe gepredigt, „er wolle keine Messe mehr haben und wenn es nicht wider brüderliche Lieb wäre, so wolle er gern, er hätte soviele Menschen umgebracht, als er Messen gelesen habe“. Unter solcher Führung verübten die Bauern manche Untat, zerstörten alle Schlösser und Klöster ringsum, vertrieben die altgläubigen Pfarrer und plünderten deren Wohnungen.

Drei Lager zu Leipheim, Langenau und Illertissen zogen zusammen. Man plante, geradewegs auf Ulm zu ziehen und das Herz des Bundes zu treffen.

## Erste Niederlagen der Bauern.

### Der Vertrag von Weingarten.



ange dauerte aber die Herrlichkeit der Baltringer Bauern nicht. Da der schwäbische Bund nach Vertreibung des Herzogs Ulrich von Württemberg endlich freie Hand bekommen hatte, schickte er sogleich eine starke Abtheilung seines Heeres gegen die Friedbrüchigen, die bei Leipheim am 4. April eine vernichtende Niederlage erlitten und auseinandergesprengt nach allen Seiten hin flüchteten. Nur spärliche Reste kamen in kläglichem Zustand nach Memmingen, die dann allerdings von dem Geist der Rache getrieben nichts unversucht ließen, ihre Genossen aufzureizen. Jacob Wehe verlor gleich mehreren anderen Hauptleuten der Bauern seinen Kopf. Wie ein Märtyrer haben ihn seine Pfarrkinder verehrt und sind noch lange zukunftsgläubig an sein Grab gepilgert.

Alle Verhandlungsversuche hörten von nun an auf, die Entscheidung stand auf der Spitze des Schwertes. Die Schwierigkeiten der Proviantierung und die Unmöglichkeit einer Manneszucht veranlaßten die großen Bauernheere sich zu teilen. Gründlich wurde das Land ausgeraubt und verwüstet. Der „Anopf von Leubas“ und an seiner Seite ein landesbekannter Dieb und Landstreicher Konrad Witt aus Propried hausten im reichen Kloster Kempten. In der Chronik des Fläschütz wird die Plünderung des Gotteshauses also geschildert: „Des Gotteshaus Leute und die allgäuischen Bauern zogen daher mit Macht und nahmen alles ein, das in dem Gotteshaus war, tranken und aßen, überfüllten sich wider die Natur, tyrannisch wider die Gottesfurcht. Darauf haben sie das Gotteshaus geplündert, zerrissen und kein Nagel in den Wänden gelassen: alle Tierden und Ornat in dem Münster zerrissen, die Altäre und Bilder zerstört und die Altartücher, Hungertuch, Meßgewand, Meßbücher und allerlei Bücher, auch Kelche und alles, das zu dem Gottesdienst gehört, zerrissen und hinweggeführt. Sie haben auch Vieh und die Schafe niedergeschlagen und unordentlich verzehrt... alle Gemächer zerstört, die Fenster im Münster und an allen Orten zerstört und ein unchristlich elend Leben geführt. Und an dem heiligen Karfreitag, am 14. April, den die Zeit am heiligsten sollt sein, da hat sie der Teufel ganz beseßen. Da haben sie den Rosenkranz und das Gewölmd zerstört, die Bilder herabgeworfen und unser Frauen den Kopf abgefäget.“

Der Abt von Kempten hatte sich auf seine Feste Siebenthann geflüchtet. So groß aber war die Furcht vor der Wut der Bauern, daß er sein Schloß, trotzdem es wohl verwahrt und gut versorgt war, samt allen Vorräten und dorthin geflüchteten Schätzen nach kurzer Belagerung aufgab. Die Zusicherung freien Abzuges hinderte den „Anopf von Leubas“ nicht, noch besondere Lösungsgelder zu erpressen, so daß der Abt, sämtlicher Geldmittel entblößt, der Stadt Kempten alle seine Rechte, die er dort besaß, um 30 000 fl. verkaufte. Mit einem Male war so der Jahrzehnte währende Streit um die Unabhängigkeit der Stadt gelöst.

Ein anderer Haufe brannte das Kloster Otto beuren nieder und zog plündernd im bayerischen Mittelschwaben umher, Angelberg und Trnaghosen gingen in Flammen auf und bald lagerten die Bauern um Mindelheim, Freundsbergs Burg, die eine Schar treuer Landsknechte mit Erfolg verteidigte. Eine dritte Abtheilung zog unter Führung Walter Bachs nach Süden ins Gebiet des Augsburger Bischofs, näherte sich der Stadt und dem Kloster Süssen und damit der Tiroler Grenze. In ihrer Not ergab sich die Stadt an Erzherzog Ferdinand, der alsbald

den Feldhauptmann Nicolaus Jurisitsch in den Ort warf, welchen die Bauern nicht anzugreifen wagten. Daß die Rebellen so lange ungestört herumziehen konnten, verdankten sie der Unentschlossenheit des schwäbischen Bundes, der sich erst im Laufe des Feldzugs zu jenem entsetzlichen Instrument der Rache entwickelte, als welches er später gefürchtet war. Die Bayernherzöge, die mächtigsten Glieder des Bundes, hatten nur wenig Truppen beisammen, mit denen sie die Orte Buchloe, Wiedergeltingen und Denklingen, die abgefallen waren, heimsuchten, im übrigen aber nur die Grenzen des eigenen Landes zu schützen bemüht



Trommler und Pfeifer.  
(Kupferstich von S. S. Beham; Wien, Albertina.)

waren. Auch Erzherzog Ferdinand war nur besorgt, ein Übergreifen des Aufrehrs nach Tirol zu verhüten.

Die Zerspaltung der christlichen Vereinigung hat dem schwäbischen Bund den Sieg erleichtert. Von Westen vorrückend stieß er auf den von dem Pfarrer Florian von Nischstetten befehligten „haufen auf Wurzacher Heide“, der, 4000 Mann stark, eine starke Stellung im Wurzacher Ried innehatte, welche das Anrücken der von den Bauern am meisten gefürchteten Keiterei sehr erschwerte. Als aber die 18 Geschütze



Würfelnde Landsknechte.

(Kupferstiche von Jacob Bink; Wien, Albertina.)



Landsknecht.

des Truchsessen von Waldburg in die zusammengedrängten Reihen donnerten, verließ sie der Mut, sie gaben jeden Widerstand auf und flohen in blinder Hast auseinander. Viele ertranken in der Ach, an 200 fielen den Schwertern und Spießern der Landsknechte zum Opfer. Die Entkommenen suchten bei den Seebauern Schutz, aber Truchsess folgte ihnen auf den Ferse. Noch ehe es zu einem neuen Zusammenstoß kam, unterwarfen sich die Seebauern der Vermittlung Hugos von Montfort, Gremlich von Jungingen und des Ravensburger Rates, die einen Vergleich zu Weingarten zustande brachten, welcher die vollständige Auflösung der „christlichen Vereinigung“ bedeutete. Zufällig baten die Bauern um Verzeihung, lieferten ihre Fähnlein aus, verzichteten auf jeden gewaltsamen Versuch zur Beilegung ihrer Beschwerden, gaben, was be-

sonders wichtig ist, das „göttliche Wort“ als Rechtsgrundlage preis und anerkannten das ordentliche Recht als Norm für alle späteren Verhandlungen. Von den Allgäuern nahm Walter Bachs Hause den Weingartner Vertrag an, auch Teile der Ostallgäuer, die aber niemals ganz gewonnen werden konnten. Um den „Knopf von Leubas“ hatten sich die radikalsten Elemente gesammelt, die nun mit allen Mitteln demagogischer Verführungskunst die zwiespältige Volksstimmung für einen Weiterkampf zu beeinflussen suchten.



Landsknecht.



Trommler.

(Kupferstiche von Jacob Binck; Wien, Albertina.)

Es kam ihren Umtrieben zustatten, daß Jörg Truchsess, ohne die tatsächliche Auswirkung des Vertrages abzuwarten, gedrängt von den Hilfsrufen der fränkischen Fürsten, allzu unvermittelt seine Kasse dem Neckar zuwenden ließ und so, sich immer weiter von dem Schauplatz seiner ersten Siege entfernend, die Entwicklung der Dinge in diesen Gegenden nicht mehr beeinflussen konnte. Die aufgeregten Gemüter der Bauern waren durch einen plötzlichen Vertrag, der noch dazu fern von ihnen und ohne ihre Mitwirkung und ohne daß sie den Feind auch nur zu sehen bekommen, viel weniger eine Niederlage erlitten hatten, nicht so einfach zu beruhigen. Zunächst schienen die Bauern überrascht und unschlüssig, bald aber setzte sich die radikale Partei durch und zeigte ihre Anschauung über den Vertrag zunächst dadurch, daß sie den Walter Bach, der ihm im Namen der

Allgäuer zugestimmt hatte, absetzten, auf einen Schubkarren luden und höhrend im Lager herumsführten. Mit Not entging er der Strafe des Spießrutenlaufens. Anfang Mai stand das Allgäu wiederum in flammendem Aufstand. Im Westen fielen u. a. die Burgen Eglofs, Neidegg und Sigg den Bauern zum Opfer. Im Osten plünderten Teile des Lechtaler Haufens das Kloster Irsee auf dieselbe widerliche Art, mit der er einst gegen Kempten vorgegangen war. Alle Ostallgäuer Banden zogen sich schließlich vor den Toren von Füssen zusammen, das jetzt österreichisch war. — Die Bauern hatten bei diesem zweiten Aufstand keinen großzügigen Plan und hielten sich strenge innerhalb der Grenzen des Allgäus, einesteils, weil alle Versuche, die Seebauern wieder zum Anschluß zu bewegen, scheiterten, ja bewaffneten Widerstand fanden, andererseits weil sie selbst ihren neuerlichen Zusammenschluß mit reinen Verteidigungsabsichten entschuldigten. Von Anfang an hatten die Empörer ihre Sache dem Erzherzog Ferdinand anheimgestellt. Sie kannten wohl dessen stete Vermittlungs- und Verhandlungsbereitschaft, zu welcher ihn die Furcht vor Ansteckung seiner eigenen Untertanen zwang. Auch jetzt versuchte er die Bauern durch Einleitung von Unterhandlungen an den Grenzen aufzuhalten und sandte zu diesem Zweck seine Räte Oswald von Wolkenstein, Hans von Stahrenberg und Friedrich Franz nach Füssen. Die Bauern nahmen damals die bei den Seebauern entstandenen Kappersweiler Artikel zur Grundlage ihrer Forderungen, wohl weil sie ihren Verhältnissen besser angepaßt waren. Diese Artikel waren die gemilderten allgemeinen zwölf, doch berücksichtigten sie besonders die Einflußnahme des Bauern auf die Besetzung der verantwortlichen Stellen, außer des Pfarrers auch des Richters. Die österreichische Abordnung wies diese Vorschläge der Bauern gerade der letzteren Forderungen halber ab und schon schien der Raubkrieg von neuem loszubrechen. Ein Teil der Bauern, darunter besonders jene von Oberndorf und Buchloe, deren Gebiet einst die Anechte des Bayernherzogs so hart mitgenommen hatten, unternahmen einen viertägigen Streifzug über den Lech ins bayerische Gebiet, sowohl um den Bayernherzögen und dem Erzherzog Ferdinand ihre Macht zu zeigen, als auch um durch Ausplünderung unberührter Landstriche neuen Proviant zu holen. Das Kloster Steingaden fiel dabei ihrer Beute- und Raubgier zum Opfer. Wirklich beeilte sich Herzog Wilhelm von Bayern einen Waffenstillstand zu versprechen und als daraufhin die Expedition zum Hauptheere vor Füssen zurückkehrte, hatte auch bereits Hans Dietrich von Hohenegg die Verhandlungen für Osterreich wiederum in Gang gebracht, die schließlich unter weiterer Nachgiebigkeit der Bauern, die kein rechtes Ziel mehr hatten und die Versorgungsquellen ihres eigenen Landes versiegen sahen,

nach Ferdinands Wünschen beendigt wurden. So kam es Ende Mai (27.) zum Abschluß des Hauptvertrages von Süßlen. Durch diplomatisches Geschick der österreichischen Unterhändler hatten sich die Bauern eine ihrer Forderungen nach der andern abhandeln lassen und nahmen schließlich einen Vertrag mit nach Hause, der sich von dem Weingartner nur dadurch unterschied, daß er für Ende Juni einen Tag nach Kaufbeuren festsetzte, auf welchem eine Kommission, die aus dem Erzherzog und den Räten dreier von den Bauern zu bezeichnenden Städte bestehen, die strittigen Punkte gütlich oder rechtlich entscheiden sollte.

So hatten sich die Allgäuer Bauern ganz und gar in die Arme des Erzherzogs Ferdinand geworfen, was aber weder die einzelnen Herrschaften, noch der schwäbische Bund, noch Bayern mit Freuden sahen; denn alle diese fürchteten Annerionsabsichten Österreichs, die sich schon durch die Einnahme Süßlens deutlich genug kundgegeben zu haben schienen. Daß die Bauern Vertreter der Städte Meran, Hall i. T. und Glurns, also österreichische Städte, als Schiedsrichter für den Kaufbeurer Tag vorschlugen, machte das noch wahrscheinlicher.

Wie nutzlos waren doch Verträge, solange nicht der aufrührerische Sinn der Bauern von Grund aus gedämpft war! Immer und immer wieder mußte man es erleben, wie die Vereinbarungen, kaum geschlossen, schon wieder gebrochen wurden. Das innere moralische Band der Organisation war dafür zu locker, daß der Befehl des Obersten nicht nur zum Kampf, sondern auch zum Frieden hätte rufen können. Leicht rissen gewissenlose Menschen, deren Macht in ihrer Rohheit und Anarchie lag, die kritiklosen Massen zu neuer Erhebung. Der Süßlener Vertrag dazu hatte einen sehr unbestimmten Wortlaut. Der einzige positive deutliche Artikel darin war die Festsetzung der Tagsetzung von Kaufbeuren für Ende Juni. Aber die Bauern verblieben bis dahin im Besitze ihrer Eroberungen, sowohl der Klöster, Burgen, Amtshäuser usw. als der wirtschaftlichen Ertragschaften, wie der Aufhebung aller Dienste und Zinsen, der freien Jagd und Holzung usw. Es war nicht klar, inwieweit die einzelnen Herrschaften, die doch an den Leistungen ihrer Untertanen am meisten interessiert waren, überhaupt an den Verhandlungen teilzunehmen gewillt waren, und schließlich war man über die landschaftliche Ausdehnung des Vertrages vollständig uneins, besonders ob Mittelschwaben, dessen Bauern an dem neuen Aufstand teilgenommen hatten, mit in den Waffenstillstand begriffen war oder nicht. Diese Unklarheit hat denn auch die unmittelbare Veranlassung zur Wiederbelebung der Feindseligkeiten gegeben.

Doch bevor wir die letzte Phase des Kampfes der Allgäuer um ihre Freiheit verfolgen, müssen wir die Ereignisse in den anderen Landschaften Süddeutschlands miteinander verknüpfen.

## Der Hauptmann auf dem Wunnenstein.

Matern Feuerbacher.



Die Botschaften aus Südschwaben und dem Schwarzwald konnten nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Bauern jenseits der Donau im Gebiete der schwäbischen Alp bleiben. Es waren knapp zehn Jahre vergangen, seitdem der „arme Konrad“ in den grünen Tälern der Alp sein Wesen getrieben hatte. Man erinnerte sich noch genau der begeistertsten Zusammenläufe und ersten Siege und gedachte wohl, die Sache jetzt besser anzufangen. — Im Zaber-gäu, zwischen dem Stromberg und Heuchelberg, wo einem im Frühling das Herz lacht vor lauter Blumen und Blüten und singenden Menschen, hatte der „arme Kunz“ sein kurzlebiges Reich aufgerichtet, damals als der rote Enderle zu Göglingen unter Sturmgeläute vor des Vogts Haus schrie: „Hier steht der arme Konrad mit Grund und Boden und sonst kein Herr“, und als sie in Brackenheim gedroht hatten, die Widerspenstigen mit Spießen zur Versammlung zu schleppen und die allgemeine Teilung für die beste Erfindung aller Zeiten erklärten. — Zur fröhlichen Fastnachtszeit saßen sie an den Wirtshaustischen bei einander, die Veteranen jener sturmbewegten Zeit erzählten, schnitten auf, verglichen und berieten, wie wohl der „arme Konrad“ wieder lebendig werden könnte.

Die Zeit war ja nicht ungünstig. Der Herzog Ulrich hat nicht lange nach seinem Bauernsieg selbst das Land räumen müssen, die österreichische Regierung, die zu Stuttgart saß, verschrieb zwar viel Papier, hatte aber keine Macht, ihre Befehle auszuführen; denn wenn es ihr je gelang, ein paar Landsknechte auszuheben, war auch schon ein eilender Bote da, der diese für den Kaiser Karl nach Italien dringend verlangte. Der Statthalter saß weit weg in den Tiroler Bergen, in denen es auch nicht mehr ganz stimmte. Er konnte sein eigenes Hausgut nicht schützen, wie sollte er für fremdes Land etwas übrig haben. Der schwäbische Bund schien nur schwer die beschlossenen Truppen aufbringen zu können und antwortete den Bittbriefen der Vögte und Amtmänner mit barschen Worten, daß ihn die ganze Sache vor der Hand nichts angehe und die österreichische Regierung ihren beim Bundesheer stehenden Truppen erst einmal den Sold auszahlen solle. — Die Bauern wußten wohl, daß die Schlösser und Festungen des Landes in einem trostlosen Zustand waren, daß auf Neuffen nur sechs Anechte wachten, die keinen Sold bekamen, daß der Burgvogt Bastian von Embart auf dem Hohenasperg schier verzweifelte, weil er am Nötigsten Mangel litt.

Als die Frühlingsstürme sich erhoben, wurde es allenthalben unruhig im Lande, Boten auf Boten kamen abgehetzt nach Stuttgart und wußten von vereinzelteten Tumulten zu berichten. Es „weberte ringsweis wider und für“. Auf der Uracher Alp hatten ein paar hundert Bauern Dienst und Gülden aufgesagt, auf der Münsinger und Blaubeurer Alp standen die Leute beisammen und warteten schlagbereit auf gute Kunde von der Donaugegend her, wo die Wachtfeuer mehrerer Bauernheere flammten. — Da war es nun freilich eine arge Enttäuschung, als statt jauchzender Siegesboten die Scharen gejagter Bauern nach der Schlacht bei Leipheim über die Donau drängten. Bitter war der Empfang, aber der Rachegeist trieb die Wartenden mit fort und auf dem Wege über die raube Alp, durch die sproßenden Täler, wuchs der ungeordnete Haufe stetig. Unruhbestifter liefen von Dorf zu Dorf und kündeten von Freiheit und Glück und sprachen von dem gewaltigen Bauernheer, das auf der Alp sich sammle. Da zogen sie von allen Seiten herbei und es waren an tausend Mann, denen Pfullingen Anfang April die Tore öffnete. Zwei weiße seidene Fahnen flatterten über ihre Reihen. Oben war die Figur Gott Vaters dargestellt, mit ausgespannten Armen, darunter die Mutter Gottes und an jedem Eck ein Hirschhorn, das Wappenzeichen Herzog Ulrichs. Man raunte von mächtiger Hilfe des vertriebenen Fürsten.

Vor dem Bundesaufgebot, das von Stuttgart und Tübingen herauf unter Dietrich Späts, des Obervogtes auf Urach, Führung zu Herrn Jörg Truchseß zog, gingen diese Bauern wieder auf die Alp zurück, aber unterdessen waren nördlich von Stuttgart im Neckartal die Flammenzeichen angezündet worden, die zum Aufstand riefen. — Die Plünderungszüge der fränkischen Bauern, die in unmittelbarer Nähe vorbeiführten, versetzten die Württemberger in namenlose Aufregung. Der wilde Jäcklein aus Rohrbach, bespritzt mit dem adeligen Blute von Weinsberg, streifte mit einer Schar der verwegensten Leute um den Heuchelberg und Stromberg, hezte die Bauern auf und drohte mit feindlichem Überzug. Die Unruhe nahm immer unheimlicheren Charakter an, in immer stürmischeren Versammlungen besprachen die Bauern die Lage und die Schreier behielten das Wort. — Da lief es eines Tages wie ein Lauffeuer durch die Dörfer und Flecken: „Auf den Wunnenstein!“

Dumpf dröhnte die Anne Susanne, die große Glocke der Wallfahrtskirche von dem Berge herüber und der vertraute Klang, der die Leute so oft zur frommen Pilgerfahrt zum heiligen Michael gerufen hatte, brachte sie auch jetzt auf die Beine. Da hingen sich die Männer das Schwert um den leinenen Kittel und nahmen den Spieß auf die Schulter, die Weiber und Kinder standen in Reihen auf den sonnigen Wegen, manche trugen in Butten und Kübeln Proviant mit. — So zogen sie wohlbekannte Wege

hinauf auf den fast 400 Meter hohen Wunnenstein. Noch heute steht ein Aussichtsturm dort oben; denn weithin schweift der Blick ins Neckar- und Murrthal hinab, zu den Löwensteiner Bergen und ins Zabergäu. Auf den Höhen ringsum ragen alte Schlösser und Ritterburgen. Da kreuzt sich das schwäbische und fränkische Blut. Vor den Blicken fast geradewegs nach Norden liegt das Schloß Löwenstein, im Süden heben sich der Hohenasperg und der Württemberg vom klaren Himmel ab und ringsum vermag der Landeskundige von Burgen und Edelsitzen zu sagen. Den Lichtenberg, Hohenstein, Stoßberg, Blankenhorn, die Ritterburgen Helfenberg und Wildeck und viele andere wird er dir nennen. — Sagen spinnen um die verlassenen Ruinen, die in Sturm und Wetter und lichtem Sonnenschein einsam verwittern. — Kummervolle Augen schauten damals aus den kleinen Burgfenstern hinüber zur Wallfahrtskirche des Erzengels. Drei Nächte hindurch röteten die zahlreichen Wachtfeuer der Bauern den Himmel. Dort zog sich ein Unwetter zusammen, das allen Herren ringsum Tod und Verderben drohte. Auf dem Berge aber und an seinen Hängen lagen die Bauern um die knisternden Feuer; denn kühl waren die Frühjahrsnächte. Sie ließen die Becher kreisen und wiesen fröhlichen Muts in die Täler hinunter, wo hunderte Sackeln heranziehender Genossen wie Glühwürmchen aufleuchteten und verschwanden, und freuten sich der Feuerzeichen von drüben aus dem Zabergäu her, wo Hans Wunderer von Pfaffenhofen die Zinsbücher der Deutschherren verbrannte und den Abt von Maulbronn zum armen Manne machte. — „Weil Gott der Allmächtige uns erleuchtet hat mit seinem Wort und erklärt, wie ganz und gar wir beraubt gewesen des täglichen Brots nicht allein, sondern auch des ewigen, und weil er uns jetzt Kraft und Macht verleiht und wie wir festiglich glauben, verleihen wird, so begehren wir, daß ihr zu uns kommt und uns treulich helfet oder es wird so kommen, daß ihr nicht lachen werdet“. So schrieb der Hauptmann aus dem Zabergäu an die Städte und Dörfer, sie zum Zuzug fordernd. Die Feuer auf dem Wunnenstein wiesen ihm weiteren Weg.

Dort oben suchte man nach einem furchtlosen Anführer. In Bottwar wohnte ein sehr geachteter Mann, Matern Feuerbacher. Er besaß ein Wirtshaus und sein ehelicher Sinn machte ihn beliebt bei den Bauern, und auch die Herren der Nachbarschaft, die gern einen guten Trunk bei ihm taten, waren ihm freundlich gesinnt. Trotz seiner kräftigen Gestalt und männlichen Rede war er eine weiche, gutmütige Natur, die gern auf rechtem Wege ging und Gewalttat scheute. Auf ihn fiel die Wahl der Bauern. — Der Vogt Hans Schertlin von Großbottwar ängstigte sich um seinen Herrn Dietrich von Weiler, der in Weinsberg beim Herrn Grafen von Helfenstein weilte, seine Frau war in ihrer Angst weinend

in Feuerbachers Haus gekommen und der Wirt tröstete ihre Sorge. Aber so groß war der Jammer der Frau, daß ihm selbst die Tränen über die Wangen liefen. Am Fenster lugte das kleine Töchterchen Feuerbachers auf die Dorfstraße hinaus. Da sah sie eine Anzahl bewaffneter Leute herankommen und rief ins Zimmer: „O weh, Vater, flieh, sie laufen daher!“ „Nun“, sagte der Wirt, „das muß Gott's Mutter erbarmen, daß ich in meinem eigenen Hause nicht sicher sein soll“. Er wollte die Leute würdig empfangen, die den Frieden seiner Schwelle zu stören wagten, aber seine Frau bat und flehte, hing sich an seine Schulter, bis er sich erweichen ließ und sich in einer oberen Kammer verbarg. „Betet, Kinder, betet!“ sagte die Mutter unter Tränen. Da wurde die Tür aufgerissen und sie drangen herein, die ihren erwählten Hauptmann suchten; mit Ärten, Hellebarden und Büchsen stießen sie in Winkel und Kästen. Als sie gingen, schrien sie, daß es im ganzen Haus zu hören war: „Er muß her, er muß zu uns auf den Berg... oder er soll seines Leibs und Lebens nicht sicher sein. Wir wollen ihm einen Pfahl vors Haus schlagen und ihn preismachen aller Welt!“

In derselben Nacht noch ritt Feuerbacher mit Hans Schertlin zu Herrn Ludwig Spät nach Höpfingen. Dort kam ihm der Gedanke, die Führerschaft anzunehmen, um Adel und Geistlichkeit schützen und die fränkischen Bauern abhalten zu können. Der Ritter bestärkte ihn und ebenso der Vogt von Marbach, den Feuerbacher noch aufgesucht hatte. — Am Ostermontag ritt er hinan zum Wunnenstein.

Da oben war eine uneinige Gesellschaft beisammen. Die Wilden schrien im Lager herum, man müsse nach Weinsberg zum hellen Haufen ziehen, die Ruhigeren wollten ihre Fluren eben vor den Franken, denen seit Weinsberg ein schlimmer Ruf anklebte, schützen. Es gab auch Leute darunter, die Feuerbachers Rede gern hörten, der zur Heimkehr riet: „Hört ein Wort und tut das nicht“, rief er von den Stufen der Kirche herab in die Haufen der Bauern, die im Ringe um ihn standen, „kommt der Weinsberger Haufen ins Land, dann geht es Reichen und Armen übel; denn er wird nur das Land auszehren, brandschatzen und verderben. Bleibet im Land, wir sind stark genug mit den anderen Ämtern, für uns selbst unserer Beschwerden los zu werden und brauchen dazu des fremden Haufens nicht.“ — Das war den Gemäßigten recht und so wurde Matern Feuerbacher ihr Hauptmann. — Das war kein erfreuliches Amt. Mit hartem Worte mußte er gegen die Zügellosigkeit der Seinen kämpfen, in manch ernstem Zusammenstoß kam sein Leben in Gefahr. Seine Gesinnung war bekannt. Von ihren Burgen kamen die Herren herabgestiegen und baten um Schutzbriefe, die Matern durchsetzte. Herrn Wolf Ruch von Winnenden raubte eine Schar schweifender Bauern alle

Kostbarkeiten. In schlechtem Roß, einen Schweinspieß auf der Achsel, zu Fuß kam der Junker auf den Wunnenstein, dem Hauptmann sein Leid zu klagen. Der ließ sofort die Schuldigen ausforschen und ihnen den Raub abnehmen. „Gesellen“, rief er, „wenn es die Meinung hat, so hättet ihr mich können zu Haus lassen und hättet mich nicht sollen dringen, euer Hauptmann zu sein. Ich bin nicht ausgezogen, einen Edelmann oder sonst wen zu beleidigen, sondern allein zu verhindern, daß der Weinsberger Hauße nicht herüber komm', brenn' und mord'. Plündern ist nicht evangelisch noch göttlich.“ — Der gute Ruf des Hauptmanns auf dem Wunnenstein bestimmte die österreichische Regierung zu Stuttgart, mit ihm zu verhandeln. Die Bauern aber wollten nichts von Reden wissen, ließen ihre Artikel aufschreiben, die den 12 Artikeln ähnlich waren und blieben dabei; nur ein augenblicklicher Landtag, hier auf freiem Felde, habe einen Sinn. Für Aufschub und Versprechungen hatten sie taube Ohren.

Mehrere Tage lagerten die Bauern auf dem Wunnenstein. Daß sie das lautere Evangelium nicht richtig verstanden, wenigstens nicht in Luthers Sinn, ist klar; denn täglich kam der Pfarrer von Winzerhausen und las ihnen die Messe. — Endlich marschierten sie, an 3000 Mann stark, nach Norden, der Grenze der Landschaft zu. Umsonst versuchten die Stuttgarter Abgeordneten mehrmals, sich Gehör zu verschaffen. — Die Lage des Hauptmanns wurde kritisch, als der Hauße, den er anführte, vor Burgen und Schlössern vorbeizog. Daß die festen Wohnungen ihrer Herren ungeschoren bleiben sollten, während drüben in Franken die Burgen brannten, war viel von ihrer Disziplin verlangt. Man setzte Feuerbächer ab, aber bald vermißte man seine feste Hand und bat ihn wieder, an die Spitze zu treten. Vom Taberggau kam Hans Wunderer mit seinen Scharen, aus der Maulbronner Gegend der wilde Jäcklein, Anton Eisenhut, Pfarrer zu Eppingen aus dem Urichgau und sie blieben bei denen vom Wunnenstein. An Plünderung und Übermut gewohnt, brachten diese neuen Zuzüge viel schlimme Elemente zu den Württembergern. Feuerbächer konnte sich ihrer kaum mehr erwehren und seine Macht sank rasch, als ihm ein Bauernrat von 32 Leuten an die Seite gestellt wurde, die über seinen Kopf hinweg Beschlüsse faßten. — Manche Gewalttat blieb seitdem ungerächt.

Unaufhaltsam zog sich nun das Unwetter um Stuttgart zusammen; denn dorthin wollte man geradenwegs ziehen, die neue Ordnung zu erzwingen, besonders da allerlei Gerede umging, daß die Stadt zum schwäbischen Bunde halte. Diese Gefahr im Rücken konnte Feuerbächer nicht dulden.

Die vergeblichen Versuche der Regierung, mit den Bauern eine Verhandlungsmöglichkeit anzubahnen, versetzten die Hauptstadt in begreifliche

Erregung, die sich noch steigerte, als der Obervogt nach Tübingen davon-  
ging. Der weitaus größere Teil der Bürgerschaft wollte von einer  
Bauernherrschaft in der Stadt nichts wissen und es ist für ihre treue  
Befinnung bezeichnend, daß sie die Wahl eines Sicherheitsausschusses, die  
ihnen der Stellvertreter des Vogtes Paul Wenzelhäuser anheimstellte, den  
Herren überließ. Der bedeutendste Mann des Ausschusses war Theus  
Gerber, dessen Redegewandtheit und sonstigen guten Eigenschaften die  
Stuttgarter viel verdankten. Man wollte vor allem die Stadt vor einer  
bäuerlichen Invasion bewahren und wie Matern Feuerbacher stets betont  
hatte, sein Hause sei nur dazu da, sich einen Einmarsch der „fremden Na-  
tionen“ vom Halse zu halten, so stellten jetzt die Stuttgarter zusammen  
mit den umliegenden Ämtern Cannstadt, Schorndorf, Nürtingen, Win-  
ningen, Leonberg, Göppingen, Weiblingen und Kirchheim ein eigenes  
Fähnlein auf, um den Unterländern jeden Vorwand einer feindseligen  
Handlung zu nehmen. Doch Matern sah in der Besetzung der Hauptstadt  
eine notwendige Bedingung seines Sieges. Er erklärte, es handle sich  
ganz und gar nicht um Aufrichtung einer demokratischen Republik, sondern  
einzig um eine Reform auf Grundlage der 12 Artikel, die erst gelingen  
könne, wenn das ganze Fürstentum in seiner Gewalt sei. Der Über-  
redungskunst Gerbers gelang es, den Feldhauptmann vom Wunnenstein  
zu überzeugen, daß die Stadt sich nicht weigern würde, gemeinsam mit  
ihm zu handeln, nur möge er die Bauern von ihren Mauern abhalten.  
Es schien alles nach Wunsch zu gehen und die Bauern zeigten sich be-  
friedigt, als sie vernahmen, daß Wagen mit Proviant aus der Stadt  
im Anrollen begriffen waren. Längs der Straße von Schwieberdingen  
nach Cannstadt zogen sie in Haufen an der Stadt vorbei. Da ging ein  
mächtiges Gewitter nieder, eine wahre Sturmflut durchnäßte sie bis auf die  
Haut. Die nahe Stadt sollte ihnen Unterschlupf gewähren. Beim Siechen-  
tor fanden sie Einlaß; dort hatte Wolf König, ein Stuttgarter Bürger,  
ihnen eigenmächtig geöffnet. Matern Feuerbacher aber hatte seine Leute  
in guter Zucht. Wohl machten sich einige über den Bebenhausener Kloster-  
hof her und durchstachen mit Spießen die vollen Fässer, aber strenger Be-  
fehl verhinderte eine willkürliche Plünderung der übrigen Vorräte, die  
vernünftig verteilt wurden. Das Stuttgarter Fähnlein verband sich nun  
mit Matern Feuerbachers Scharen, ein neues Bauernregiment wurde er-  
richtet, in dem auch Stuttgarter Aufnahme fanden. Theus Gerber blieb  
Hauptmann seiner Leute. — So war nun fast die ganze Landschaft im  
Besitze der Bauern. Eslingen zum Bunde zu bringen war aber nicht  
möglich. Dort hatte das Reichsregiment und Reichskammergericht seinen  
Sitz und eine starke Besatzung stützte die entschiedene Haltung des reichs-  
städtischen Rates. Wohl plünderten einzelne Haufen die Klöster Weil

und Sirnau, aber den Mauern der Stadt wagten sie sich nicht zu nähern, weil sie wußten, daß manch gutes Geschütz auf sie gerichtet und eine wohlgerüstete Mannschaft sie übel zu empfangen bereit war. — Zwei Tage nur rastete das Bauernheer in Stuttgart. Die Autorität Feuerbachers riß seine Leute von den vollen Fleischtöpfen weg und führte sie gegen das Rems- und Filstal zu, dem sich von Osten und Norden her eben jene zügellosen Horden näherten, die der Hauptmann als „fremde Nationen“ bezeichnet hatte und denen er die Plünderung seiner Heimat wehren wollte.

Zwischen Jagst und Kocher übte der Haufe, der sich in der Umgebung von Gaildorf und Ellwangen mit viel Geschrei und wüstem Tumult gesammelt hatte, eine unumschränkte Herrschaft aus. Aus der Hollar Landwehr aus dem Gebiete der Reichsstadt Gmünd kamen die Bauern zugehoben. Die Hintersassen der Schenken von Limburg, der Herren von Rechberg, Herdegen, Westerstetten usw., die Hörigen der alten Klöster Murrhardt und Lorch blieben nicht still und die von Romberg, von Leinrode und Sanzenbach, die Bauern der Reichsstadt Aalen leisteten den scharfen Aufmahnsbriefen des „gemeinen hellen Haufens“ schleunigst Folge. — Es regierte da keine verständige Einsicht, wie sie Matern Feuerbacher bei den Württembergern besaß. Philipp Sierler, Vogt von Tannenburg, der kommandierte, hatte schon in manch blutigem Treffen sein Schwert geschwungen, es mußte nach ihm in einem ordentlichen Kriege auch tüchtig brennen und Raub und Plünderung war jedes Landsknechts Recht. Die alte Abtei Murrhardt, die ihre Gründung in die Karolingerzeit verlegte, mußte die hungrigen Scharen nähren und die Gült- und Zinsbriefe preisgeben, durch den Murrhardter und Welzheimerwald schlugen sich die Haufen ins Tal der Rems, dessen Bewohner den „armen Konrad“ gesehen hatten, als er vom Feldrein sich erhoben hatte und König werden wollte. Am 26. April sah der Abt Sebastian der alten hohenstaufischen Abtei Lorch die Rebellen gegen den Liebfrauenberg heranziehen, auf dem sein schönes, ausgedehntes Kloster stand. Vergebens hatte er nach Schorndorf um Hilfe geschrieben, er selbst durfte auf Verbot seiner Untertanen keine Trommel rühren und keine Sturmglocke läuten lassen, die Treugebliebenen zum Schutze seines Hauses zu rufen. In steinerner Ruhe schauten die Statuen der Hohenstaufen auf das wüste Treiben, das sich zu ihren Füßen breit machte. Mit johlendem Jufur stürmten die Bauern den Hügel hinan, beschwörend hob Abt Sebastian ihnen die Arme entgegen. Ein Säbelhieb streckte ihn tot zu Boden. Zügellos ergossen sich die Plünderer in die Gänge und Stuben, raubten, was nicht niet- und nagelfest war, jagten die Stufen zur Gruft hinunter und hieben die steinernen Sarkophage in

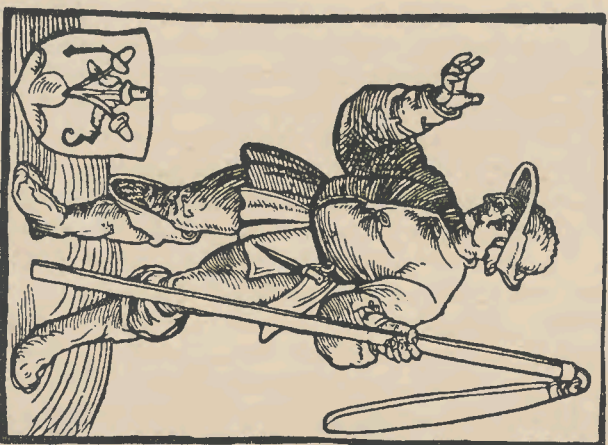
Stücke. Wilde Zerstörungswut legte die festen Mauern nieder und bald schlugen prasselnd die Flammen aus dem Giebel, eine uralte Kulturstätte in Rauch erstickend. — Und während die Bauern fünf Tage lang auf den Trümmern des Gotteshauses in Fülle praßten, lief eine verwegene Schar den steilen Hohenstaufen an, die mächtige alte Burg, die auf dem Rücken des über 600 Meter hohen Bergkegels mit ihren dicken hohen Quadersteinmauern und so vielen Türmen ruhte. 52 Anechte standen dort oben unter dem Untervogt Michael Keuß zu Keußenstein an den Zinnen der Burg. In tiefer Nacht stiegen an 300 Bauern die steilen Hänge des Berges hinan. Eine tapfere Verteidigung hätte sich ihrer mit Leichtigkeit erwehren können, aber die Nacht täuschte und als die Stürmenden ein lautes Geschrei erhoben, klang es verdreifacht an den Mauern und Türmen wider, so daß die in der Burg nicht anders glaubten, der ganze helle Haufe stürme herauf. — Da suchte jeder, wie er dem sicheren Tode ent-rinnen könnte, die einen fanden eine abgelegene Stelle, wo sie sich an Stricken über die Mauer hinabließen, die andern verkrochen sich angstvoll in Winkeln und Kellern. — Der Torwächter warf, in der Hoffnung, sich so das Leben zu retten, die schweren Schlüssel über die Mauer den Bauern in die Hände. — Anarrend öffnete sich das eisenbeschlagene Tor, durch das sich heulend vor Siegeslust die 300 Bauern drängten. Ohne Pardon flogen die Anechte, deren man habhaft werden konnte, über die Mauer und rollten den Berg hinab und, nachdem die Vorratskammern ausgeleert, die Büchsen auf Wagen geladen zum Tor hinausgefahren waren, zündeten die Plünderer die alte Hohenstaufenburg, auf der die Väter der tüchtigsten deutschen Kaiser gelebt hatten, mit Sackeln an. Der Feuerschein lohte meilenweit; denn der Hohenstaufen ist der höchste Berg in weitem Umkreis. Auf den Höhen des Schwarzwaldes, auf der schwäbischen Alp, bis hinunter in die Ebenen des Rheins sah man die Röte des Himmels den Bauernsieg künden. Da wurde den Herren ringsum bang ums Herz und sie kamen eilends von ihren Schlössern ins Lager der Bauern, den Artikelbrief zu unterschreiben. Herr Philipp von Rechberg auf Rechberg, Herr Wolf von Rechberg auf Hohenrechberg, Herdegen von Hirnheim auf Webstain, Ernst von Heren, Quitin von Heerkamm und schließlich Wilhelm, Herr zu Limpurg, des heiligen römischen Reiches Erbschenk, und viele andere suchten so ihr Hab und Gut vor Verderben zu retten.

Die Bauern aber zogen weiter ins Württembergische, wo sich Matern Feuerbacher aufhielt. Der wollte mit „den fremden Nationen“ nichts zu tun haben. Seine bekannte maßvolle Gesinnung veranlaßte viele Orte, wie Schorndorf, Göppingen, sich lieber freiwillig unter seinen Schutz zu stellen, als in des allgemeinen „hellen Haufens“ Bruderschaft zu treten.

Das feinds die Klöster und Schloffer / so die Schwarzweilsherren  
 Thawern verpalt und geplündert haben.

Das feinds die Klöster.

Dalshausen.  
 Schaffensied.  
 Zwisalen.  
 Mergental.  
 Rodt.  
 Rodenburg.  
 Galdingen.  
 Moberhartsh.  
 Dperg.  
 Eaw.  
 Mungarten.  
 Lauro.  
 Pothach.  
 Rndorfell.  
 Zeterbaumen.  
 Galterswyl.  
 Darnweyer.  
 Folgorno. — Langnon  
 Gschpieren.  
 Gerler.  
 Zudaw.  
 Rdenal. — Kewenhal  
 Hoff. vinn ploff.



Das feinds die Schloffer.

Emertling.  
 Stablon.  
 Zorenweyer. Schloß.  
 Ehemerberg.  
 Eimendingel.  
 Graff Trajen/Ostten vñ anber mer  
 Yimbürg.  
 Perri Trausen vñ d'Alpar vñ Lanze  
 bürg. 2. Schloffer.  
 Dassen vñ Rogenberg. vñ heren Wolf  
 Bretbling. 2. Schloß verpient.  
 Laupharm verpient.  
 Mllendorff.  
 Wyntsteden.  
 Mllbeden. als ercklagen.  
 Eimernainshawen.  
 Onsenhawen.  
 Schwanden.  
 Perri Trausen vñ Dienstigen.  
 Perri Sölg Druogstien dem haben  
 die Ambawer verpient. Rddalburg.  
 Dhuburg.  
 Tligan verherren von T rennang.  
 Wollon.

Es ist alles vo: Sein Mputl geschöben.

Vergleichnis der von den Schwarzweilsherren Bauern geplünderten Klöster u. Schloffer. (Oberer Teil eines Flugblattes 1526.)

Hart trat den Gaidorfsern der Hauptmann vom Wunnenstein entgegen, „sie könnten ihre Klöster und Kirchen selbst fegen“. — So mußte der „helle Hausen“ wenden, und er zog plündernd und brennend zwischen Jagst und Kocher herum, bis das Unglück der Bauern bei Böblingen ihn auseinander trieb.

Aus dem Süden kamen Nachrichten vom schwäbischen Bund, der ins Württembergische eingedrungen war. Feuerbacher nahm seine Aufgabe ernst und sein aufs Große gerichteter Sinn erkannte, worauf es ankam. Er war sich klar, daß alle die einzelnen Plünderungen und kleinen Eroberungen keinen Wert haben, wenn man sich nicht gegenüber dem Bunde in dem eroberten Lande zu halten imstande war. Der kluge Hauptmann sah seine Aufgabe nun hauptsächlich darin, die einzelnen zerstreuten Haufen der Bauern zusammenzuziehen und für das große Ziel zu begeistern. — Seiner großen Idee war der kleinliche Sinn der verschiedenen Unterhauptleute entgegengesetzt. Während Feuerbacher zwei Mal täglich im Lager predigen ließ, verdarben beutelüsterne Buben seine Pläne. Aber die Zuzüge, die von allen Seiten zu seinen Bauern stießen, hatte er nicht die Gewalt, wie über seine eigenen Leute. Wie mußte seine Autorität unter Vorkommnissen leiden wie die eigenmächtige Zerstörung des alten Fähringer Schlosses Teck durch Hans Wunderer! „Was willst du mit dem Gefindel anfangen?“ sagten achselzuckend seine Gefinnungsgenossen, wenn er sich über solche Zuchtlosigkeit beklagte. Bald brannten im anmutigen Lenninger Tal auch die Burgen der Grafeneck und Baldecker, der Schillinge und Späte. Hohenneuffen freilich, die starke Feste, auf der ein Baldeck befahl, und Hohenurach, die ein Spät innehatte, spotteten der Briefe der Bauern, die sie zur Übergabe aufforderten. Die Stadt Urach, die den württembergischen Grafen große Freiheiten verdankte, hielt Späts energischer Mut aufrecht. Während Kirchheim und Nürtingen umfielen, antwortete Urach den Bauern mit Hohn und als der dritte Bote in die Stadt kam, zwangen ihn die übermütigen Landsknechte, „das Siegel mit Wachs- und Papierdeckel zu fressen“. Die Antwort aber trug die Aufschrift: „An die Lotterbuben, die sich Oberste und Hauptleute schreiben.“ Mit Belagerungen konnte sich Feuerbacher nicht mehr abgeben; denn das entscheidende Treffen nähete heran. Im Rems-Sils-Neckartal schlug die Trommel der Aufmahnung, Theus Gerber mit seinen Stuttgartern, gleichen hohen Sinnes wie Feuerbacher, stieß zu diesem. Aus seiner Enttäuschung über die niedrige Gesinnung der Bauern machte er kein Hehl: „Bruder“, sagte er einmal zu Jacob Lazarus, dem Fähnrich, „ich ziehe jetzt schon an die sieben Tage mit den Bauern umher, habe geglaubt, daß sie Gottes Wort aufrichten wollen, nun sehe ich aber wohl, daß es ihnen nicht darum und den meisten nur um Rauben und Stehlen zu tun ist.“

Von Nürtingen zog Feuerbacher über Köngen, Denkendorf, Tellingingen auf Degerloch. Sein energisches Regiment, seine Mäßigung, seine Bemühungen um Zucht und Ordnung fanden wenig Verständnis im Bauernlager. Man hetzte gegen ihn, beschuldigte ihn des Einverständnisses mit dem kaiserlichen Regiment zu Eßlingen oder Herzog Ulrich. Eines Tages

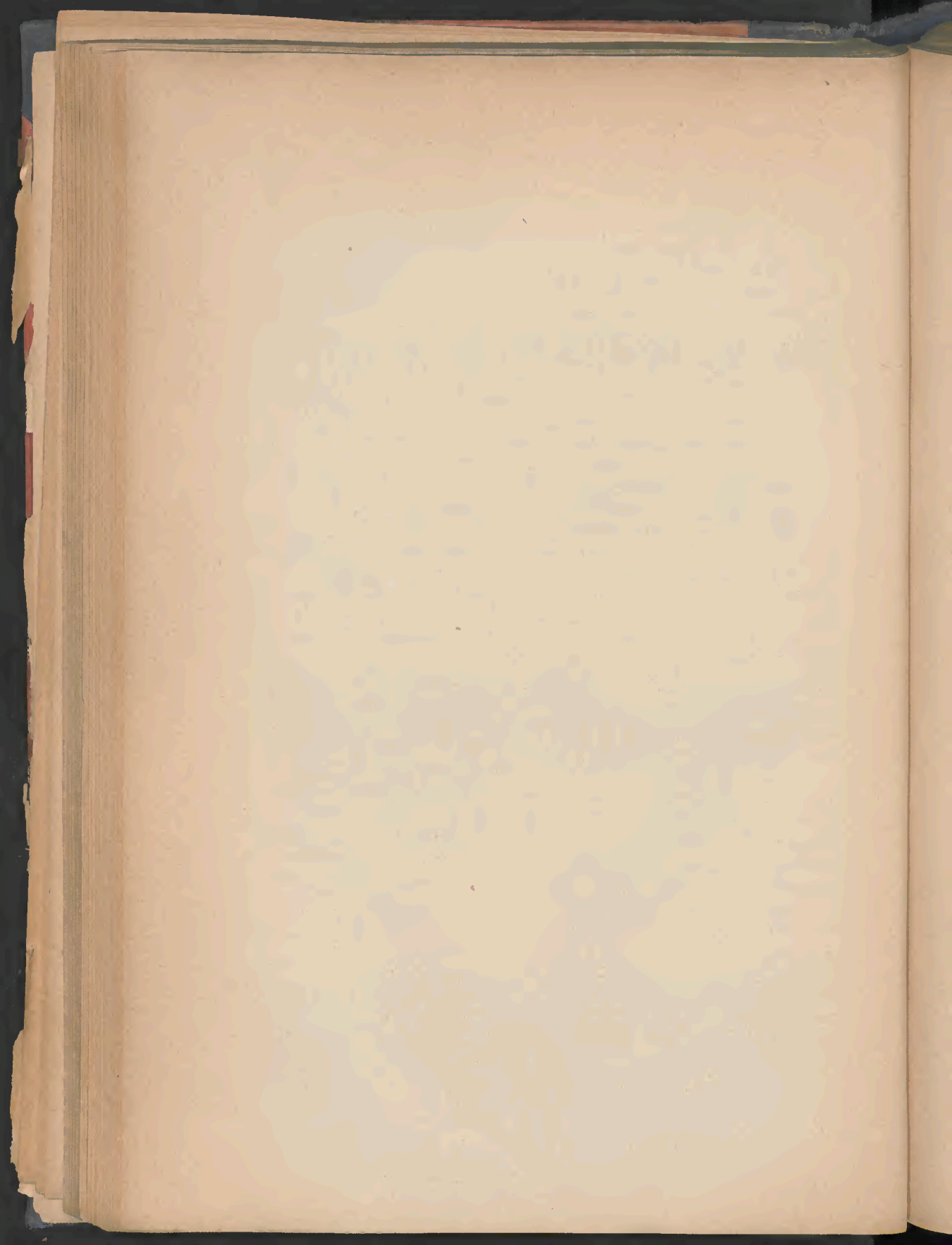
fand er sich in seinem Hause in Degerloch belagert und die Spieße auf seine Brust gerichtet: „Er hats mit dem Bund, man muß den Schelm greifen und durch die Spieße jagen!“ So ähnlich schrien die Heter. Da ritt der Hauptmann unerschrocken, wütend mitten in den drohenden Ring und schrie vom Pferde herab: „Wir sind nicht hier Herzog Ulrichs wegen, Herzog Ulrich geht uns nichts an, der Kaiser ist unser Herr, Gott zu voraus, den wollen wir haben. Wir sind hier des Gottes Worts wegen, dasselbige aufzurichten und wo einer klagt, rechtlos zu sein, dem zu Recht zu helfen.“ Dieser Meinung waren nun freilich nicht alle. Herzog Ulrich ließ nicht nach, mit allen Mitteln sich um die Gunst der Bauern zu bewerben, durch die er wieder zu seinem Land zu kommen hoffte. Vom Hohentwiel aus hatte er mit den Schwarzwäldern und Hegauern verhandelt, doch nur die letzteren für sich gewonnen und sich zu ihrer Bruderschaft verschworen. Doch wirkten seine Agenten auch in den anderen Bauernlagern und Botschaften trafen bei Feuerbacher ein, die herzogliche Hilfe anzubieten. Mit Mühe setzte Theus Gerber eine abweisende Antwort durch. Es sei nicht ihre Absicht, über die rechtmäßige Zugehörigkeit des Landes zu entscheiden, sie wollten nur Recht und Gerechtigkeit und die evangelische christliche Freiheit schirmen. Mehr Erfolg hatte der herzogliche Agent Dr. Fuchs von Fuchsstein bei den Bauern aus dem Gäu, der fruchtbaren Landschaft an der Nagold zwischen Neckar, Enz und Schönbuch. Hier war man nicht abgeneigt, seine Hilfe anzunehmen und ihm dafür Versprechungen zu machen. — Der große Haufe aus dem württembergischen Schwarzwald von Tuttlingen bis herab nach Sulz stand unter dem Hauptmann Thomas Maier von Vogelsberg, einem erfahrenen Kriegsmann. Der zwang fast alle größeren Orte zu seiner Bruderschaft und zog dann über den Schönbuch dem allgemeinen Haufen zu.

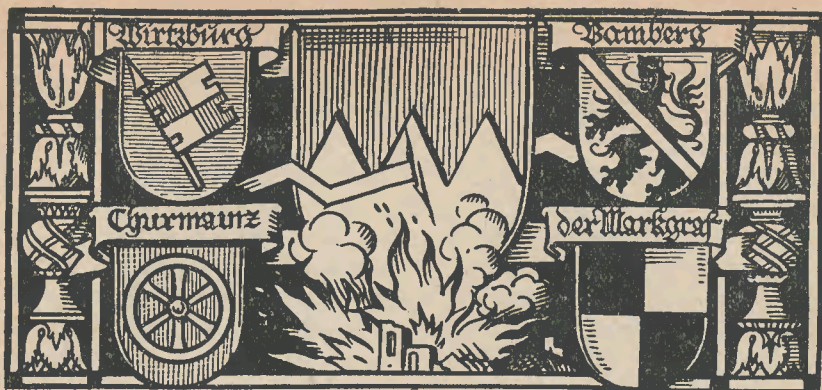
So waren Anfang Mai weit mehr als 10 000 Bauern aus der ganzen Landschaft Württemberg bei Degerloch oberhalb von Stuttgart versammelt; sie waren verschiedener Sinnesart, daß es unmöglich war, sie auf ein gemeinsames Ziel zu lenken. Verständige ahnten den Ausgang eines Treffens mit den bündischen Truppen und machten sich heimlich davon.



IV.

Der Bauernsturm in Franken.





„Zu Rothenburg hat es sich angesponnen.“

(Aus einem alten Volkslied.)



Rothenburg! Jedem, der noch Poesie im Herzen hat, schlägt das Herz höher, wenn er jener einsamen Stadt gedenkt, welche die hastende Welt vergessen zu haben scheint und die in gelassener Ruhe von ihrer einstigen Größe träumt. Wer würde glauben, daß dieser weltferne Ort, zu dem man auch heutigen Tags noch beschwerlich kommt, der Ausgangspunkt des gewaltigen französischen Aufstuhrs war, der das halbe Reich in Schrecken versetzte. Da stehen sie noch wie damals, die festen Tore, eingefügt in eine trotzige Mauer, die sich wie eine schützende Hand vor den Abgrund legt, über dem die vieltürmige Stadt sich erhebt. Tief unten rauscht die Tauber fruchtbareren Gefilden entgegen. Wuchtige Türme unterbrechen den wehrhaften Ring, der sich heute noch unverfehrt um die enggedrängten Häuser spannt. In den stillen, winkligen Gassen mit den hochgegiebelten Häusern fühlt man noch den Hauch jener vergangenen Tage, um die gotischen Türme zittert noch der Geist des alten kräftigen Bürgertums, das diese Stadt zu einer der mächtigsten in des römischen Reiches südlichen Gauen gemacht hatte. Freilich hat seit den Stürmen des Bauernkrieges das Wirken der neugestaltenden Hand der Renaissance das ursprüngliche Bild vielfach verändert und an Stelle der schmalbrüstigen lichtungsrigen Häuser wohllichere Stätten er stehen lassen, vor allem das viel bewunderte Rathhaus, das mit seiner stolzen Front den Marktplatz beherrscht, auf den viele Gassen und Wege aus allen Windrichtungen münden, aber in manchem grünumrankten Winkel flimmert noch die träumerische Luft des Mittelalters und manches fliederumspinnene gebrechliche Haus erzählt uns noch

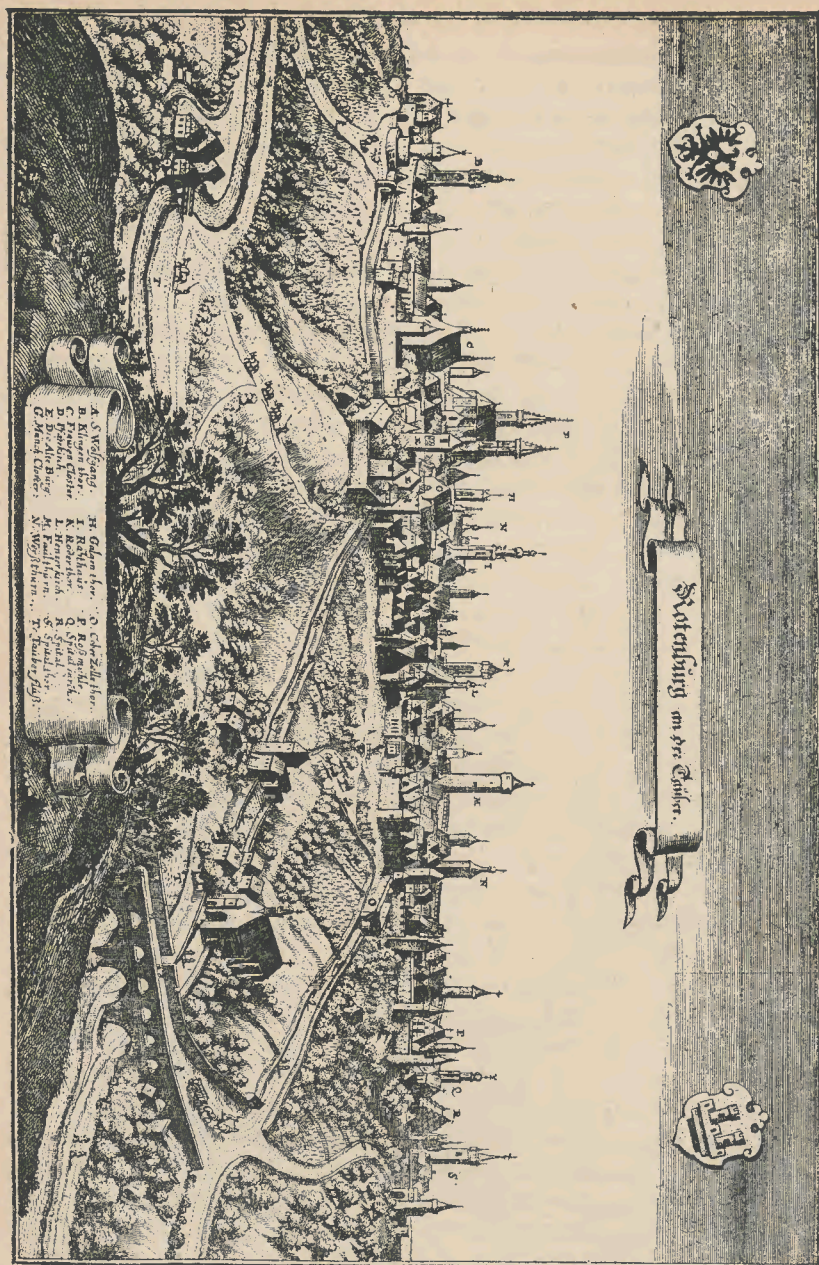
wehmütige Geschichten von verdämmerten Zeiten. Hier entzündete sich das verheerende Feuer, dessen flammende Lohe das Zeichen zum Aufstande ringsum gab.

Schon vielfach hatten die Bürger mit den kirchlichen Behörden in Streit gelegen. Nicht, daß sie nicht ebenso fromm gewesen wären wie anderer Städte Bewohner der Nachbarschaft. Ihre Andacht hatte die guten Werke nicht gezählt, die sie aus wohlgefülltem Säckel getan hatten. Ein großes Hospital gewährte den Armen und Siechen Zuflucht und ansehnlich war die Zahl der frommen Stiftungen, die den Heiligen gemacht worden waren. Eine wohlbestallte Geistlichkeit verwaltete die vielen Kirchen und Kapellen und verschiedene Orden, zuletzt die Bettelorden der Franziskaner, und Dominikanerinnen hatten sich Klöster an der Stadtmauer gebaut. Die vornehmste und reichste geistliche Korporation aber war das Haus der Deutschherren, die seit altersher hier siedelten. Doch hatten sich die Bürger immer einen gewissen Einfluß in kirchlichen Dingen gewahrt und manchen Span deshalb mit den Würzburger geistlichen Behörden ausgefochten. Der Same der neuen Lehre fiel hier auf fruchtbaren Boden. Frühzeitig begannen Geistliche der Stadt auf ihren Kanzeln im Sinne Luthers zu predigen und die Druckereien überboten sich in Herstellung von Flugschriften, welche zu Dutzenden ins Land hinausflogen. Wie in anderen Städten so hatte auch hier das alte Regiment der „Ehrbaren“ seine feste Stellung eingebüßt und mußte auf der Hut sein vor den reizbaren Elementen, die sich unter den Handwerkern und Hintersassen der „Gemeine“ so leicht zu unbezähmten Ausbrüchen ihres Mißtrauens und ihrer Unzufriedenheit hinreißen ließen. Das waren diejenigen, von welchen die neue evangelische Freiheit am sinnlichsten aufgefaßt und am eifrigsten verfochten wurde. In ihrer Mitte Dr. Johann Deutschlin von der Marienkapelle und der Komtur Caspar Christian. Die Leute liefen hinaus auf die Wiesen und Kirchhöfe, wo die wandernden Laienprediger, wie der Bauer vom Ries und der Schulmeister Valentin Jäckelheimer und viele andere redeten. Und die predigten nicht immer vom Reiche Gottes, sondern viel häufiger von dem Reich dieser Welt, in dem ihre Zuhörer nach ihrer Meinung eine so unwürdige Rolle spielten. Da bekam denn auch die Obrigkeit manchen kräftigen Hieb weg und die Ungerechtigkeit der Steuern und Zölle, der Zinsen und Zehnten, war den Armen und Verschuldeten bald bewiesen. Doch hatten auch gar manche Ratsherren das alte Banner verlassen und sich der neuen Lehre ergeben. Der Zwiespalt in der Ratsstube, die Gärung auf der Straße band der Obrigkeit die Hände. Sie schwieg und ließ gewähren, nur einmal konnte sie sich zu einem energischen Edikte aufraffen, um den Wirtkopf Andreas Bodenstein genannt Karlstadt aus der Stadt zu

bringen. Und auch das gelang ihr nicht mehr; heimlich blieb der überall Verfolgte im Hause eines Rathsherrn und trieb weiterhin unsichtbar sein Wesen. Er war einer jener radikalen Prediger, die unter dem Einfluß der Zwickauer Propheten den Umsturz in ärgster Form und mit sanftesten Worten verkündeten, der Anführer der sächsischen Bilderstürmer, Verächter aller wissenschaftlichen Bildung, der die akademischen Grade einen Greuel nannte und Handwerk und Landarbeit als die einzige gottgefällige Beschäftigung pries. Von Luther abgelehnt, von dem Kurfürsten von Sachsen vertrieben, irrte er im ganzen Reiche herum, von Häschern gesucht. So war er endlich nach Rothenburg gekommen, wo er einflußreiche Freunde, unter ihnen den Altbürgermeister Ernfried Kumpf, fand, die ihn versteckt hielten. Manches Traktätlein hat er hier in der Verborgenheit verfaßt. Durch die aufrührerische Bewegung, die von der Reichsstadt ausging, war das Landvolk ringsum längst in eine erregte Stimmung versetzt, so daß die Nachrichten, die von den Aufständen in Schwaben zugleich mit den zwölf Artikeln ins Frankenland kamen, nur langegehegte Pläne und halbfertige Beschlüsse zur Ausführung brachten.

Die Bauern der Rothenburger Landwehr, jenes durch Wachttürme abgesteckten Gebietes, über welches die Reichsstadt gebot, erfreuten sich einer verhältnismäßigen Freiheit. Die alten Dorfgerichte standen hier teilweise noch in Blüte, die Gemeinde wählte selbständig ihre Dorfmeister, im Rugggericht und Vogtgericht saßen noch freie Bauern. Über willkürlicher Behandlung von Seite einer Obrigkeit hatten sie sich nicht zu beklagen. Es war ein wehrhaftes Volk, das sich viele Male für die Stadt gegen deren Bedränger geschlagen hatte. Zum Schutze gegen die fehdelustigen eifersüchtigen Nachbarn hatte man in den Dörfern um die Friedhöfe starke Befestigungen angelegt und die Bauern mußten auf alten Befehl des Rates hin stets Hellebarde und Harnisch im Hause haben. Sie waren daher besser gerüstet und schlagfertiger als ihre Standesgenossen in Schwaben und darum umso mehr zu fürchten.

Am 21. März 1525 zogen Bauern aus Ohrenbach, einem Orte zwei Stunden von Rothenburg entfernt, unter Führung ihres Dorfmeisters mit Pauken und Trommeln durch die Stadt und demonstrierten vor dem Räte. Dieser Aufzug fand sogleich das Wohlgefallen einiger Bürger, die den Bauern ermunternd zuriefen und ebenso der Landleute aus Brettheim, die zufällig am Markte waren. Mit Mühe brachte der Rat den Aufzug aus der Stadt. Die Kunde von dem Zuge verbreitete sich rasch in der ganzen Gegend und fast gleichzeitig traten nun in Ohrenbach und Brettheim die Bauern der Umgebung zusammen, und ihre Boten liefen das Taubertal hinab, die Genossen zum Anschluß zu bewegen. Als der Ohrenbacher Haufe zu den Brettheimern stieß,



war er bereits einige Fähnlein stark und führte Hackenbüchsen mit sich, die er aus den Wachttürmen der Landwehr geholt hatte. Die Bewegung der Bauern war in der Stadt natürlich nicht unbemerkt geblieben. Alle bösen Geister begannen sich alsbald zu regen. An die Spitze der Unzufriedenen trat hier Stephan von Menzingen, der aus einem adeligen Geschlechte Schwabens stammte und durch Heirat mit einer Rothenburger Bürgerstochter in die Stadt gekommen war. In letzter Zeit hatte er wegen einer Steuerangelegenheit allerhand Streitigkeiten mit dem Rat, in deren Verlauf er schließlich trotzig auf sein Bürgerrecht verzichtet hatte und aus der Stadt gegangen war. Damals aber befand er sich gerade in deren Mauern, weil eine richterliche Entscheidung seiner Sache bevorstand. Menzingen machte gemeinsame Sache mit der Gemeinde und veranlaßte sie, gegen des Rates Willen einen Ausschuß zu wählen, welcher sich alsbald der Stadttore und der Stadtschlüssel bemächtigte. Drei Parteien hatten sich in kurzem gebildet. Die von Menzingen geführten Radikalen, welche am liebsten sogleich zu den Bauern übergegangen wären und mit ihnen in fortwährender reger Verbindung standen. Dann die Gemäßigten, die zwar das neue Evangelium verteidigten, aber doch soviel bürgerliches Standesbewußtsein besaßen, die Verbindung mit den Bauern zu widerraten. An ihrer Spitze stand Altbürgermeister Ehrenfried Kumpf. Diesen zwei Parteien gegenüber war die Schar der konservativen, altgläubigen Ratsmitglieder gering und viel zu machtlos, um irgendeine selbständige Meinung durchzusetzen. Sie schwiegen und ermannten sich höchstens zu machtlosen Protesten. Der Ausschuß verkündete es als seine Aufgabe, zwischen Rat und Gemeinde einerseits und zwischen Bauern und Stadt andererseits zu vermitteln. Diese Zwischenstellung war doch mehr ein Vorwand als wirklicher guter Wille. Ihrem revolutionären Charakter gemäß stellte sich die radikale Partei im Laufe der langwierigen Verhandlungen immer ungestümer auf die Seite der Bauern. Sie verhinderte alle Versuche des inneren Rates, mit den benachbarten fürstlichen und reichsstädtischen Gewalten in Verbindung zu treten, um des Aufstandes Herr zu werden oder doch wenigstens die Stadt vor einem offenen Überzug durch die Bauern zu schützen. Der Weg der Gewalt, den die Gemeinde nun einmal eingeschlagen hatte, mußte sie schließlich doch ins Lager der Bauern treiben; denn sie hatte ja nicht einmal eine ehrliche geschlossene Überzeugung den drängenden Worten derselben entgegen zu setzen. Während der Ausschuß der Gemeinde in der Stadt das Regiment an sich riß, verstärkte sich das Heer der Bauern von Tag zu Tag. Es zog in der Landwehr herum und wies auch die Untertanen adeliger Herren wie des Zeisolf von Rosenberg und des Junkers Philipp von Finsterlohr, der zu Laudenbach saß, nicht zurück. Diese zwei Ritter waren

auch die ersten dieser Gegend, die sich, um ihre Burgen zu retten, in ein Bündnis mit den Bauern einließen. Am 2. April 1525 lagerte der Haufe bei Oberstetten, wo die Abgeordneten des Bürgerausschusses vom Rothenburg sich einfanden. Es kam zu einem ganz unklaren Vergleich, in dem sich die Bauern eidlich verpflichteten, gegen die Entscheidung des Ausschusses (mit dem Rat rechneten sie gar nicht mehr) nicht zu handeln, wogegen die Gesandten der Gemeinde ihnen für den Fall eines Angriffes Beistand versprachen. Aus diesem zweideutigen Vertrag haben die Bauern dann später den Strick gedreht, an welchem sie den Ausschuss vollends in ihre Bruderschaft zogen.

Das Bauernheer wandte sich darauf ins Taubertal und lagerte sich im und beim Kloster Schäftersheim, an dessen Vorräten sie sich ein paar Tage gütlich taten und den Zuzug der Landleute aus dem Taubertal, aus Grünsfeld, Lauda, Weickersheim, Markelsheim und den entlegeneren würzburgischen Orten Bütthart und Marktbißart abwarteten. So stark war diese neu hinzugekommene Schar, daß sich der ganze Haufe neu organisieren mußte. Der große Lienhart von Schwarzenbronn und Fritz Büttnner aus Mergentheim übernahmen die Führung. Jeder, der zum Bunde beitrat, mußte schwören: „Ich soll und will, indem ich in die Versammlung der Bauernschaft mich begeben habe, weder geistlichen noch weltlichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehnt geben, bis zu Austrag und End dieser Sache und einen Gott, einen Herrn haben, das helfe mir Gott und das heilige Evangelium. Im Namen des Allmächtigen.“

So hatte sich der „große Tauberhaufe“ gebildet, der nun nach Osten zog. Die Brettheimer aber wurden nach Hause geschickt, wohl aus dem Grunde, um mit den Rothenburgern die Verbindung aufrecht zu erhalten.

Der Aufruhr hatte sich unterdessen rasend schnell weiter verbreitet. Es war, als ob die Bauern überall nur auf ein Beispiel warteten, um so gleich aufzustehn, Haus und Hof zu verlassen, zusammen zu ziehen und sich dann einem größeren Zuge anzuschließen. Eine unbegreifliche Erregung trieb die Bewohner der entlegensten Weiler zu der Menge. Je gewaltiger das Heer wuchs, desto größere Anziehungskraft übte es aus. Blindlings lief man der Masse zu, die alten Überlieferungen, die sonst den Landmann an seinen Hof binden, vermochten nichts mehr, das Ehrgefühl, das sonst den Bauern gewarnt hätte, sich an verfemte Leute anzuschließen, schwieg, wenn die Fahne des Bundschuhs aufgepflanzt wurde. Jetzt unterlag alles der Leidenschaft.

Besonnene Zeitgenossen haben diese unerklärliche Erscheinung dem „tausentfaltigen Werkmeister Satan“ zugeschrieben, „der ... ein Mörder,

Todschläger und Lügner, ein Feind menschliches Geschlechts und Stifter alles Übels und Zwittrachts unter solchen beschwerlichen gefährlichen, ihm aber wohlgefälligen Handlungen, als der uff seinen Raub und Gewinn hoffet, keineswegs feiret“ (Haarer). Jedenfalls hat die Masse und die allgemeine Aufregung anfeuernd gewirkt und widerstandslos Gemeinde um Gemeinde zu den Sammelorten gesagt.

Im Schüpfergrund, der bei Königshofen zur Tauber abfällt, dessen fatte Wiesen das Entzücken des Wanderers sind, zog Georg Metzler, ein Wirt aus dem mainzischen Flecken Ballenberg im Odenwald, mit einer Stange umher, an der ein Bauernschuh baumelte. Dazu lärmte er auf einer Trommel, die ihm vom Halse hing. Damit rief er die Leute zusammen. Metzler war eine verlorene Existenz, wie sie in den Zeiten des Umsturzes überall ans Tageslicht kommen. Er hatte „seine Tage mehrentheils mit Spielen, Prassen und allem leichtfertigen Wesen zugebracht“ (Haarer) und das fröhliche gesetzlose Treiben, in dem er eine wichtige Rolle spielen konnte, war ihm willkommen. Zu Haufen schlossen sich die Bauern ihm an, „gleichwie die Bienen, wenn sie stoßen“. Er schwang das Blatt, worauf die zwölf Artikel standen, über die man mit Eifer disputierte. Die Kottierung bekam ein anderes Ansehen, als 2000 Bauern aus der Rothenburger Landwehr, wahrscheinlich jene, die sich aus der Ohrenbacher Gegend gesammelt hatten, am Sonntag Laetare (26. März) auf ihrem Marsch tauberabwärts sich ihr anschlossen. Fast Stunde um Stunde kamen neue Scharen aus allen Richtungen, Untertanen des Pfalzgrafen, des Kurfürsten von Mainz, des Bischofs von Würzburg, des deutschen Ordens und zahlreicher Edlen. Das ist der große „Haufe vom Odenwald“. Als das Heer beisammen war, brach es auf und erschien bald im Tal der Jagst, wo sich inmitten gesegneter Fluren das alte Zisterzienserkloster Schönthäl erhebt. Da ging es nun an ein lustiges Zechen. Eine ausgelassene Fröhlichkeit, wie sie die geweihten Klostergänge noch nicht gesehen hatten, hob sich an. Es war eine lustige Kirchweih. So haben die Bauern „die Mönch reformiert, ihnen alles, was sie im Kloster guts hatten, als Frucht, Wein, Essensspeiß, Viehe, Hausrat und anderes genommen, ihre Gesang- und andere Bücher zerissen, die Fenster ausgeschlagen und also ihr brüderliche Lieb gegen den guten Herrn nach türkischer Art erwiesen und mitgeteilt“ (Haarer).

## Das Lager zu Schönthal.



ehrere Tage — es war Anfang April — lagen die Odenwälder im schönen Kloster. In dieser Zeit kamen kleinere Haufen zu ihnen, die sich in verschiedenen Orten der Nachbarschaft rottiert hatten. Ein Trupp erschien aus der Haller Landwehr. Die hatten schon ein übles Spiel hinter sich und ihr Fähnlein gleich anfangs mit Schmach bedeckt.

Die Reichsstadt Schwäbisch-Hall rühmte sich eines trefflichen Predigers. Herr Johann Brenz hatte schon zwei Jahre lang in der Stadt das neue Evangelium gepredigt und den Vorfürern einen „praecceptor“ ins Kloster gesetzt. Dem beruhigenden Einfluß dieses Mannes, dessen Ansehen weit über die engeren Grenzen Frankens hinauswirkte, verdankte der besorgte Rat der Stadt, daß die Revolte innerhalb der Mauern keinen Boden gewann. Aber ringsum auf dem Lande waren die Bauern in Scharen dem Fähnlein zugeeilt, das ein paar wüste Gefellen zu Braunsbach im Kochertal aufgeworfen hatten. — In einer Mühle in der Nähe des genannten Ortes saßen am 2. April etliche Hallische Bauern beim Wein. Nach tüchtigem Trunke schwuren sie einander, das Evangelium aufzurichten. Als bald zogen sie in die nächsten Dörfer und rissen an den Glockensträngen. Auf den Sturmruf kamen die Bauern zusammen, hörten die frohe Mär von ihrer neuen Freiheit, holten Schwert und Spieß aus der Kammer und zogen mit gewehrter Hand in die Nachbarschaft, fielen den Pfarrern in die Häuser, leerten die Opferstöcke und nahmen die Hackenbüchsen von den Kirchtürmen und Befestigungen der Landwehr herab. Freilich hatten sie keine kundigen Schützen. Derweil luden sie die Gewehre „als ob es Scheiter Holz wären“ auf Wagen, die sie stolz und siegesicher hinter sich herzogen. Der Pfarrer Herold, der uns die Geschichte aufgeschrieben hat, bekam nächtlichen Besuch vor seinem Hause zu Reinsberg. Der Lärm lockte ihn ans Fenster. Wie erschrak er, als er sein Haus von 200 bewaffneten Bauern umstellt sah, von denen einige mit ihren Säusten an die verschlossene Tür pochten und andere die Fensterläden einstießen. Die Aufrührer wollten den Pfarrer zu ihrem Feldprediger machen. Vergebens mahnte Herold, daß man das Evangelium nicht mit dem Schwerte aufrichten solle, daß es seine Sache nicht sei, in den Krieg zu ziehen, sondern zu predigen und die Sakramente zu spenden. Er mußte mit, und während die Schar seine Vorratskammer leerten, stand ein Bauer mit einer Büchse hinter ihm und hielt die brennende Lunte an die Pfanne. In Altdorf zogen sie dem Pfarrer die Pferde

aus dem Stall und stolz ritt der Hase Stephan auf einem weggenommenen Rosse vor dem Haufen her. Als sie auf der Weckrieder Heide rasteten, erschienen Boten aus Schwäbisch-Hall, nach Zweck und Ziel des aufrührerischen Wesens zu forschen. Die schickte der Hase Stephan mit dem Bescheide nach Hause: „So der Hauf zusammenläme, würden sie solches schon inne. Sie wären da, das heilige Evangelii uffzurichten.“ Einige Tage später lagen sie eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt bei Gottwolshausen, an einem Hange, dem Kiegel, 4000 Mann stark; „denn es schneite allenthalben zu mit Bauern“. Aber den Kiegel fanden sie besetzt von der Haller Bürgerwehr, die ausgezogen war, die Stadt vor feindlichem Überzug zu schützen. Da ereignete sich nun eine ergögliche Schlacht, die mit Herolds Worten geschildert werden soll:

„Es war noch sehr dusel (düster), daß die zween Haufen einander nit wohl sehen kundten. Der Bauern waren bei 4000, deren von Hall bei vier oder fünfhundert. Hetten fünf Falkonetlein mit hinausgeführt, die Bauern aber hetten fürderlich halbeil Büchsen (die Hälfte der Bauern hatte Büchsen). Als man aber das Ave Maria zu Hall leutete, da griffen die von Hall die Bauern an, mehr aus Not, dann mit Willen, wahrlich mit erschrockenem Herzen und mit ungleicher Zahl. Es muß je gewagt sein, aus Not, weil es nit anderst möcht sein. Und erstlich, diereil sie die Bauern nit eigentlich sehen kundten, hieß Michel Schleg, der dazumal Stettmeister war, ein Falkonetlein abschießen, damit man sehen möcht, wo sie eigentlich wären. Sobald dieser Schuß geschah, erhob sich ein solches Jabbeln unter den Bauern, als ob es ein Ehmeshauf (Ameisenhaufen) wäre und ein Dadern, als wäre es ein Hauf Gäns. Einer schrie, man sollt fliehen, der ander, man sollt bleiben. Indem gingen die andern Falkonetlein auch ab. Das ward ein Fallen, so bald sie das Feuer sahen blitzen. Da fielen drei, da sechs, da zehen oder viel mehr, daß man meint, sie wären all erschossen. Bald stunden sie wieder uf, wie die Juden an dem Ölberg, dann das Geschütz ging alles zu hoch. Nach diesem flohen sie alle und Hase Stephan, der uf der Heide freidig ward, der ward diemals der erst, der fluhe, desgleichen die andern Reihensführer. Kein größer Wunder und Laufen hab ich mein Lebtag nie gesehen. Es ward keiner erschossen und wurden die Lahmen gerade, die Alten jung, luffen alle gleich, das best sie möchten. Sie hätten die Pfaffen zu hinterst in ein Glied gestellt, bei denen ich als ein Gefangener auch ware.“ Die Haller aber freuten sich des glückseligen Zuges und machten sich fröhlich über die Proviantwagen her, welche die Geschlagenen im Stiche gelassen hatten. Die Bauern schlugen sich, von Todesangst gejagt, durch die Wälder nach Norden und kamen selbigen Tags zu den Odenwäldern, die in Schöenthal waren und zechten. Wie ein Schwabenstreich klingt die Geschichte.

Unterdessen kam ein stärkerer Haufe aus der Grafschaft Hohenlohe und hatte sich bei Öhringen gesammelt. Er verdient deshalb größere Beachtung, weil sein Urheber jener *Wendelin Hipler* war, der später als Bauernkanzler eine bedeutende Rolle spielte. Hipler, den Götz von Berlichingen in seiner Lebensbeschreibung einen „feinen, geschickten Mann und Schreiber“ nennt, stand bis 1515 als Sekretär in den Diensten der Grafen von Hohenlohe. Er hatte seine Amtsgewalt zur Selbstbereicherung mißbraucht und die Untertanen der Grafen mannigfach gequält. Ein Vertrag, den gewählte Schiedsrichter, unter denen sich auch Graf Ludwig von Löwenstein befand, zwischen ihm und dem Grafen von Hohenlohe zustande gebracht hatten, entriß ihm gegen eine angemessene Entschädigung alle die angeeigneten Güter, welche den Streit verursacht hatten. Hipler war dann grollend in pfälzische Dienste getreten, hielt sich aber auch hier nicht lange. Wir finden ihn bald wieder in Wimpfen, wo er sich nach seiner Entlassung aus hohenlohesischen Diensten ansässig gemacht hatte. Er suchte immer nach Gelegenheiten, seinen ehemaligen Herren etwas antun zu können. Die rings umher brandende Bewegung der Bauern brachte ihn auf den Gedanken, die Untertanen der Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe zum Aufstand zu bewegen. Die Bauern hatten sich zwar keineswegs über übermäßige Lasten zu beklagen und ihre Herren hatten sich zu verschiedenen Malen als um ihr Wohlergehen aufrichtig besorgt erwiesen, doch konnte die allgemeine Erregung zum Hebel dienen, um den Stein ins Rollen zu bringen. Zudem befand sich zu Öhringen ein Chorherrnstift, zu dessen Insassen die Bürger nicht gerade in einem freundschaftlichen Verhältnis standen; denn „sie hingen am weltlichen Leben, als Spielen, bösen Frauen und anderen verächtlichen Dingen wider die Gebote der Kirche, dadurch der gemeine Mann Argernis empfangen und in Verachtung göttlicher Gebote gekommen.“ In aller Stille spann *Wendelin Hipler* seine Fäden zu den aufständischen Bauern und den Brauseköpfen des Städtchens Öhringen, dessen Einwohner er wohl kannte. So gewann er den Metzger *Claus Salw*, einen ehrgeizigen Mann, der sein Vermögen verloren hatte, sowie den *Wendel Salw*, der eben seiner Schulden wegen von Haus und Hof vertrieben werden sollte, und weihte eine Reihe anderer Unzufriedener in seine aufrührerischen Pläne ein. Mit Aufmerksamkeit verfolgten die Verschworenen den Gang der Ereignisse, heimliche Boten gingen hin und wider zu den Odenwälder Bauern. Die Hoffnungen der Öhringer Genossen wuchsen mit jedem Erfolg der Bauern und gespannt wartete man auf ein Zeichen zum Losschlagen. — Da saß eines Sonntags abends die Gesellschaft im Hause *Lienhart Stahls* beisammen und feierten die Erfolge der Bauern mit einer tüchtigen Mahlzeit, wobei sie ihrer Gesinnung Ausdruck gaben, indem sie trotz der

Fastenzeit, die damals noch sehr strenge gehalten zu werden pflegte, ein Kalb verzehrten. Diese offenbare Mißachtung der Kirchengebote erregte aber die Aufmerksamkeit der gräflichen Beamten, die dann durch Herumfragen hinter die tückischen Pläne kamen und die Grafen zu warnen gedachten. Am andern Tag nahmen die Verschworenen dem hohenloheschen Keller Hans Sigginger eine Fuhre Mehl weg, die er eben nach Waldenburg in die gräfliche Hofhaltung führen lassen wollte, ließen Brot backen, um die erwarteten Bauern versorgen zu können. Sie mußten also damals schon sichere Nachrichten von einem geplanten Zug der Bauern ins Hohenlohesche gehabt haben. In derselben Nacht wollte der Keller einen eiligen Boten an die Herrschaft senden, sie zu warnen und von den gefährlichen Plänen zu unterrichten. Als er aber im Begriffe war, das Thor zu öffnen, überfielen ihn Verschworene, nahmen ihm die Schlüssel ab und sperreten ihn samt dem Schultheißen in einen Schweinestall. Noch in derselben Nacht ließen sie Sturm läuten und sandten Boten in die Nachbarschaft, die Bauern zum Anschluß aufzufordern, wenn ihnen ihr Leben lieb sei. Die Vorräte des Stiftes zu Öhringen mußten die inzwischen eingetroffenen Scharen verköstigen. Die Gemeinde setzte nun ihre Beschwerden auf, welche sich hauptsächlich auf eine Mitregierung im Räte der Stadt, auf Wiederherstellung der alten Rechte an der Mark und Erleichterung gewisser Steuern bezogen und die Aufhebung der geistlichen Immunität und deren Einbeziehung in die Bürgerschaft verlangten. Die Schrift war in einem sehr mäßigen, ergebenen Tone abgefaßt und enthielt nichts, was die Herrschaft nicht mit gutem Gewissen hätte bewilligen können. Dagegen steiften sich die Bauern auf „die zwölf Artikel im druckten Büchlin“. Während der Vogt und Oberamtmann der Grafen von Hohenlohe, Kaspar Schenk von Winterstetten, mit den Rebellen im Namen seiner Herren verhandelte, erschien aus der Heilbronner Gegend der erwartete Haufe des wilden Jäcklein von Böckingen.

Jäcklein Rohrbach, den sein eigener Vater „einen bösllichen Menschen“ nannte, war schon lange wegen seiner Rohheit und Gewalttätigkeit berüchtigt, hatte einen Mord auf dem Gewissen und war ständig in irgendwelche Händel verwickelt. Damals lag er in einem Streit mit dem Stiftsvikar von Wimpfen, Wolf Ferber, dem er die Gülten des gepachteten Hofes seit Jahren schuldig geblieben war und der nun beim Räte von Heilbronn gegen ihn Klage führte. Die Drohreden des Jäcklein verrieten seine Umsturpläne und der Rat von Heilbronn schickte Leute hinaus nach Böckingen, ihn unschädlich zu machen. Doch der Schlaue hatte davon Wind bekommen und war rechtzeitig nach Löwenstein entflohen, wo er sein letztes Geld verpraßte und Anhänger sammelte. Einem Boten, der ihm ein Schreiben des Stiftsdechanten überbrachte, das ihn zu einem güt-

lichen Austrag der Sache bewegen sollte, gab er „die Götzische Antwort“: „der Dechant und alle Stiftspersonen sollten ihn ... und sich die Weile nit lang werden lassen, denn er wollt sie bald suchen und sollt ihm dann kein Vertrag schmecken, denn der, den das Stift mit den Bauern gemacht habe.“ Zu Flein hatte er einen Haufen gesammelt und erschien in den ersten Apriltagen als Hauptmann einer ein paar hundert Mann starken Schar in seiner Heimat. Hätten die Behörden keine so unbegreifliche Scheu vor scharfen Maßregeln gehabt, es wäre den Bauern gewiß nicht anders ergangen als den Haller Tapferen, aber in aller Ruhe konnte Jäcklein die Bauern der Nachbarschaft aufreizen und sich verstärken. Sontheim, ein Ort des deutschen Ordens, hatte die feste Absicht, seinen Herren treu zu bleiben, aber vergebens baten die geängstigten Untertanen, deren tapferer Schultheiß sie zusammenhielt, beim Ordenskomtur in Heilbronn um Hilfe. Die Boten brachten keine andere Nachricht heim, als daß der Komtur von der Stadtmauer herab mit zitternder Stimme die Bürger von Sontheim hatte zur Treue ermahnen lassen, „könnten sie sich aber nicht länger tun, so möchten sie tun wie andere, er wolle sie nicht verderben.“ Unter diesen Umständen trauten sich die Treuen nicht, den wüsten Drohungen Jäckleins zu widerstehen und ihren Ort der Gefahr einer Plünderung auszusetzen und schlossen sich ihm widerwillig an. Das ist ein typisches Beispiel für hundert andere, die das rasende Umsichgreifen des Aufstandes erklären.

Geheime Botschaft Wendel Ziplers rief den „wilden“ Hauptmann nach Ohringen. Die Ohringer hatten den Grafen ihre Artikel geschickt und Albrecht und Georg von Hohenlohe antworteten sehr nachgiebig und höflich, aber bevor die Verhandlungen einen Abschluß erreicht hatten, waren die Ohringer Bauern vereint mit den Heilbronnern aufgebrochen und zu den Odenwäldern nach Schönthal gezogen, wo nun ein Heer von fast 3000 Mann beisammen war. Hier kam eine Botschaft der Grafen von Hohenlohe an mit dem Angebot jeden gütlichen oder rechtlichen Ausgleichs, falls die Bauern zum Gehorsam zurückkehren wollten, aber Wendel Zipler blieb bei seinem Haß und bestand auf bedingungslose Annahme der zwölf Artikel.

Seinem Rachegefühl ist wohl auch der folgende Zug nach Neuenstein zuzuschreiben. Graf Georg war auf Waldenburg, Albrecht an dem Tage nach Langenburg geritten, so daß die Bauern keinen Widerstand fanden und das Schloß mit leichter Mühe ausplündern konnten. Sie hatten wohl gehofft, den Grafen Albrecht darin zu finden und ihn mit Gewalt zur Annahme ihrer Forderungen zu zwingen, nun schickten sie eine Botschaft nach Langenburg, den Grafen zu Verhandlungen einzuladen. Auf dem Grünsbühl, einem Weiler zwischen Neuenstein und Wal-

denburg, kamen die beiden Grafen mit den Abgeordneten der Bauern zusammen. Vergeblich boten die Grafen Hohenlohe abermals einen rechtlichen Vergleich an, und beriefen sich auf ihre allbekannte Milde gegen ihre Untertanen, aber zäh beharrten die Rebellen auf ihren Artikeln und wiesen jede andere Vermittlung als die des ganzen „hellen Haufens“ ab. Sie drohten für den Fall, daß sich die Verhandlungen zerschlagen sollten, alles hohenlohische Gut zu verheeren, und zeigten sich so wütend, daß es den Grafen geraten schien, nachzugeben und alle Forderungen der Bauern



Aufständische Bauern umzingeln einen Ritter.

(Holzschnitt aus „Petrarcas Trostspiegel“, Augsburg 1539.)

anzunehmen. Einen Zentner Pulver und zwei Feldschlangen nahmen die Empörer noch mit, bevor sie sich zum Weitermarsche aufmachten. Während der Großteil der Mergentheimer und Rothenburger Bauern ins Taubertal zurückzog, schlugen die Odenwälder die Richtung nach dem Neckar ein und fielen ins Nonnenkloster Lichtenstern ein, dessen Insassen nach Löwenstein geflüchtet waren. Der Überfall auf Lichtenstern war schon zu Klein eine beschlossene Sache gewesen und nur durch den Zug in die Grafschaft Hohenlohe aufgeschoben worden. Schon damals waren auch Bürger aus Neckarsulm zu Jäcklein gekommen und hatten ihm bei einem Gelage zugeschworen, Mönche und Pfaffen zu vertreiben, deren Güter zu teilen und alle Abgaben und Dienste zu sperren. Daher ist es erklärlich, daß das Bauernheer in Neckarsulm eine sehr freundliche Aufnahme fand; denn das Städtchen war noch dazu deutschherrisch und

wir kennen ja die gespannten Beziehungen Jäckleins zu dem deutschen Orden. Wacker wurde zu Neckarsulm gezecht. Die schönen Frühlingstage und der gute Wein machten die Bauern guter Dinge.

Unterwegs hatten sich die jungen Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenstein notgedrungen den Bauern ergeben und die zwölf Artikel annehmen müssen. Wie weit aber waren die Bauern entfernt, diese Herren als Brüder zu betrachten! In Bauernkitteln mit weißen Stäben in den Händen mußten die Grafen mit dem rohen Haufen ziehen und waren jeglicher Demütigung ausgesetzt. Da hatten nun manche verkommene Buben Gelegenheit, ihr Mütchen zu kühlen und ringsum erhob sich wieherndes Gelächter über den billigen Spaß. Der Respekt vor der Herrschaft steckte aber doch den meisten noch im Blute, und manche bezeugten den Grafen ihre Ehrfurcht. Ihnen ging es dann wohl wie jenem Manne in Weinsberg, der aus alter Gewohnheit seine Mütze mit einer tiefen Verbeugung vor den Herren zog und gleich darauf von einem Genossen angestoßen wurde mit den Worten: „Was neigst du dich, ich bin so gut als er.“

Während das weinselige Treiben zu Neckarsulm seinen Fortgang nahm, waren einige Bauern von Weinsberg herübergekommen und hatten sich unter die zehenden Brüder gemischt. Gar manche stichelnde Rede ließen sie fallen und während sie die Anführer Aufmerksamkeit heischend am Armel zogen, wiesen sie mit der andern Hand in der Richtung nach Weinsberg, wo es einen herrlichen Fang zu holen gäbe. Man würde ihnen die Eroberung der Stadt nicht schwer machen. Zu Weinsberg mit dem alten sagenberühmten Schloß Weibertreu hatte am Gründonnerstag Graf Ludwig Helfreich von Helfenstein, der erst vor kurzem Stuttgart gegen Ulrich von Württemberg verteidigt hatte, mit einer Schar Adelliger und Keisiger seinen Einzug gehalten; denn er war von Erzherzog Ferdinand zum Obervogt und Befehlshaber des Schlosses ernannt worden. Da er der Bürgerschaft nicht traute, bat er bei der österreichischen Regierung zu Stuttgart dringend um Hilfstruppen, fest entschlossen das Schloß zu halten. Die Bauern waren seine geschworenen Feinde, da seine Keiterei sie auf ihrem Zuge nach Neckarsulm arg belästigt und ihnen manche Verluste beigebracht hatte. Desto williger folgte man dem Rat der Versührer und beschloß, die Stadt mit Gewalt zu nehmen.

## Die Schreckenstat zu Weinsberg.



rausame Taten waren bisher durch die Bauernhausen nicht verübt worden. Man scheute sich, den Herren, denen man so lange gedient hatte und zu denen man doch von Jugend auf mit Ehrfurcht und Scheu emporgeblickt hatte, denen man verpflichtet war, mit Gewalt ans Leben zu gehen. Doch Achtung und Treugefühl waren reizend im Abnehmen begriffen, seitdem aus den Herzen der Bauern die religiöse Scheu verschwunden war, seitdem man hohnlachend die geweihten Stätten plünderte und die Gegenstände, welche die tägliche Verwendung beim Gottesdienste mit Ehrfurcht zu behandeln geboten hätte, ohne Regung des Gewissens durch profansten Gebrauch ihrer Weihe beraubte. Schnell erlosch bei den Bauern der Glaube, der die rohen Instinkte mit heilsamem Gesetze gezähmt hatte. Einmal losgelassen und jedes inneren Haltes beraubt, ergab sich die Phantasie den grausamsten Vorstellungen, und unbezähmte Gier, leidenschaftlichster Haß brach alle Schranken der Gesittung. War nur einmal bei der Masse die Furcht beseitigt, merkte sie nur einmal, daß man sich vor ihr zu fürchten begann, dann war jede Mahnung zur Vernunft verlorenes Wort.

Am frühen Morgen des 16. April 1525, es war Ostersonntag, rückten 6—8000 Bauern gegen die Stadt heran, eben als sich der Graf mit seinen Getreuen zur Messe begeben hatte; denn er war ein frommer Mann und seine ebenso fromme Gemahlin, eine Tochter Kaiser Maximilians, hat selbst in der Stunde tiefster Schmach rührende Worte gläubigen Trostes gefunden.

Weiß Gott, was über die Bauern gekommen war, daß sie wie die Wütenden nach dieser Stadt begehreten. Aufreizung durch verbrecherische Menschen, deren Haß gegen die Besatzung die Beutegier im Bauernlager entzündete, Jorn über die Ausfälle der Reifigen, die in der Nachhut manchen Bauern zu Tode stachen, mögen mitgewirkt haben, maßgebend aber war wohl die innere Stimmung im Lager, das widerliche Gefellen genug beherbergte, denen der lustige, leichte Beutezug längst zu langweilig war, die endlich einmal raufen und dreinschlagen wollten. Wieviel aber ist auch der Umgebung des Augenblicks, der hinreißenden Wirkung des Siegestaumels zuzuschreiben!

Noch ehe der Gottesdienst zu Ende war, erschienen zwei Herolde der Bauern und riefen zu den Mauern hinauf: „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen, christlichen Haufen, wo nit, so bitten wir um Gottes Willen, tut Weib und Kind aus ihr; denn beede, Schloß und Stadt, werden



Berittener und Fußknecht. (Stich von Albrecht Dürer.)

den freien Knechten zum Stürmen gegeben.“ Wenn die Herolde den doppelköpfigen Adler auf der Brust getragen hätten, hätten sie nicht stolzer sprechen können. Graf Helfenstein und einige Bürger gingen zum Tor, um draußen die Botschaft der zwei Gesandten zu vernehmen. Da knallten Schüsse von den Mauern, die Dietrich von Weiler, ob

seiner Stärke berühmt, auf die Herolde hatte abgeben lassen, so daß diese sich unter Drohworten eiligst in Sicherheit brachten, bevor noch ein Wort der Verhandlung gesprochen worden war. Daß dieser ungeordnete Bauernhaufe, von dem man nur langsame Bewegung gewohnt war und den man fürs erste in der Regel mit ein paar Faß Wein beschwichtigen konnte, nun ohne weiteres Sturm lief, hat selbst die Tapfersten der Verteidiger außer Fassung gebracht. Eine maßlose Aufregung ergriff die Besatzung, als die Bauern unter tosendem Lärm die Pallisaden durchbrachen und die Leitern anlegten. Die ritterliche Mannschaft suchte sich ins Schloß zu werfen, aber die Bürger meinten, sie wollten fliehen und sie im Stiche lassen und verrammelten die Tore. Unterdessen hatten schon einige verwegene Leute der Bauern wie die Katzen unter Führung eines Verräters die Mauern des unbefetzten Schlosses erstiegen und bald drangen von allen Seiten die Scharen gegen die Stadt heran. Tapfer wehrten sich die Ritter und die treuen Bürger. Gar mancher Bauer lehrte von Weinsberg nicht mehr zum Pfluge zurück. Aber die Masse der Angreifer war zu groß und schnöder Verrat kam ihnen zu Hilfe. In der Nähe der Kirche war ein kleines, unbeachtetes Türlein, das die Bauernfreunde von innen einhieben. Durch diese Bresche drängten sich einige herein, liefen zu den Toren, die sie öffneten. In wüstem Gedränge stießen sich die aufgeregten Scharen in die Stadt und stürmten mordlustig durch die Straßen. In Todesangst rannten Ritter und Knechte zur Kirche, verfolgt von dem johlenden Haufen. Sebastian von Owe, Eberhard Sturmfeder, Rudolf von Eltershofen fielen unter den furchtbaren Streichen der mordgierigen Horde. Dietrich von Weiler hatte sich auf den Kirchturm geflüchtet und schrie von oben herab um Pardon. Doch hatte schon einer die Büchse gespannt, deren Kugel seine Brust durchbohrte. „Rache, Rache“ schreiend springen andere die holprigen Stufen des Turmes hinan, packen den sterbenden Ritter und werfen ihn mit Hohngelächter auf den Kirchhof hinunter. Im Gotteshaufe aber, in dem kurz vorher die Messe gelesen worden war, fielen Dutzende über einen jeden der Ritter und Knechte her und banden ihn an Händen und Füßen. Die Priester fielen der maßlosen Wut zum Opfer, wie alles, was den Rittern diente. Nur ganz wenige entgingen dem gräulichen Blutbad.

Der Morgen des nächsten Tages sah ein entsetzliches Schauspiel. Auf einem freien Platz vor der Stadt versammelten sich einzelne Bauernhaufen, die unter Führung des Nordbuben Jäcklein aus Koblach standen und schon dadurch ihre erbarmungslose Leidenschaft genugsam bewiesen. Um Sonnenaufgang führten die wilden Horden den Grafen mit den gefangenen Rittern und Knechten in brutalem Aufzug in Jäckleins Lager. Vor dem Grafen schritt sein ehemaliger Pfeifer Melchior Nunnenmacher

und spielte lustige Weisen auf seiner Sackpfeife, indem er mit einer höhnischen Frage zum Grafen sich wandte: „Hab ich dir einst so oft zur Tafel gepfiffen, so spiel ich dir nun billig zu einem anderen Tanze auf.“ Die Scharen auf der Wiese, wahrscheinlich noch halbtrunken von dem Siegeswein des Vortages, empfingen den Zug mit Schreien und Hohnlachen. Gar mancher ließ jetzt in feigem Übermut gefahrlos seinen Haß an den Wehrlosen aus und schließlich verfiel man auf den Gedanken, durch ein entsetzliches Gericht und grausames Beispiel dem ganzen Adel Schrecken einzujagen. Nun tobte sich der Blutdurst und die Siegertollheit in einem Massenmord aus. Unter dem aufregenden Lärm von Trommeln, Schalmeien und allerhand anderer bäuerlicher Instrumente bildeten die Verworfensten eine Gasse und jagten zunächst Hans, den Knecht des Konrad Schenk von Winterstetten und darauf diesen selbst durch die Spieße. Vergebens bot Graf Helfereich ein bedeutendes Lösegeld für seine Befreiung, vergebens beschwor seine Gemahlin auf den Knien flehend die Anführer der Mordbande, ihren Gatten zu schonen. Es wurden ihnen nur höhnische Antworten zuteil und als die Gräfin am Rande der Verzweiflung ihr zweijähriges Knäblein in die Höhe hob und bei dem Haupte des unschuldigen Würmlains um das Leben seines Vaters bat, stieß ein verkommenes Weib, die als „schwärze Hofmännin“ bekannt war, mit einem Messer nach dem Kinde und verwundete es am Halse. Der Graf sah sich verloren und hielt seine letzte Zwiesprache mit Gott, erhob sich dann von den Knien und lief in die starrende Gasse, in welcher er bald, zu Tode getroffen, zusammensank. Sein Schicksal teilten alle seine Gefährten, die keine andere Schuld traf, als daß sie ihrem Herrn die Treue gehalten hatten. Wie die wilden Tiere fiel die entfesselte Leidenschaft über die Toten her. Man schnitt ihnen die Köpfe ab und trug sie auf Spießsen unter wüsten Reden umher. Die niedrigste Schmach wurde der armen Gräfin angetan, welche schauernd den Tod ihres Gatten anzuschauen gezwungen war. Aller ihrer Habe beraubt, nur mit dem Notwendigsten bekleidet, wurde sie auf einen Mistkarren geladen und unter den Schmähreden und schadenstrohem Hohngelächter der Männer und Weiber nach Heilbronn geführt. Doch sie war eine gute Christin und schaute mit demütigem Herzen zum Gekreuzigten empor, dem „evangelischen“ Heere ein Beispiel evangelischer Stärke gebend. „Ich trage der Sünden viele“, sprach sie zu ihren jammernden Frauen, „Jesus Christus aber, der makellos am Palmsonntag triumphierend vom Volke begrüßt, wurde nachgebends nicht um seiner, sondern um anderer Sünden willen verspottet und gekreuzigt. Der tröste mich.“

Die Tat von Weinsberg, welche die Zeitgenossen mit Grausen erfüllte, rächte sich schrecklich an den Vollbringern. Es war, als ob von diesem

Tag an die Bauern mit Blindheit geschlagen wären, so daß sie noch im frechen Übermut ruhmredend mit ihrer Macht prahlten, während das Verhängnis schon auf ihren Fersen saß. Die einmal geschehene Untat hatte die letzten Reste von Rücksicht vernichtet. Wild gings von nun an im Bauernheere zu, schonungslos fiel man über die Burgen und Schlösser her. Und doch war kein inneres System vorhanden, kein beherrschendes Ziel; denn gleichzeitig, als man beschloß, ohne Erbarmen gegen den Adel und seinen Besitz vorzugehen, bemühte man sich der Mithilfe des einen oder anderen Ritters sicher zu werden. Daß noch in Weinsberg, wo man eben eine so grausame Tat an Adelige vollbracht hatte, der Beschluß gefaßt wurde, den Ritter Götz von Berlichingen zum obersten Hauptmann zu wählen, läßt tief genug in die naive Denkungsart der Rebellen blicken, welche gleichzeitig mit dem wütendsten Vernichtungswillen ihre innere Schwäche deutlich gestanden.

Mit der furchtbaren Tat von Weinsberg, deren Verantwortung auch diejenigen trugen, welche nichts davon gewußt haben, sie aber nichtsdestoweniger später ungestraft ließen, hatten die Bauern eine schwere Schuld auf sich geladen, die nachher tausende Unschuldige büßen mußten. In erschreckender Weise zeigte es sich damals, was für Elemente in der bunt zusammengewürfelten Schar die Oberhand zu gewinnen sich anschickten. Die Bauern wurden nun durch die Tatsachen fortgerissen, allen Burgen Zerstörung, allen Klöstern Vernichtung zu drohen. Kommunistiche Ideen machten sich geltend. Ein Edelmann dürfe nicht mehr besitzen als ein Bauer, die Mönche müßten auf den Feldern im Schweisse ihres Angesichtes graben und reuten. Und das, während ihre Hauptleute auf Mittel und Wege sann, die kleinen Edelleute zu gewinnen und auf ihre Seite zu bringen. Man sieht, wie sich ein Konflikt zwischen Führer und Bauern zu entwickeln beginnt, man könnte es voraussagen, daß diesem zügellosen Haufen schwerlich mehr der Zwang vernünftiger Ziele auferlegt werden kann.

Im Bauernlager zu Weinsberg plante man nun, zur Rückendeckung und Verstärkung des Heeres die Stadt Heilbronn zu nehmen. Der Sieg von Weinsberg ließ ja erhoffen, daß auch Heilbronn nicht lange verschlossen bleiben würde. So zog denn der Weinsberger Haufe, wie er von nun an nicht zu seiner Ehre hieß, mit reicher Beute beladen und durch inzwischen angekommene hohenlobische Geschütze verstärkt, gegen Heilbronn, wo er weniger Widerstand fand als er wohl erwartet hatte.

## Heilbronn.

**E**s gab damals in Heilbronn wie in jeder Stadt unruhige Leute, welche die Gelegenheit für gekommen erachteten, sich auf billige Weise zu bereichern. Diese Unrubestifter, welche in Wirtshäusern und auf offener Straße mit Schmähreden die bestehenden Verhältnisse verbessern wollten, den Rat in Mißkredit zu bringen suchten und die Sache der Bauern mit bezredten Worten verteidigten, gewannen an Anhängern, als die Kunde von der furchtbaren Weinsberger Tat nach Heilbronn gelangte. Hatte der Rat schon vorher einen schweren Stand, so daß er seine Autorität nur mit gewaltsamsten Mitteln aufrecht erhalten konnte, indem er einige Hauptschreier auf dem Markte hinrichtete und andere auspeitschen ließ, so entsank ihm der Mut vollends, als der Jorn der Unzufriedenen ähnliche Verbrechen androhte, wie sie eben zu Weinsberg geschehen waren. Es war, als ob diese Tat alle bösen Instinkte zum Leben gerufen hätte, so überraschend schnell begann die Gärung unter der Bürgerschaft überhand zu nehmen. Als der Weinsberger Haufe vor die Stadt kam, stand die Bürgerschaft zum großen Teil bereits innerlich auf seiner Seite und es bedurfte nur ein paar Drohungen, um die wenigen, welche, den bürgerlichen Überlieferungen treu, bei der Wehr auf den Mauern standen, so einzuschüchtern, daß die Partei der Bauernfreunde bald alle Gewalt bekam. Was konnten auch die paar Getreuen tun, wenn sie sahen, wie die Geschütze von bösen Buben mit Klötzen vernagelt und das Pulver durch Wasser unbrauchbar gemacht worden war? Was vermochten die alten Ratsmitglieder gegen eine rohe Menge, welche die Gier und Hoffnung auf gute Beute in den geistlichen Häusern auch vor den ärgsten Verbrechen nicht zurückschrecken ließ? Besonderen Eifer zeigten die Weiber. Launig schildert eine Strophe aus jener Zeit ihren Zusammenlauf und dessen Ende:

„Da kamen etlich weiber dar gerennt  
 und wolten auch thun zu den sachen;  
 sie thetten ein eigens fendlein machen,  
 sie wollten die sach in irem sinn recht greifen an  
 und wolten die bauern nit verlan;  
 sie erwelten eine unter in, hieß Martein,  
 die solt der weiber hauptman sein;  
 sie hetten auch ganz und gar kein ru,  
 sie wolten dem teutschen hof zu.

Da waren etlich redlich leut,  
namen ir weiber davon bei rechter zeit,  
das wil ich mit der wahrheit sagen,  
sie thetens auf nasen und mäuler schlagen,  
daß das rot wasser auß mund und nasen rann.

Das haben gethan ir erliebende man.“ (Elliencron III., Nr. 377).

Und draußen vor den Toren standen die Verbündeten, mit denen man längst im Herzen einig war und deren furchterweckendes Gebahren der demokratischen Partei in der Stadt starken Rückhalt bot. Während der Bürgermeister Kieser bei dem Hauptmann des schwäbischen Bundes weilte, um dessen Hilfe zu erlangen, ergab sich seine Stadt den anrückenden Bauernmassen widerstandslos. Später mußte sich die Stadt gar manchen Vorwurf gefallen lassen, so sang ein Dichter:

„Heiltpron, ich muß dich schelten,  
hast dich nit wol bedacht,  
du hast vil leut umbbracht;  
durch dich so ist verdorben  
gar mancher biderman,  
vil feind erschlagen worden,  
da bistu schuldig an.

Daß du dich thets ergeben  
on alle not and pawern  
und hast vil tiefer greben  
und auch ein gute maur;  
das macht arm leut erschrocken,  
die saßent uf dem land  
in dorf und offen flecken  
und wissent kein beistand.“

(Elliencron III., Nr. 376).

Da haben manche der alten Bürger bittere Tränen vergossen ob der Treulosigkeit ihrer Mitbürger, bei denen jene alten Ideale, welche die Stadt groß gemacht hatten, in Vergessenheit geraten waren. Während noch der Rat der Stadt mit den vor den verschlossenen Toren lagernden Bauern verhandelte und insbesondere die Zufuhr von Lebensmitteln sicherzustellen sich erbot, öffneten, ähnlich wie in Weinsberg und später so oft, einige Verräter ein abgelegenes Tor, wo die Bauern sogleich eindrangen. Mit Windeseile verbreitete sich im Lager die frohe Botschaft, daß wieder eine Stadt gewonnen sei. Sogleich fielen die Aufrührer über das Gut der Geistlichkeit her. Geld und Habseligkeiten wurden verteilt und es begann, wie gewöhnlich, ein lustiges Zechen und Prassen. Im Ordenshaus der Johanniter ging es üppig her. Der Komtur war nach

Heidelberg entwichen und die paar Ordensherren konnten der Übermacht nicht widerstehen, zumal der Rat den Bauern das Kirchengut überlassen hatte, um die bedrohte Habe wenigstens der Bürger zu retten. Mit abgezogenem Hut mußten die Ordensherren bei der reich besetzten Tafel stehen und sich spöttische Reden und allerlei Übermut gefallen lassen. Da ließ sich etwa einer verlauten, „Wir haben lange Zeit hereingeführt, wir wollen nun auch eine Weile hinausführen“, oder „Heut, Junkerlein, sein wir Teutschmeister“, und dabei schlug man dem Ordensherrn auf den Leib, daß der Mißhandelte jählings umfiel.

Der Rat der Stadt setzte nach längeren Verhandlungen mit den Bauern soviel durch, daß sich diese von ihrem Verlangen nach einer formellen Verbindlichkeit abbringen ließen und sich mit dem Angebot einer kleinen Waffenhilfe zufrieden gaben. Die Stadt stellte eine Anzahl Freiwilliger, etwa 50, zur Verstärkung der bäuerlichen Reihen ab. Das Fähnlein der „Ausgetretenen“ aber hatte weder Farben noch Wappen der Stadt, wodurch angezeigt erschien, daß Heilbronn nicht offiziell mit den Bauern verbündet war. Man wird also in der Frage, ob Heilbronn zu den Bauern übergetreten ist, den Standpunkt einnehmen müssen, daß es wohl zu einem vom Räte selbst eingegangenen Bündnis nicht gekommen ist, daß aber ein großer Teil der Bürgerschaft nicht nur sinnesweis mit den Bauern war, sondern ihnen auch eine Beihilfe hat zuteil werden lassen.

Die Einnahme Heilbronn's verstärkte nur noch die Wirkung, welche schon die Eroberung von Weinsberg hervorgerufen hatte. Man bekam Angst vor den Bauern, welche es nicht unterließen, ihre Erfolge sowohl als ihre Zahl aufzubauschen, um sich so noch furchtbarer erscheinen zu lassen. Wo sie nun erschienen, zerflatterte jeder Widerstand. Ein Kleinkrieg entstand, indem die Bauern sich in einzelnen getrennten Haufen an die festen Plätze, Städte und Burgen heranmachten, deren Besatzung entweder wirklich gering war oder keinen Mut besaß, sich zu wehren oder auch nicht Lust hatte, ihre Haut für ihre unbeliebten Herren zu Markte zu tragen. Die Sympathie für das Programm des „armen Mannes“ war in weiten Kreisen groß und gar mancher biedere Knecht der Ritter, der gern um seiner Ehre willen gekämpft hätte, ließ die Waffe sinken, weil die Landern ihm Marter und Tod androhten.

Die Bauern der Brackheimer Gegend fielen in das Deutschordensschloß Stocksb erg ein und plünderten das Ordenshaus zu Vaibingen. Eine Abteilung holte sich in Neckarsulm Kriegsmaterial und erschien vor dem Schlosse Scheuerberg, dessen Besatzung es mit den Bauern hielt. Die Herren waren so eilig entflohen, daß noch die silbernen Becher am Tische standen. Die Burg ging in Flammen auf ebenso wie später das Schloß Horned, dem der Deutschmeister Dietrich von Cleen rechtzeitig

den Rücken gekehrt hatte. Die Einwohner des Ortes Gundelsheim, denen Dietrich seine Hilfe zugesagt hatte, wenn sie bei ihm blieben, sahen sich schmäzlich verraten, waren aber trotzdem zur Verteidigung des Schlosses bereit. Doch auch der zurückgelassene Hauptmann entwich mit seinen Knechten bei Nacht und Nebel und überließ das Schloß den Bauern zur Plünderung, so daß die Gundelsheimer nichts weiter zu tun fanden, als das geschehene Werk zu berichten. Große Beute hatten die Bauern aus Horneck davongetragen, zwei kleine Falkonetlein auf Rädern und dreißig Hackenbüchsen verstärkten ihre Wehr, fünf Wagen mit Hausrat verteilten sie und so viel Geld lösten sie aus dem gefundenen Wein, daß jede Rotte (12 Mann) 10 fl. einheimen konnte. Viele Herren hatten im Vertrauen auf die Festigkeit der Burg und seine gute Bestückung ihre Habseligkeiten und besonders ihre Archive in den Gewölben untergebracht. Alles wurde vernichtet und zerrissen oder weggeführt. Erst 14 Tage später aber schlugen die Flammen aus den Dächern, nachdem sogar die Ziegel, alle Werksteine und alles Bauholz, ein steinerner Brunnentrog, alle eisernen Schlösser und Riegel davongeschleppt waren.

Keine Burg, keine Stadt wagte den wilden Horden zu widerstehen. Weidenau ergab sich und Wimpfen vertrug sich. Letztere Stadt schickte nebst vielen Wagen voll Lebensmittel eine große Summe Geldes ins Bauernlager nach Heilbronn. Daß dieses zügellose, ungeordnete Treiben eine Gefahr für das Heer bedeutete, war den obersten Befehlshabern klar geworden. Die Leitung des Ganzen entglitt ihren Händen, jeder Haufe tat, was er wollte und plünderte auf eigene Faust. Fast schien es zu einer vollkommenen Auflösung des ganzen Haufens zu kommen. Die Obersten Hauptleute berieten, wie sie dem Verderben steuern könnten. Um ein größeres Ziel zu erreichen, mußten vor allem die Kräfte gesammelt werden.

Bis jetzt hatte sich die Ordnung und Zusammensetzung des Heeres von selbst ergeben. Jede einzelne Ortschaft, die sich erhoben hatte, bildete ein Fähnlein, das sich während des ganzen Marsches beisammen hielt. Ein Tal oder ein Amtsbezirk trat zu einem größeren Haufen zusammen und wählte einen oder mehrere Hauptleute, einen Pfennigmeister und einen Profosen. Die aus dem gleichen Tale, aus derselben Ortschaft stammten, zogen gemeinsam, lagerten gemeinsam, plünderten gemeinsam und verteilten dann unter einander die Beute. Der Felddienst war auf vier Wochen festgesetzt, nach deren Ablauf die Gedienten heimzogen und an ihrer Stelle andere aufgemahnt wurden. Dieses fortwährende Hin- und Herziehen schadete dem ausgefogenen Lande furchtbar; denn unterwegs wurde manch abscheuliche Tat verübt. Der stete Wechsel der Mannschaften aber hatte natürlich auch die mißliche Folge, daß sich keine wirk-

lich wehrhafte Schar bilden konnte, keine kriegerische Übung in die Bauern kam und keine Tradition sich entwickeln konnte. Die Rebellen hatten schon ansehnliches Geschütz aus vielen Schlössern und festen Plätzen erobert, aber es fehlte an Leuten, welche damit umzugehen verstanden, und so waren ihnen die vielen Hackenbüchsen und Feldschlangen, Falkonettlein und Mörser eher eine schwere Marschbelastung als ein wirklicher Nutzen. Die Verproviantierung war vollständig dem Zufall überlassen. Es wurde nicht für die Zukunft gesorgt. Ein solch großes Heer mußte nun natürlich bald Mangel leiden und Mangel an Nahrungsmitteln bedeutete bei einer solchen nur auf das Materielle gestellten Gesellschaft Auflösung. Einheitliche Kriegsführung, in welcher der Einzelne einem großen Zwecke dient, war bei dem Mangel an jeder Unterordnung eine Unmöglichkeit. Freiheit war ja das Lösungswort der ganzen Unternehmung, der Begriff Gehorsam stand in Verruf.

Wendelin Zipler und Metzler erkannten die gewaltigen Schwächen dieser Kriegsführung, an welchen ja schließlich auch der ganze Aufstand wirklich scheitern sollte.

Als sich nun die einzelnen herumziehenden Abteilungen bei Gundelsheim gesammelt hatten, erwog man eindringlich im Bauernrate die Maßregeln zur Neuordnung des ganzen Heeres. Es sollte eine Organisation geschaffen werden. Kriegsgeübte, irgendwo entlassene Landsknechte, welche sich auf dem Zuge angeschlossen hatten, sollten in Sold genommen werden und eine Kerntuppe bilden und die andern einüben. Der Dienst der Bauern sollte auf die ganze Dauer des Feldzuges ausgedehnt werden. Beide Pläne wurden von den Haufen verworfen. Der Sondergeist lag den Leuten im Blute und die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle ließ sie nicht lange und besonders nicht in weiten Entfernungen von Haus und Hof weilen. Die Landsknechte aber gingen sogleich zu dem Pfalzgrafen Ludwig über, der sie gut bezahlte, und kämpften mit derselben Gleichgültigkeit wider ihre Standesgenossen, wie sie früher gegen die Schlösser gewüthet hatten. Die Anführer der Bauern suchten es durchzusetzen, daß nicht alle eroberten Lebensmittel gleich an Ort und Stelle verwüthet wurden; sie sollten in Vorratsräumen gesammelt werden und man wies zu diesem Zwecke die Räte der Städte an, über die Magazine zu wachen und sie nur auf besonderen Befehl des Bauernrates zu öffnen. Dann ging man auf die Suche nach einem geeigneten, kriegsgeübten Führer. Zipler und Metzler und der Schultheiß Hans Keyter von Bieringen hatten ihn schon längst im Auge.

## „Der wunderseltzam Reutersmann.“

Götz von Berlichingen.



amals ward Herr Götz von Berlichingen der Odenwälder und Neckarbauern oberster Feldhauptmann. Wie das eigentlich kam, darüber geben uns die historischen Quellen nur mangelhaften Aufschluß. Die Gestalt des sonderbaren Ritters scheint für uns ein für allemal in Dunkel gehüllt zu sein. Umspann doch schon zu Lebzeiten den Ritter mit der eisernen Hand raunende Sage! Den „wunderseltzamen Reutersmann“ nennt ihn der Würzburger Stadtschreiber. Das ist Charakteristik der Legende. So redet man von einem Menschen, dessen Fehler man kennt, der aber zu sympathisch ist, um dem persönlichen Tadel zu verfallen. Wie viele Geschichten mögen schon damals um seine Person, seine verlorene Hand, um seine merkwürdige Helmszier, um seine einsame Burg Hornberg im Neckartale gespielt haben! Wie viele Anekdoten wußte man wohl von seinen romantischen Fehdezügen zu erzählen! In den Städten, denen einst sein eiserner Griff so manchen Beutel guter Münze, so manches Stück feinen flandrischen Tuches, so manchen Sack kostbaren, überseeischen Gewürzes davongetragen hatte, mag er für gewisse Kreise bald zu einer Schreckgestalt geworden sein, deren Züge aber der Humor der Unbetheiligten und Schadenfrohen milderte. Sein unbekümmerter Wagemut, sein steifer Nacken, der lachende Trotz, mit dem er denen begegnete, die über ihn zu Gerichte saßen, hat ihm nicht nur Goethes Sympathie erworben. Man wußte offenbar nichts Rechtes aus ihm zu machen, kein Stand konnte sich seiner besonderen Freundschaft rühmen und jeder vermied es, ihn seinen Feind zu nennen. Nur daran hat man wohl nie gezweifelt, daß er den Interessen seines eigenen Standes zu dienen stets bereit war.

Wenn auch der Bauer dem Ritter Götz nichts weiter galt, so hörte doch der Landmann nicht ungern von des Ritters Bürgerfreundschaft und Fürstentrog und sah in ihm in stürmischer Zeit wohl ab und zu einen heimlichen Bundesgenossen. Jetzt, da der Bauer in offenem Krieg mit Herren und Städten lag, mußten die alten Geschichten, die sich um den einhändigen Ritter spannen, neues Leben bekommen. Warum sollten sie den Fehdehandschuh Herrn Gözens, der so oft einem ehrbaren Räte oder mächtigen Fürsten vor die Füße geworfen worden war, nicht auf ihre langen Spieße stecken?

Gewisse einflußreiche Leute, die in zweifelhafter Lage plötzlich ein Herz für die Unterdrückten fühlten, standen dem Ritter nicht ferne. Wendelin Zipler und der mainzische Amtmann Marx Stumpf von Schweinsberg und andere, die an dem künstlichen Gewebe einer neuen demokratischen Reichsreform spannen, konnten sich guter Bekanntschaft mit Götz von Berlichingen rühmen. Daß der abenteuerfelige Ritter nun schon jahrelang in erzwungener Ruhe unlustig auf seiner alten, halbzerfallenen Burg saß und gar keine Freude an dem geruhfamen Leben hatte, mochte seinen Freunden und Spießgesellen wohl bekannt sein.

Und wie konnte ein Mann wie er, der nicht viel Bedenken trug, wenn es galt, für Freiheit und Unabhängigkeit, den höchsten Gütern der Ritterschaft, sein Schwert zu ziehen, gelangweilt hinterm Ofen sitzen, während wilder Aufruhr durchs Land tobte! — Von den engen Fenstern seiner altersgrauen Burg aus sah er die Feuerzeichen der Bauernsiege lodern, stürnrunzelnd starrte er in die Nächte hinaus, welche ferner Feuerbrand rötete. Galt es nicht auch, der Ritterschaft Ehre und Ruhm zu retten, die den wütenden Bauern ein Spott geworden waren? Wann würden die Flammen aus seinem morschen Dache lodern, unter dem sein Weib hangen Herzens ihrer schweren Stunde wartete? Aufgeregt wartet er, bis des Tages bleicher Schimmer im Osten graut, dann setzt er sich aufs Roß und reitet durchs geöffnete Tor, dahin und dorthin, fragend und forschend und täglich umwölken seine Stirne neue Sorgen.

Anfang April pochte ein Bote seines Bruders Hans, der auf Jartshausen saß, an das verschlossene Tor seiner Burg. Er bat den Ritter um seine Vermittlung bei den Bauern, die damals in Schönthal lagerten. Da ritt Herr Götz eilends das Neckartal hinab und erwirkte seinem bedrängten Bruder einen Schirmbrief. Dionys aus Schwabbach, einer der Bauernführer, dessen Aussagen später den Ritter in schwersten Verdacht brachten, will wissen, daß Herr Götz sich schon damals habe verlauten lassen, er wäre imstande, die Edelleute auf der Bauern Seite zu bringen und ihnen einige hundert Pferde zu verschaffen. Bedenkliches Großtun! Wenn das wahr wäre, was der gefangene Hauptmann behauptet, würde Götzens Verteidigung in einem schiefen Lichte stehen. Das würde bedeuten, daß Götz sich schon damals den Bauern in die Arme geworfen, ihnen selbst den Gedanken an seine Hauptmannschaft eingegeben habe. Man wollte damals in Stuttgart wissen, Götz sei bereits der Bauern Hauptmann. Aber man kann den Worten des Schwabbachers nicht allzu viel trauen. Denn Götz und Schwabbacher scheinen in der Folge auf keinem guten Fuß miteinander gestanden zu haben. Soviel ist aber sicher, Herr Götz ist auf einmal auffallend tätig und ladet befreundete Ritter zu einer Beratung nach dem Seehof, in der Nähe des berühmten Bor-

berges. Sein Bruder Hans, sein Schwager Bopp von Adelsheim, die Herren Sebastian von Rüd, Lorenz von Rosenberg und mehrere andere haben die Einladung mit unterschrieben. Man beriet über Maßregeln, was in diesen gefährlichen und geschwinden Läufen zur Errettung des Adels getan werden solle. Es ist klar, daß man mit den Bauern in irgendeine Verbindung treten wollte; wie sie gemeint war, wer kann das mit Sicherheit feststellen? Eine gemeinsame Verbrüderung zum Schutze der Habe und Wohnstätte hätte noch lange keine feindliche Richtung gegen die adeligen Standesgenossen haben müssen. Die Schreckensnachrichten aus Weinsberg haben die Versammlung ergebnislos verlaufen lassen. Das sieht wieder so aus, als hätte man doch die Absicht gehegt, mit den Bauern ein freundschaftliches Verhältnis zu knüpfen und als ob dieser Plan erst durch die offenbare Abneigung der Rebellen gegen den Adel aufgegeben worden wäre.

Recht niedergeschlagen mochte Herr Götz von Seehof heimgelitten sein. Nur wenige Standesgenossen hatten seinen Aufrufen Folge geleistet. Seine eigenen Pläne fanden keine Deckung. Zu Hause fand er einen Boten der Bauernführer, der ihn nach Gundelsheim lud. Die Bauern lagerten in nächster Nähe seiner Burg.

Seit Weinsberg war den angesehensten Hauptleuten des hellen, lichten Haufens das Einsehen gekommen. Sie fühlten nun, wie ihren Händen die Zügel über die ungeordneten rohen Haufen entglitten, die nur nach Brand und Plünderung lechzten und bei denen derjenige am meisten galt, der sie an die vollsten Kästen führte. Seitdem war in ihnen der Plan gereift, Herrn Götz, der sich schon so merkwürdig geäußert hatte und dessen Kriegslust bekannt war, zum obersten Hauptmann zu wählen. Freilich, dem gemeinen Manne, dem seit dem Adelsmord das Blut in den Kopf gestiegen war, ging dieser Plan nicht so leicht ein. „Wir haben einen Bauernkrieg, was brauchen wir den Adel.“ Das war die allgemeine Stimmung und es kostete viel Überredungskunst der Freunde des Ritters, Ziplers und des Schultheißen Hans Keyter von Bieringen, den Bauern die Nützlichkeit des Vorhabens klar zu machen. Als das endlich soweit gelungen war, kam eine Abordnung auf den Hornberg, aber Götz schüttelte unmutig den Kopf. Die Urfehde, die er dem schwäbischen Bund geschworen hatte, band ihm die Hände und lähmte seinen freien Willen. Nun kam die Einladung aus dem Bauernlager. Langsam ritt Herr Götz hinab nach Gundelsheim. Seine Begeisterung war nicht groß, seitdem er die Verantwortung allein auf seinem Herzen fühlte. Auf der Treppe des Wirtshauses, in dem die Hauptleute ihn erwarteten, begegnete er Marc Stumpf von Schweinsberg, der einen Schirmbrief in seinen Händen schwang. Der wünschte ihm Glück zu seiner Wahl. Das Blut stieg

Götz zu Kopf: „Gott mir nicht, das tu der Teufel, warum tust du es nicht? Tue du es an meiner Statt!“ Da redete ihm der alte Waffengefährte zu, es sei dem Adel zu Nutzen. Auch Zipler entwickelte ihm seine Pläne, die nicht ohne Eindruck auf Götz geblieben sein mögen, da sie der Ritterschaft zugute kamen. Die hohenlobischen Bauern, Ziplers Garde sozusagen, umringte ihn mit drohenden Gebärden. War das Spiel, Komödie, die Zipler aufführte, seinem Freunde die spätere Verantwortung zu erleichtern? Einmal soll Götz diese Möglichkeit mit einer bezeichnenden Geste angedeutet haben und daß er sich so angelegentlich um eine schriftliche Sicherstellung bewarb, spricht nicht sehr zu seinen Gunsten. So viele Ritter hatten die Bauernartikel angenommen und saßen auf Grund ihrer Schirmbriefe ungeschoren auf ihren Burgen. Auch Götz besaß einen Schirmbrief, warum beruft er sich nicht auf ihn, sondern bleibt immer in Verbindung mit den Bauern?

Nach sorgenvoller Nacht ritt Götz den Bauern nach, die ins Schefflenzertal weitergerückt waren und traf sie in dem mainzischen Orte Buchen. Er ist noch immer nicht eins mit sich, noch immer rang sich kein fester Entschluß von seinem unruhigen Herzen. Kaum hat er das Lager betreten, da entsteht eine Bewegung unter den Bauern. Die nächsten springen vom Boden auf und ziehen die Schwerter, greifen nach Spieß und Hellebarde. Im Au sieht sich der Ritter umringt, drohend schreit ihn einer an und hundertstimmiger Zuruf setzt ein. Flüche gegen die Ritterschaft werden laut, Flüche gegen die Lauscher und Verräter. Schon greifen derbe Hände in die Zügel des Rosses und zerren den Ritter an den Beinschienen aus dem Sattel. Ein Schneider aus Pfedelbach will ihn gefangen nehmen und zwingen, der Bauern Hauptmann zu sein. „Du hast gut reden“, schreit ihn Götz an, „so viele hast du um dich stehen. Wenn du mich draußen im Felde allein fängest, wollt' ich dich loben. Ich bin doch zuvor gefangen.“ Da kamen die Hauptleute herzu und drangen in ihn, die mainzischen Räte, die im Lager weilten, unterstützten ihre Rede. Da ergab sich Herr Götz und sagte: „So ihr mich also zwinget und dringet, so sollt ihr wissen, daß ich nicht anders handeln will, so fern mir Gott die Gnade gibt, denn was ehrlich, redlich und christlich ist und ehrenhalb geziemt und gebührt. Und wo ihr nicht ehrliche, christliche Handlungen vernähmet, wollt' ich ehe sterben, als mich zu euch verwilligen.“ Auf vier Wochen hat er sich dem Haufen verpflichtet.

Das war Herrn Gözens mit der eisernen Hand Schicksalstag. Freude hat er an dem ganzen Zuge wenig erlebt. Man mißtraute ihm und ließ ihn kaum aus den Augen. Ein gefangener Anführer suchte er mit seinem Ansehen das Verderben, das über den Adelschlössern schwebte,

zu wenden. Eine große Rolle scheint er nicht gespielt zu haben. Wenn er etwas Vernünftiges riet, wie z. B., daß man nicht Würzburg angreifen solle, sondern der Gefahr im Rücken Herr werden und Schwäbisch-Hall einnehmen müsse, das immer noch abseits stand, und dann vereint mit den Württembergern das Schwert des schwäbischen Bundes zerbrechen müsse, so schrie der helle Haufen einstimmig dagegen, daß er (Götz) es mit den Pfaffen halte und daß es besser wäre, ihn am nächsten Aste aufzuknüpfen. Aber trotz alledem blieb der Ritter bei ihnen. — Als ihn nach der endgültigen Niederlage der Bauern der Bund vor sein Gericht lud, als er sich als Lehensmann des Mainzer Kurfürsten und des Bischofs Konrad von Würzburg verantworten sollte und es ihn drängte, vor der fränkischen Ritterschaft seine Teilnahme am Juge der Bauern zu rechtfertigen, schrieb er mehrere Entschuldigungsschreiben an die erwähnten Stellen, in denen er allen seinen Handlungen, wie nicht anders zu erwarten, die lautersten Beweggründe unterlegte und seine ganze Hauptmannschaft als erzwungen hinstellte. Bis vor den Reichstag kam schließlich seine Sache; denn Zeugen sagten aus, er hätte sich selbst um die Führerrolle bemüht und er habe sich auch dort, wo es etwas zu holen gab, wie im Kloster Amorbach, keinen Zwang angetan. Seine eigenen Rechtfertigungsschriften widersprachen sich in mehreren Punkten. Schließlich wurde er doch absolviert, und in seinem Alter beschrieb er sein Leben und in seinen Erinnerungen hat er sein eigenes Bild freilich nicht entstellt. Wann hätte ein Selbstbiograph je sich angeklagt! — Mag sich nun das verhalten wie es will, jedenfalls hat der Ritter eine merkwürdige Rolle gespielt, die man schon damals nicht begriff. Die Stimmungen, die seine Seele beherrschten und die doch auch viel von äußeren Verhältnissen abhängig waren, können wir höchstens vermuten. Mit der Wahrheit hatte er es zeitlebens nicht sehr ernst genommen, wie wir aus seinen Feinden wissen und seine Schlaueit, die nicht weit von Hinterlist liegt, ist nicht so durchtrieben gewesen, daß man die Winkelzüge nicht durchschaut hätte. — Zum Schlusse seiner „wahrhaftigen Verantwortung“ aus dem Jahre 1527 läßt er den Schild seiner Ehre erklingen: „In summa, so weiß ich fürwahr, daß ohn' Gottes Hilf und mich weder der Stift Mentz noch die Grafen dieser Landart oder auch der Adel des Odenwalds, Jagst-, Kocher- und Neckartals, im Schwabenland und Kraichgau kein Schloß unverherget behalten hätten“. Qui nimis probat, nihil probat. Wer allzu viel beweist, beweist nichts. Und im obersten Bauernrat waren schon vor der Hauptmannschaft des Ritters Pläne gefaßt worden, welche die Ritterschaft schützten. Freilich mag das Wort des Ritters Götz von Berlichingen zu ihrer praktischen Durchführung manches beigetragen haben.

Die geistigen Führer des Heeres, der hohenslohische Erkanzler Wendelin Hipler und der Miltenberger Keller Friedrich Weygand arbeiteten eine „neue Ordnung“ aus, eine Declaratation, Erläuterung der zwölf Artikel, die hauptsächlich dahin ging, dem ziellosen Plündern und Herumziehen ein Ende zu machen, die nur in losem Zusammenhang stehenden Kräfte zu sammeln und insbesondere durch eine Abänderung der dem Adel feindlichen Artikel diesen zu gewinnen. Am 5. Mai 1525 erging diese „Erklärung der 12 Artikel, erlassen von den Hauptleuten des Ottenwälder Heeres zu Amorbach“ und wurde an alle mit den Bauern verbündeten Flecken gesandt, wo sie von der Ortsobrigkeit verlesen wurden. Es handelte sich vor allem darum, die Übergriffe der Bauern, welche nicht nur den Herrschaften, sondern auch den Dorfgemeinden Schaden zufügten, abzustellen. Im ersten Sturm glaubten die Bauern alle Besitztitel über den Haufen werfen zu können. Sie gaben keine Zehnten und leisteten keine Abgaben mehr und entzogen so zahlreichen Leuten die notwendigen Daseinsbedingungen, ohne an ihrer Stelle einen Ersatz zu schaffen; sie fischten Weiher und Bäche aus, hieben willkürlich Holz, schossen nach Herzenslust Wild und trieben ihr Vieh in die Wälder und auf fremde Weiden. Die großen Nachteile einer solchen Raubwirtschaft, welche auf Kosten der Bewirtschaftung des eigenen Grund und Bodens und des Gemeinvermögens ging, zeigten sich bald in zunehmendem Müßiggang und Vernachlässigung der notwendigen Feldarbeit, in Streitigkeiten aller Art. Das willkürliche Plündern, die maßlose Verschwendung aller vorgefundenen Vorräte und die rachegeierigen Verwüstungen ließen in den Führerkreisen bald die Sorge vor einer in kurzer Zeit drohenden Not entstehen, welche das dünne Band der noch vorhandenen Manneszucht zerreißigen mußte.

Der „Erklärung“ zufolge wurden nun die Bauern angewiesen, den großen Zehnten weiterhin einzuführen und ihn in den einzelnen Ortsschaften bis zur Durchführung der Reformation zu hinterlegen, dann aber auch jede willkürliche Benutzung des Forstes zu unterlassen und sich darin den Weisungen der einzelnen Gemeinden zu fügen. Einschneidende Bestimmungen aber enthielt ein Nachtrag. In diesem verboten die Hauptleute bei Todesstrafe das freie Plündern, befahlen die Zahlung von Zinsen, Gülten und Schulden ohne Widerrede, was aber noch mehr heißen will, Gehorsam gegen die vorgesetzten Obrigkeiten. Schließlich vertrauten sie das den Geistlichen gehörige Gut der Verwaltung der weltlichen Obrigkeit an und entzogen es so den verschwenderischen Händen der Bauern.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß diese neue Ordnung von einem Geist getragen ist, welcher ein höheres Ziel vor Augen hat, dem sich alle

Einzelzwecke unterzuordnen haben. Unverkennbar auch ist eine Annäherung an die Belange des Adels und der Städte, die nicht nur von der Raublust nichtsnutziger Menschen verschont bleiben, sondern noch dazu in der Verwaltung der geistlichen Güter ein gewisses Pfand für künftige Besizerweiterung in die Hände bekommen sollen. Es lag eben den Bauernführern außerordentlich viel daran, den niederen Adel ganz zu gewinnen, der mit Götz von Berlichingen gewissermaßen einen Vertreter abgegeben und sich damit gewisse Anrechte erworben hatte. Noch viel klarer geht diese neue Richtung hervor aus den Reformversuchen Weygands und den Briefen Hiplers, welche den Gedanken verfolgen mit dem Gute der Kirche die weltlichen Machthaber zu begeben, um sie so für die Opfer, welche sie in Folge Aufhebung der Zölle und verschiedener Steuern bringen mußten, zu entschädigen. So drängte die Entwicklung der Dinge nach und nach auf die einseitige Vernichtung der weltlichen Macht der Geistlichkeit hin. Diese Wendung nahmen die Ziele der Bauern aber nur in den geistigen Führungskreisen des evangelischen Heeres, während das fränkische Heer den ursprünglichen Gedanken treu blieb. Daraus erklären sich dann auch die mannigfachen Zwistigkeiten zwischen den beiden großen Haufen, die später vor Würzburg zusammenkamen.

Aber nun zeigte sich ganz klar, daß die Sache der Bauern auf tönernen Füßen stand, die Grundlagen zur Erreichung eines so großen Zieles, Einheit und Manneszucht fehlten. Die entfesselte Leidenschaft war nicht mehr so ohne weiteres durch Verordnungen zu bändigen. Und kann man die Bauern in den Widersprüchen ihrer Ziele nicht verstehen? Noch vor kurzem hatte die grausige Tat von Weinsberg zur Niederwerfung des Adels angespornt und Beschlüsse in dieser Richtung hervorgerufen, jetzt sollte der Adel geschützt werden, ja er sollte die Führung der Bauern übernehmen! Jene Kreise, welche es sich zum Verdienst anrechnen konnten, durch ihr Setzen und haßerfülltes Vorgehen den ganzen Aufstand angezettelt und die träge Masse der Landleute in Bewegung gesetzt zu haben, sollten nun ihr größtes Vergnügen, ihren Lohn, das freie Plündern und fröhliche Zechen aufgeben und sich die verhaßten Fesseln des eben gekündigten Gehorsams wieder anlegen lassen! Der nächstliegende Zweck des Auftrubs, für den allein sie, kurzfristig genug, begeistert waren, entging ihnen zu Gunsten von Zielen, die in unsicherer Zukunft lagen und im besten Falle nur nach ungewissen und langwierigen Verhandlungen mit starken Mächten zu erreichen waren. — Kein Wunder, daß diese gutgemeinten Pläne, hinter denen ja auch überdies gar keine Macht stand, welche ihre Durchführung erzwingen konnte, Zwiespalt unter den einzelnen Bauernhaufen hervorriefen; Erbitterung und Widerseßlichkeit der Unterführer, die wie zum Trotz in ihrer gewohnten Kriegsführung

fortführen, war die Folge. In ihren Hoffnungen auf gewaltsame Erzwingung ihrer Artikel, auf die sie ihr ganzes Gemüt eingestellt hatten, schwer betrogen, richteten die Bauern nun die Pfeile ihres Zornes auf die Urheber der Deklaration, unter denen sie auch Götz von Berlichingen vermuteten, und drohten ihnen mit Mord und Totschlag. Es ist zu verwundern, daß nicht schon damals die Sonderbestrebungen der einzelnen Bauernhaufen zur Auflösung des ganzen Heeres geführt haben. Fast hatte es diesen Anschein, als die Odenwälder Bauern die Trennung vom Heere und eine Kriegsführung auf eigene Rechnung zu verkünden im Begriffe standen. Götz von Berlichingen aber hatte sogleich am Beginn seiner Tätigkeit das Vertrauen seiner Truppen verloren, die mit Mißtrauen seine Befehle entgegennahmen und ihnen nur mit Widerwillen gehorchten. Götz wäre nun wohl gern auf seine Burg zurückgekehrt, wo Weib und Kind seiner harreten, aber die Trennung war mit Lebensgefahr verbunden. So suchte er wenigstens, ganz erfüllt von den Gedanken Weygands und Hiplers, seine Standesgenossen möglichst zu schonen und den Bauern nicht zuwider zu sein; keine beneidenswerte Lage!

Diese Zweideutigkeit seiner ganzen Handlungsweise schadete vor allem den Bauern, die durch die Unentschlossenheit im Hauptquartier in ihren schnellen und gewaltsamen Vorgehen, dem sie früher ihre Erfolge zu verdanken hatten, gelähmt wurden. Als der Zwiespelt noch durch die Vereinigung mit dem Heere der radikalen fränkischen Bauern unüberbrückbar wurde, war das Schicksal des Aufstandes besiegelt.

Bei Amorbach hatte sich Graf Georg von Wertheim zur Verbrüderung mit den Bauern bereit erklärt, teils aus eigenem Antrieb infolge des verlockenden Programms, teils gezwungen von den eigenen Untertanen, welche die Klöster Bronnbach und Holzkirchen eingenommen und durch ihr Beispiel die benachbarten würzburgischen Ämter Rothensfels und Homburg zur Empörung gebracht hatten. Die guten Geschütze des Grafen waren den Bauern eine willkommene Ergänzung ihres Kriegsmaterials für ihre spätere Unternehmung gegen Würzburg.

Am 5. Mai war das Bauernheer nach Miltenberg weiter gezogen, wo der Graf von Wertheim in die Brüderschaft aufgenommen wurde. Die Vorhut, von einem ehemaligen Dienstmann Götz von Berlichingens befehligt, bewies in ihrem wüsten Treiben, wie wenig sie der Befehle der obersten Führer achtete. Selbst die Kellerei Weygands zu Miltenberg mußte sich einen Besuch der durstigen Bauern gefallen lassen. Am 6. Mai marschierte Götz mit Umgehung wertheimischen Gebietes über das mainzische Städtchen Kilsheim und das würzburgische Neubrunn nach Höchberg bei Würzburg vor, während das fränkische Bauernheer bereits bei

Heidingsfeld lagerte. Die beiden Streithausen, zu denen dann noch ein dritter aus dem Amte Karlstadt und aus dem Gebiete des Klosters Oberzell stieß, traten nun mit einander in Verbindung.

Wir müssen hier den Gang der Erzählung über die Ereignisse bei Würzburg, die bald der Entscheidung entgegenreisen sollten, für kurze Zeit unterbrechen, um zunächst den Dingen am Untermain einige Aufmerksamkeit zu schenken.

## Frankfurt a. M. und Kurmainz.



Das Feuer des Aufbruchs war mit Windeseile das Maintal abwärts gelaufen und hatte das Gebiet des Erzstiftes Mainz und der Reichsstadt Frankfurt in Brand gesetzt. In der Reichsstadt, dem Treffpunkt der Kaufleute des ganzen Reiches, war man über den Fortgang der Revolution genauer unterrichtet, als irgendwo anders. Die Erhebung war schon längere Zeit vorbereitet. Anfang April 1525 bereits waren die von Dr. Gerhard Westerbürg aus Köln verfaßten Artikel im Umlauf und im ganzen Rheintal bis nach Köln hinauf verbreitet. Sie reden nicht achtungsvoller von der Geistlichkeit, als man es gewohnt war, geben den „geistlichen Kotten“, den „Gliedern des Teufels“, Schuld an der Unterdrückung der Wahrheit, die nun mit Offenbarung des hl. Evangeliums ans Tageslicht getreten sei. Man müsse sich nun selbst reformieren, um die Reformation nicht Fremden zu überlassen. Eine „evangelische Bruderschaft“ trieb schon lange mit gutem Erfolg heimliche und offene Werbung für ihre Ideen. Als das „evangelische Heer“ an den Main kam und das Gerücht auftauchte, es wolle nun gegen Frankfurt marschieren, rottete sich die Gemeinde von der Neustadt und Sachsenhausen zusammen, wählte einen Ausschuß und reichte dem Räte, den „verlassenen, verratenen und vergewaltigten Waisen“, die um ihr Leben mehr als um ihre Ehre besorgt waren, ihre Artikel ein. Die reichsstädtischen Ortschaften ringsum folgten freudig dem gegebenen Beispiel. An der Spitze des Aufbruchs standen der Schneider Nicolaus Wild, ein ausgedienter Soldat, und sein Freund und Nachbar Hans Hammerschmid von Siegen, „ein vermessenliches Haupt der Schuhmacher und seiner Gesellen“. Die Forderungen waren von den gebräuchlichen nicht viel verschieden, man ergänzte sie nur dahin, daß man besondere Bestimmungen gegen die Juden und deren Wucher beifügte. Der Rat von Frankfurt hat mehr Schwäche gezeigt, als die Obrigkeiten anderer größerer Gemeinden. Er machte kaum

einen Versuch des Widerstandes. Innerhalb einer Woche war der ganze Aufstand beendet, die 45 Artikel angenommen und der Artikelbrief unterzeichnet. Freilich legten sich nun nicht gleich die Wogen der Erregung; denn ein Zehner-Ausschuß der Draufgeber versuchte immer wieder die Artikel in einem radikalen Sinne auszudeuten. „Für und für wurde an den Artikeln geörtet, geklaut, gedichtet und die Haken je länger je besser zu machen versucht.“

In Druck ging der Artikelbrief hinaus und diente anderen Gemeinden zum Vorbild.

Das Kurfürstentum Mainz war schon unmittelbar durch das „evangelische“ Heer in Mitleidenschaft gezogen worden; denn dessen Weg war ja durch mainzisches Gebiet gegangen und Florian Geyer hatte die neun mainzischen Städte auf dem Odenwald mit den Bauern verbrüdet. Das steigerte die Aufregung im Erzbistum so sehr, daß sich der Vizedom (Statthalter) veranlaßt sah, selbst zur Eingabe der Beschwerden aufzufordern. Aber die gütlichen Verhandlungen kamen zu spät. Bereits am 25. April kam es in Mainz bei Gelegenheit einer Prozession zum Kloster Heilig Kreuz zu einem Auflauf, der sich rasch zu einem förmlichen Aufstand entwickelte. Mit Wehren und Harnisch versammelte sich die Bürgerschaft freiwillig oder gezwungen auf dem Dietmarkt, die Gewalttätigen bemächtigten sich der Tore und der Schlüssel, pflanzten die Geschütze auf dem Markte auf und richteten deren Mündungen auf die Häuser der Geistlichen, die sich unter solchen Umständen ohne weiteres zu einem Vertrage verstanden. Auch hier wandten sich einige Artikel im besonderen gegen die Juden, denen jeder Handel und jedes Wechselgeschäft verboten sein sollte.

Der Statthalter des Kurfürstentums, Bischof Wilhelm von Straßburg, weilte unterdessen in Aschaffenburg. Er hatte zu spät daran gedacht, sich in Sicherheit zu bringen und war von den zusammengelaufenen Bürgern Aschaffenburgs und Spessarter Bauern gehindert worden, zu Wasser nach Steinheim zu entweichen, wie er es vorhatte. Die Rebellen besetzten und verrammelten die Tore, errichteten Barrikaden in der Stadt und lagerten sich vor dem erzbischöflichen Schlosse. Es ist selbstverständlich, daß die Keller der Geistlichen ausgeräumt wurden. Es blieb dem Bischof nichts anderes übrig als mit den Bauern in Verhandlungen zu treten, die schließlich mit Zustimmung des Domkapitels zur Annahme der zwölf Artikel führten. Es wurden acht besondere Bestimmungen getroffen, wonach die ganze Landschaft den Bauern verbrüdet wurde; der Adel erhielt unter Drohungen Weisung, innerhalb Monatsfrist im Bauernlager zu erscheinen und der Vereinigung beizutreten. Schließlich wurde die künftige Regelung aller Wünsche des „gemeinen Mannes“ einer in Aus-

sicht genommenen Sachverständigenzusammenkunft anheim gegeben. Max Stumpf, bischöflicher Rat, dessen Sympathien mit den Bauern bekannt waren, hat bei den Verhandlungen eine wichtige Rolle gespielt. Er war es auch, der den Vertrag im Namen des Bischofs zu Miltenberg abschloß. Dabei genoß er die Unterstützung des dortigen Kellers (Verwalters) Friedrich Weygand, den wir schon früher als einen der geistigen Führer der Revolution kennen gelernt haben.

So war fast das ganze Kurfürstentum ohne Schwertstreich dem Willen der Bauern unterworfen worden. Hier hatten diese eigentlich durchaus erreicht, was ihnen als allgemeines Ziel vorschwebte. Alle ihre Forderungen waren angenommen, die Neuordnung der Dinge vollständig in ihre Hände gegeben. Nun sollte das Fürstentum des Würzburger Bischofs an die Reihe kommen und dahin strebten alle Kräfte der Bauern, denen dabei zugute kam, daß der Adel diesem Beginnen nicht abhold war, da er die Hoffnung hatte, auf diese für ihn ungefährliche Weise seine längst gehegten Wünsche der Erfüllung näher zu bringen.

## Der schwarze Haufe der fränkischen Bauern.

Florian Geyer.



Während die Odenwälder und Neckartalbauern ihre Heldentaten verrichteten, waren die Haufen, die im Taubergrund lagen, nicht müßig geblieben. Die Keller und Truben der reichen Deutschordensritter verlockten allzusehr zu einem ungebetenen Besuch. Weit unterhalb Rothenburg, wo die Tauber sich in einem leichten Bogen nach Norden wendet, liegt die alte Stadt Mergentheim, wie so viele fränkische Orte noch heute ein Juwel deutscher Städteromantik. Dort residierte der Komtur der Ballei Franken und in der Nähe der Meister des Ordens. Mergentheim war der Mittelpunkt eines großen Besitztums, das sich zu beiden Seiten des Flusses erstreckte und einerseits an das Gebiet des Bistums Würzburg, andererseits an die Grafschaft Hohenlohe grenzte. Schon im vergangenen Jahre hatten die Untertanen in manchen Dörfern, die zum Ordensbesitz gehörten, eine unzufriedene Stimmung zu erkennen gegeben. Sie klagten damals darüber, daß sie in der Erntezeit zu häufig zu Frondiensten herangezogen würden und keine entsprechende Kost und Belohnung dafür bekämen, während sie selbst ihre Schnitter hoch bezahlen mußten. Sie hielten es für

billig, daß sie doch mindestens ebensoviel bekommen sollten, wie sie ihren eigenen Knechten geben mußten. Ja sie wollten sogar auf die Hälfte davon verzichten, aber wenigstens den halben Lohn der Feldarbeiter glaubten sie beanspruchen zu dürfen. Dieses Verlangen war nun keineswegs unbillig und war mit Anstand vorgebracht worden. Ein falsches Ehrgefühl hatte damals den Komtur abgehalten, den Bitten seiner Untertanen zu willfahren; denn er vermeinte, Nachgiebigkeit würde seinem Ansehen schaden und die Bauern dazu verführen, immer neue Forderungen zu stellen. Er verwies sie freundlich darauf, daß sie der Orden in vergangenen Kriegen beschützt und trotz seiner großen Auslagen nicht mit Steuern heimgesucht habe, wie es anderswo den Untertanen geschehen sei. Man weiß nicht, ob die Bauern ihre Drohung, in der nächsten Ernte nicht mehr zu fronen, wahr gemacht haben, es mag aber doch eine unzufriedene Stimmung zurückgeblieben sein. Nichtsdestoweniger waren die Untertanen auf dem flachen Lande doch nicht gleich zu bewegen, mit den Rothenburger Bauern gemeinsame Sache zu machen. Manche tapfere Antwort mußten die Werbemänner mit nach Hause nehmen, manches Treuwort für die Herrschaft wurde laut. In der Stadt Mergentheim aber und in deren nächsten Umgebung hatte die Bauernpartei weit bedeutlicheren Einfluß. Wir haben gehört, wie das Kloster Schönthal die Bauern einige Tage lang unfreiwillig bewirten mußte. Nun besaß die Abtei einen schönen Hof in Mergentheim, in dem reiche Vorräte an Wein und Getreide lagerten. Dort brachen die Mergentheimer noch Ende März 1525 plündernd ein und schlemmten zwei Tage und zwei Nächte. Der Komtur, Wolfgang von B i b e r a, ein sehr humaner und nicht unbeliebter Herr, bekam nun doch Sorge um sein Schloß und ging von einem Bürger zum andern, und ermahnte sie freundlichst, den Frieden in der Stadt zu bewahren. Er werde sich einer allgemeinen Neuordnung gewiß nicht widersetzen. Lange dauerte die Beratung der Bürger, was für eine Antwort sie ihrem Herrn geben sollten. In den Wirtshäusern wurde die Sache besprochen; besonnene Bürger wollten mit dem Komtur ganz gern Frieden halten. Da stand Konzlin Schneider auf, hieb auf den Tisch, daß die Krüge wackelten und schrie: „Man schiß euch aufs Maul, ich wöllt, daß sie Gottsleiden schänd, die Kreuzbuben und St. Veltens Siechtum läme sie an!“ So wurden denn die abmahnenden Reden der ruhigen Bürger von schauerlichen Flüchen des Pöbels überschrien, aber dennoch behielt die Vernunft und das Treugefühl noch einmal die Oberhand und andern Tags kam eine Botschaft zu Herrn Wolfgang, er möge sich vor ihnen nicht fürchten, sie wollten als fromme Leute Leib und Leben bei ihm lassen. Das klang freilich sehr tröstlich und vielleicht wäre es dabei geblieben, wenn nicht die anrückenden Tauberbauern, zu denen nun schon

die Untertanen mancher anderer Herren gestoßen waren, die Aufregung genährt hätten. Der Komtur geriet in Besorgnis um die guten Keller von Neuhaus und Markelsheim und schickte den dortigen Bauern auf ihr Verlangen nach einer Verschreibung, daß sie beim Evangelium verharren könnten, diesen Schein unbedenklich hinaus. Aber alles war vergebens, die Wogen der Erregung gingen zu hoch und waren nicht mehr zu dämmen. Vom Lande kamen verdächtige Leute in die Stadt, besonders

*Handlung / Artikel vnd Instruction / so fügens  
men worden sein vonn allen Rottenn vnd  
hauffen der Bauern / so sich selamen  
verpflicht haben. Nr. Dxxv.*



Satzseite des Titelblattes einer Flugschrift von 1525 aus: „Geschichte der deutschen Reformation“ von S. v. Besold.

von Igersheim, Markelsheim und aus dem Schüpfergrund und reckten die Häufte nach dem Herrenschlosse. Bald flatterte eine Fahne auf, um die sich eine verwegene Schar verlorener Leute sammelte. Nachrichten kamen von Schäftersheim, wo der Haufe der Tauberbauern lagerte, und es hieß, daß es denen so herzlich gebe, daß sie in seidnen Wämsen und mit goldenen Ketten einherstolzieren. Da litt es denn die Begehrlichen nicht mehr in der Stadt und ein Häuflein von hundert Mann zog unter Führung des Michel Hasenbart nach Schäftersheim und feierte ein Verbrüderungsfest bei gutem Klosterwein. Doch es waren der Zecher sehr viele, selbst der Klosterkellerei zu viel, und was den Brüdern das ganze Jahr zum Unterhalte hätte dienen sollen, war in wenigen Tagen vertan, verkauft

oder verwüstet. Da konnte man der Lockung der Mergentheimer nicht widerstehen und machte sich nach der Stadt auf, von deren Speichern und Kellern man sich übertriebene Vorstellungen machte. Dabei kümmerte man sich auch nicht im geringsten mehr um den Vertrag, den die Hauptleute kurz vorher mit dem Komtur geschlossen hatten, dem zufolge dieser die zwölf Artikel angenommen, die Bauern dagegen seine Stadt zu schonen versprochen hatten. Wenn sie geschworen hatten, an der Stadt vorbei ins Würzburgische zu ziehen, hatten sie ihrer Selbstüberwindung zu viel zugetraut. Und das größte Übel war ein knurrender Magen. Was Wunder, daß sie nach den Trauben griffen, die ihnen fast in den

Mund hingen! So wurde aus dem Vorbeimarsch ein lustiger Einmarsch und da allüberall der Wein in Strömen floß, ließ man den Herrgott einen guten Mann und Vertrag Vertrag sein und leerte einen Keller nach dem andern aus. In Butten und Kübeln trugen sie das köstliche Naß aus dem Propsthofe, aus dem Konvents- und Spitalkeller rollten die vollen Fässer, die mehr als zwanzig Eimer enthielten. Da loderte die Flamme der Begeisterung hoch auf und der papierene Vertrag war zerissen. Nachdem die Aufrührer lange wie die Katzen um das Schloß geschlichen waren, ging eine Schar, an ihrer Spitze Mergentheimer Bürger, vor, nahm dem Torwächter die Schlüssel ab und begann nach einigem Zögern das Werk der Plünderung. Nur das Archiv war gerettet und in festen Kellern der Stadt verborgen worden.

Der Komtur hatte treue Knechte, ein schönes Zeichen für den Herrn, sie verweigerten den verlangten Schwur aufs Evangelium und zogen trotzigen Sinnes ab. Es waren üble Maurermeister, die an den Basteien und Mauern des Schlosses tätig waren. Halbbetrunken zerstörten sie Schanzen und Basteien, rissen die Fenster heraus und stärkten sich bei der Arbeit mit manchem guten Trunk. Viele der Bürger freuten sich über dieses Tun, andere aber betrauertem den Fall des festen Bollwerks ihrer Stadt. Einer trat zu einem Bauer, der die Steine aus den Basteien brach, als ob darunter ein Schatz begraben läge, und drückte sein Bedauern aus, daß das schöne Steinwerk so jämmerlich zertrümmert würde. Da fuhr ihn der Kerl an: „Du hast den Komtur und drei Deutschmeister im Bauche, ich will sie mit dem Degen suchen!“

Fast 14 Tage weilte der Tauberhaufe bei Mergentheim. Sein Schlemmerleben lockte viele herbei, die an diesem Feste teilnehmen wollten. Aus allen Tälern kamen sie mit ihren Fähnlein gezogen, wie Wallfahrer zu heiliger Zeit. Oft genug aber hat auch Zwang und Drohung die Reihen verstärkt; denn Streifzüge suchten die ganze Gegend ab und brannten alles nieder, was geistlich und edel war. Die Burg Neuhaus, der eigentliche Sitz des Meisters des Ordens, entging dem Schicksal nicht. Auch sie ging später in Flammen auf.

Daß aber auch die gewaltigen Vorräte, von denen ein Heer ordnungsgemäß viele Wochen hätte zehren können, zur Neige gingen, machte Vernünftige endlich etwas nachdenklich und sie sahen langsam ein, daß ihr Ideal der Freiheit den praktischen Anforderungen nicht gewachsen sein könnte und daß irgendeine Ordnung zur Richtschnur der Massen aufgestellt werden mußte. So wurde denn eine „Kriegsordnung“ aufgesetzt, deren Artikel einen Blick ins Lagerleben der Bauern gewähren. Es wurde ein Proviantmeister und ein Profoß (Vollstrecker der Strafen) mit weitgehender Machtvollkommenheit aufgestellt und ein Verbot der Leistung

aller Dienste und Abgaben an die Herrschaften erlassen; die Bauern mußten auch beschwören, keine besonderen Kottierungen und Parteien zu machen, keiner den andern hinterrücks zu überfallen, keine schlechten Weiber im Lager zu halten, nicht zu fluchen und nicht zuzutrinken. Der 4. Artikel verordnete sehr originell, wenn sich zwei miteinander schlugen, soll der Nächste Frieden bieten zum ersten, zweiten und dritten Male, wenn er aber dann nicht einträte, sollten sie alle dreinschlagen.

Endlich erklang die Trommel zum Ausbruch. Der alte Plan, ins würzburgische Gebiet einzufallen, sollte nun zur Wirklichkeit werden. Der Bischof Konrad von Thüngen hatte inzwischen seine Ritterschaft zu sich ins Schloß nach Würzburg entboten, wo man übereinkam, eine Gesandtschaft ins Bauernlager zu schicken, die Untertanen des Hochstifts an Eid und Pflicht zu erinnern. Im besten Zuge, wie die Bauern waren, dachten sie natürlich nicht daran, das Joch des Gehorsams aufs neue sich aufladen zu lassen, so daß die Ritter unverrichteter Dinge umkehrten. Hinter ihnen her zog der Haufe und traf in Röttingen, einem bischöflichen Ort am Tauberknie, mit den neuaufgebotenen Leuten der Rothenburger Landwehr zusammen. Vereint gingen nun auf Lauda zu, dessen Tore ihnen offen standen. Das Schloß Oberlauda, welches der bischöfliche Oberamtman Philipp von Rüdert bewohnte, war schon lange nicht ausgebessert worden, so daß die Mauern Lücken hatten und das Holz versault war. Es kostete nicht viel Mühe, dort ein leuchtend Feuerlein anzuzünden. Doch hatten sich die Eroberer getäuscht, wenn sie nun meinten, der Ritter würde sogleich den Bundesbrief unterschreiben. Herr Philipp warf sich in einen festen Turm und schoß manche Kugel in die dichtgedrängten Reihen der Rebellen. Im Turm führten hölzerne Treppen auf die Gerüste und Plattformen, auf denen die Verteidiger an den Büchsen standen. Da sprangen Funken von dem brennenden Schlosse herüber und zündeten in dem morschen Holzwerk, so daß es zusammenbrach und der Ritter samt den treuen Knechten hinunter fiel bis auf den Grund. Rauch und Flammen wütheten um sie her und die Unglücklichen erstickten schier in dem beißenden Qualm. Einen solchen Karfreitag hatte die Schar wohl noch nicht erlebt! Da baten die Ritter und Reifigen andern tags aus dem Turm heraus um Gnade, welcher Bitte Hohngelächter antwortete. So hörten sie, gefangen in dem engen Kerker, das Schreien und Johlen der Bauern, die alles plünderten, was nicht niet- und nagelfest war, und das Jammern der armen Ehefrau des Ritters von Rüdert, welche die Grausamen samt ihren Kindern bis aufs Hemd auszogen und barfuß und barhaupt davontrieben. Dann erst zog man die Gefangenen aus dem Wuste der rauchenden Sparren, und führte sie an gebundenen Händen ins Lager. Sie sahen ein schlimmes Schicksal vor Augen.

Es hatte ganz den Anschein, als sollte das Trauerspiel von Weinsberg auch hier aufgeführt werden. Da erhob sich der Hauptmann Künz Bayer aus Ortelsingen und widersprach hartnäckig dem grausen Vorhaben. Im Lager aber waren die Gefangenen nicht sicher. Mancher übermütige Bursche setzte seinen Spieß auf die Brust der wehrlosen Gefangenen. Deshalb wurden sie gebunden auf einen Wagen geladen und nach Mergentheim geschafft, wo sie in einem festen Turme schmachteten, bis der schwäbische Bund sie erlöste.

Und dann ging der Zerstörungszug weiter. Stellte der Odenwälder Haufe erst nach der Weinsberger Bluttat die Vernichtung der Burgen, für kurze Zeit wenigstens, auf sein Programm, so kannte das fränkische Heer von Anfang an keine Schonung.

Der Würzburger Marschall Heinz Truchseß von Weizhausen hatte mit mehreren Reissigen, unter denen sich auch Graf Wolfgang von Castell befand, einen Ritt durch die gefährdeten Ämter gemacht und überall die Besatzungen zum Ausharren ermahnt, selbst von Kampfbegierde brennend, die zu seinem Leide von dem Bischof gedämpft wurde, der immer noch die Wendung zu Ärgerem vermeiden wollte. Der Marschall war überzeugt, daß ein Angriff mit seinen 130 Berittenen das ganze Bauernheer zersprengen würde. Die Reiterei war in der That das für die Bauern gefährlichste Kampfmittel, dem sie niemals standgehalten haben. Der Truchseß zog sich aber auf Befehl des Bischofs zurück. Unterwegs entging er mit knapper Not einem Hinterhalt der wegfundigen Bauern. Eine Warnung jagte ihn und seine Reissigen aus dem Schlafe. Sie stellten sich eilends in Schlachtordnung auf, luden ihre Geschütze und brannten sie los. Gute Schützen waren sie nicht, aber der Donner der Geschütze verfehlte seine bekannte niederschmetternde Wirkung nicht. Die Bauern flohen und unter den Streichen der nachstürmenden Reiter fielen ein Duzend. Es war nur die Vorhut des großen Haufens, in die die Reiterei wie reißende Wölfe eingebrochen war. „Als aber die Reissigen des gewaltigen Haufens ansichtig wurden, sind sie fein säuberlich, ohn allen Schaden abgewichen auf Würzburg zu“ (Haarer). Die Bauern aber zerstörten, ohne Widerstand zu finden, die Schlösser Bütthart, Reigelsberg und Gelsheim und kamen am 24. April an den Main nach Ochsenfurt, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Hier labten sie sich an den großen Vorräten der Keller des Dompropstes und des Domkapitels und blieben fünf Tage lang sitzen. Aus dem ganzen Maintal der Nachbarschaft erhielten sie Zuzug, von Winter- und Sommerhausen, von Eibelstadt und Randersacker, von Ober- und Unterbreit (Marktbreit) und Friedenhausen kamen die Bauern und verstärkten das fränkische Heer bis auf 5000 Mann. Eine neue feste militärische Ordnung wurde beschlossen

und straffe Zucht eingeführt. Jakob Kohl trat an die Spitze der Scharen, ein Mann von Weitblick, energischer Sinnesart, zäher Ausdauer und keineswegs feiger Gesinnung. Das Heer hatte die zwölf Artikel als unpraktisch befunden. Deren Stimmung paßte wohl auf den Anfang des Krieges, aber die Verhältnisse waren ja jetzt ganz andere. Mit diesem zahmen Programm, wie die schwäbischen Idealisten es aufgestellt hatten, wußten die Franken nichts mehr anzufangen. Ihre Methode war eine viel realere, gewaltsamere. Sozialistische Gedanken spielten eine größere Rolle. Man muß zugeben, daß sie sich durch eine auffallende Geradheit gegenüber den verschleiernenden Unbestimmtheiten der Odenwälder Ordnungen auszeichnen. Sie trugen am meisten dem Realismus der Bauernvorstellungen Rechnung. Da sie immer wiederkehren, so mögen sie zum Vergleiche hierher gesetzt werden:

„Erstens will gemeine Versammlung das heilig Wort Gottes, die evangelische Lehr, aufrichten; und was das heilig Evangelium aufgerichtet, soll aufgerichtet sein, was das niederlegt, soll niedergelegt sein und bleiben. Und mittlerzeit soll man keinen Herrn weder Zins, Gult, Handlohn, Hauptrecht oder dergleichen Beschwerung nicht geben, solang bis durch die Hochgelehrten der heiligen göttlichen wahren Schrift ein Reformation aufgerichtet werdt, was man geistlichen und werentlichen (weltlichen) Oberkeit schuldig sei zu leisten oder nit.

Item es sollen auch alle schädlichen Schloß, Wasserheuser und Befestigung, daraus gemeinem Mann bisher hohe, merckliche Beschwerung zugestanden sein, eingebrochen oder ausgebrannt werden; doch was darinnen sei von fahrender Hab, soll ihne, sofern sie Bruder sein wollen und wieder gemeine Versammlung nicht getan, wiederfahren (gehören); und was für Geschütz in solchen Heusern vorhanden, soll gemeiner Versammlung zugestellt werden. Es sollen alle geistliche und weltliche, edel und unedel, hinfur sich des gemeinen Bürger- und Bauernrechtens halten und nicht mehr sein, denn ein ander gemeiner Mann.

Item die Edelleute sollen alle geflehet (geflüchtete) guter der Geistlichen oder andern, sonderlich denen vom Adel, die wieder den Haufen getan hatten, gehörig, der Versammlung zustellen bei Verlierung ihres Leibs und Guts und beschließlich, was die Reformation und Ordnung, so von den Hochgelehrten der heiligen Schrift, wie obsteht, beschlossen wurd, ausweist, der soll sich ein jeder, Geistlicher oder Wertlicher (Weltlicher), hinfuro gehorsamlich halten und gebrauchen.“

Man vergleiche mit diesem Programm, das nur der übermütige, siegestolle Augenblick eingegeben hat, die Formeln der zwölf schwäbischen Artikel oder gar die Deklaration, welche die Odenwälder verfaßt haben.

Welch klaffende Gegensätze! Man sieht, daß den Franken jedes höhere Ziel fehlte, alles auf Raub und Plünderung gestellt war. Von politischen Bestrebungen ist nicht die Rede. Bis zum Schluß des Krieges haben sich die fränkischen Bauern sehr genau und widerspruchlos an dieses radikale Programm gehalten. Es war so klipp und klar abgefaßt, daß es nichts daran zu deuteln gab.



Florian Geyer.

(Zeichnung von Prof. Otto Rüdert, München.)

In Ochsenfurt erscheint zum erstenmal Florian Geyer beim fränkischen Heere. Auch um diese Gestalt haben sich allerhand Geschichten gesponnen und sowohl Zimmermann, der Geschichtschreiber des Bauernkriegs, als Gerhard Hauptmann haben ihn zum Helden im Kampfe um die Freiheit gestempelt. Das ist Sage. In Wirklichkeit wissen wir wenig von dem dunklen Ritter und seiner angeblichen schwarzen Schar, die als eine Art besonders waghalsiger Kerle, etwa wie das Korps der Lützower Jäger oder der Totenkopfhufaren hingestellt werden. Als Götz von Berlichingen als Amtmann Herzog Ulrichs von Württemberg auf Möckmühl saß und gegen den schwäbischen Bund zog, hat Florian Geyer ihn

überfallen und dem Bunde überliefert. Mit diesem Ereignis, das wir aus Götzens eigener Lebensbeschreibung wissen, erschöpft sich unsere Kenntnis von des Ritters Vergangenheit. In Giebelstadt saßen die Geyer seit alter Zeit, ein Ambrosius Geyer führte die würzburgische Abteilung zum Heere des schwäbischen Bundes. Er schrieb eine kurze Chronik des Krieges, ohne seinen Verwandten zu erwähnen. Ein Sebastian Geyer war würzburgischer Amtmann von Bütthart. Seine Bauern, in der Feldmark von Ingolstadt im Gau hielten zu den Rebellen. — Man kennt nicht die Beweggründe, die Herrn Florian ins Bauernlager getrieben haben. Als Hauptmann tritt er nie besonders hervor, erscheint vielmehr stets als Führer von bäuerlichen Abordnungen an einzelne Städte, wenn es gilt, den Bürgern die Artikel vorzulesen und sie in die Bruderschaft aufzunehmen. So in den neun mainzischen Städten auf dem Odenwald, in Würzburg, Kitzingen und schließlich auch in Rothenburg o. T. — Hier tritt er zusammen mit Stephan von Menzingen in offenen Gegensatz zu den Befehlen der Hauptmannschaft des Heeres mit dem Markgrafen Kasimir von Kulmbach in Verbindung. Hier hielt er sich auch nach dem verunglückten Landtag von Schweinsfurt auf, während die Bauern bei Sulzdorf und Ingolstadt vernichtet werden. Sein Heldentod in diesen Schlachten ist Legende. Als er auf Wunsch des Rates von Rothenburg aus der Stadt entwich, suchte er sich nach Norden durchzuschlagen, kam noch über den Main und fiel bei Rimpfart Knechten Wilhelms von Grumbach in die Hände, die ihn erstachen und ausplünderten (29. Juni 1525). Wir werden dem Ritter im Laufe der Darstellung wiederholt begegnen.

## Der Brand um den Steigerwald.



achdem die Bauern die 500 Fuder Wein der domkapitelischen Keller zu Ochsenfurt ausgetrunken hatten, „derowegen sie dann etlich Tag an diesem Ort in Luder gelegen“, zogen sie über den Main und lagerten sich vor Iphofen.

Sast plötzlich ohne Übergang wächst der Steigerwald aus der Mainebene empor, aber sacht fällt er nach Osten gegen den Mischgrund und das Becken der Regnitz zu ab, so daß man auf einer Hochebene dahinzuwandern vermeinen möchte. Herrliche Laubwälder steigen die Nordhänge hinan, die dunkleren Streifen des Nadelholzes legen sich wie breite Schatten hinein. In weitem Bogen umgürtet das Gebirge das Tal des Maines. Von den Höhen schaut man über die fruchtbaren Gefilde und den glänzenden Fluß, der sich gleichsam mitten durch eine gewaltige

Arena schlängelt. In der Ferne grüßen die Kuppen der Rhön und von Südwesten her die Höhen des Frankenwaldes. Ein niedrigerer Höhenzug, der den Lauf des Maines nach Süden zwingt, verbirgt Würzburg dem entzückten Auge. Einsamkeit ruht still über den Wäldern. Die Menschen siedelten lieber in den lachenden Niederungen des Flusses und stiegen nicht gern in die weltverlorenen Gründe des Steigerwaldes; denn raube Winde blasen von der unwirtlichen Rhön herüber und stoßen mit großer Gewalt an die Stirn des Gebirges. An den Hängen aber, die nach Süden zu offen sind, da brütet im Sommer die Sonne und tränkt den Boden mit ihrer Glut, aus der eine feurige Rebe erwächst. Wie Krallen streckt das Gebirge seine Ausläufer in die Ebene vor. In jähem Falle stürzen sie in den weichen Sandboden des Tales hinab. Fast auf jeder dieser vorgestreckten Höhen steht ein Schloß oder eine altergraue Ruine. Schon die alten Merowingerkönige sollen hier ab und zu gehaust und auf dem Schwanberg, der am weitesten nach Nordwesten drängt, eine feste Burg gegründet haben. Der Sage aber weicht die Geschichte, und da steht der Steigerwald wie eine Mauer gegen die andringenden Slaven und bietet den fränkischen Geschlechtern willkommenen Rückhalt. Von einer beherrschenden Höhe herab winkt der brechende Turm des alten Castellschen Schlosses, des Wohnsitzes jenes Geschlechtes, das seit den Zeiten der alten Frankenherzöge den weiten Umkreis beherrschte. Es hat sich später ein neues Schloß mitten in dem Orte errichtet, der sich steil den Hang hinaufschiebt und wohnt heute noch dort in demselben Ansehen, das die Ahnen genossen. In ihre Grafschaft schob sich das Gebiet des Hochstiftes Würzburg hinein, dessen Hauptort in jener Gegend Gerolzshofen war, wo es seinen Amtssitz und seine Kellereien untergebracht hatte. Oberhalb dieser Stadt erhoben sich der Stollberg und der Zabelstein, auf denen ritterliche Amtsmänner saßen. Und weiterhin verstreut in der Ebene und in verborgenen Winkeln des Waldes lebte noch manch altes Geschlecht, wie die Schwarzenberg und Schenken von Limpurg, die Fuchsen von Bimbach und die Sedendorff, die Hefberg und Crailsheim, die Schaumburg und Seinsheim und viele andere. Seit früher Zeit hatten sich auch Mönche in der Gegend angesiedelt und herrliche Klöster gebaut, wie Schwarzach und Ebrach, und in einsamen Lichtungen konnte man manch weltverlassenes Klösterlein treffen, wie den Mariengarten, die stille Karthause zu Ilmbach, oder das Augustinerchorherrenstift zu Birklingen, die heute fast spurlos verschwunden sind. Am Main entlang aber, in der fruchtbaren Ebene liegt Siedlung an Siedlung der Untertanen der genannten Herrschaften und manche Stadt kam hier zu großer Blüte. Das alte Kitzingen am Mainnie und Iphofen hatten viel Anteil an dem regen Weinbau, und der Handel an der Straße von Nürnberg nach Würzburg,

von Schweinfurt ins Gäu, brachte ihm manches Geldstück ein und den Handwerkern manche willkommene Arbeit. Das ist die Gegend, in welcher sich die folgenden Ereignisse abspielten.

Das Gerücht von dem Aufstand der Tauberbauern war schon längst über den Main gedrungen. Gleich am Anfang der Rebellion hatten die Leute von Markt-Bibart sich erhoben und waren nach vergeblichen Versuchen, in der Umgebung, besonders auch in Iphofen, Anhänger zu gewinnen, bis auf acht Mann, die im Orte verblieben, dem Tauberhaufen zugezogen.

In Iphofen war das Chorherrenstift Birklingen, das gerade sein 50jähriges Stiftungsfest feiern konnte, unfreiwillige Ursache von aufregenden Tumulten geworden. Der Konvent besaß in der Vorstadt einen Weinkeller, der sich schon einmal einen unerwünschten Besuch einiger Bürger und Weinbauern hatte gefallen lassen müssen, wobei der Prior schändlich mißhandelt wurde. Eine bischöfliche Truppe hatte damals die Unruhestifter verjagt. Aber die Klösterstürmer und ihre Sippe dachten an Vergeltung. Als die Markt-Bibarter aufstanden und sich um Bundesgenossen umsahen, dachten die Unruhestifter von Iphofen daran, diese zu ihrer Unterstützung herbeizurufen. Aber die Bibarter hatten Pech. Der Marschall Heinz Truchseß von Weghausen kam gerade mit 65 Reifigen von Neustadt a. Aisch und zog zur Freude der ordnungsliebenden Bürger zum Jorn der Unzufriedenen in Iphofen ein. Als die Bibarter, 300 Mann stark, vor den Toren erschienen, empfing sie das Blei der Hackenbüchsen, so daß sie in Angst und Schrecken von dannen wichen und ihr Fähnlein auf offenem Felde liegen ließen. Die „Tapferen“ verstärkten dann das Heer des Tauberhaufens.

Je näher dieser heranrückte, desto unruhiger wurde es in den Dörfern und Städten, desto kühner ließen sich die Unzufriedenen vernehmen, desto gefährlicher wurde die Stimmung.

In Iphofen saßen eines Abends ein paar Männer im Wirtshaus beim Weine und besprachen lebhaft die Ereignisse; denn täglich kam aufregende Botschaft von jenseits des Mains. Da stieß im Taumel des Weines Kunz Cröhn sein Messer in die Tischplatte und zog mit Kreide um den glänzenden Stahl einen Kreis und schrie: „Wer morgen das Kloster Birklingen abbrennen will, der stoße sein Messer in den Ring.“ Nur einer tat es nicht. Andern Tages zog die Schar der Verschworenen in das Kloster, plünderte und verbrannte es und mißhandelte die Insassen schwer. Das Kloster ist niemals mehr aufgebaut worden.

Um dieselbe Zeit geriet die Bürgerschaft von Kitzingen in Bewegung. Die Stadt war würzburgisch, damals aber dem Markgrafen von Brandenburg verpfändet, der Herrn Ludwig von Sutzen zu seinem

Amtmann eingesetzt hatte. Als Landstadt beherbergte sie eine starke bäuerliche Bevölkerung und beschäftigte gerade zu der kritischen Zeit an 1000 fremde Arbeiter in den Weingärten. Die Stimmung der Bürgerschaft war schon längere Zeit gedrückt; denn der Markgraf brauchte viel Geld



Aus dem Fahnenbuch. (Herausgegeben von Jacob Köbel, Kitzingen.)

und hatte die Stadt nicht geschont. Auch achtete er nicht die Gerechtfame der Gemeinde und geriet dadurch in manchen Zwist mit ihr. Zu Beginn des Jahrhunderts wird ein düsteres Bild von dem wirtschaftlichen und sozialen Niedergang „des früher lange Zeit hochberühmten Kitzingen“ entworfen. Es seien so viele Kranke und Bresthaste in der Stadt und alles Vermögen sei „verzehrt, verweist oder versteuert“. Man schaute er-

wartungsvoll nach Rettung aus und gab viel auf die alte Prophezeiung: „Es werde einst eine Kuh auf dem Schwanberg stehen und da lungen und plarren, daß mans mitten in der Schweiz höre.“ Das sollte die Freiheitsbestrebungen andeuten. Begierig lauschten die Rißinger dem neuen Evangelium, das ihnen Hilfe in der Not zu bringen versprach. Schon 1517 predigte ein Anhänger Luthers in dem Feidlerischen Hause in der Kirchgasse, und 1522 bekam die Stadt in dem Ansbacher Christian Hofmann einen ständigen Prediger. Da der Ort an einer so wichtigen vielbegangenen Verkehrsstraße lag, so hatte er öfter bekannte Prädikanten in seinen Mauern gesehen, wie den „Bauer von Wörth“, dem der Rat auf dem Friedhof eine eigene Kanzel errichtet hatte und den Dr. Karlstadt vor seiner Reise nach Rothenburg. Die Verteidigung des Evangeliums konnte also hier nur sympathische Gefühle hervorrufen. Ringsum waren die Bauern schon in Bewegung. Die Stadt war umbrandet von einer fieberhaften Aufregung. Würde sie lange widerstehen können? Der Markgraf sorgte sich um die Treue der Bürger und schickte eine geschriebene Predigt, die thüringischen Ursprung verrät, an den Rat, der sie auf allen Kanzeln verlesen und öffentlich anschlagen lassen sollte. Die Empörung der Bauern, die mit dem Evangelium verteidigt wurde, sollte durch die Schrift widerlegt werden; besonders der Begriff der evangelischen Freiheit fand eingehende Erläuterung. Wirklich gelang es den vereinten Bemühungen der obrigkeitlichen Personen einen offenen Anschluß an die Tauberbauern zu verhindern. Schwieriger aber wurde die Lage des Rates, als die Lagerfeuer in nächster Nähe leuchteten und beim Rat die gewöhnlichen Auforderungen zum Anschluß an die Bauern ergingen. Es ist ein Wunder, daß selbst diese gefährliche Lage noch nicht zum Umfall führte. Das Bauernheer zog zwar mit Drohungen aber ohne Tätlichkeiten auf dem linken Ufer des Maines vor der Stadt vorbei, ein nervenaufregendes Schauspiel für seine Freunde hinter den Mauern, denen es in den Füßen zuckte, mitzumarschieren und an dem lustigen „Kistenfegen und Säckelleeren“ teilzunehmen. Die Aufregung machte sich so bemerkbar in der Stadt, daß der Rat einen verzweifelten Brief an den Markgrafen schrieb und um Rat und Hilfe bat. Doch Markgraf Kasimir hatte in seiner Markgraffschaft alle Hände voll zu tun und den Kopf voller Sorgen; denn von der Reichsstadt Windsheim her hatte sich der Aufstand ins Aischthal hinabgezogen und der Herenkessel brodelte in der unmittelbaren Nachbarschaft. Außerdem war der Herr Markgraf gar nicht so sicher, welche Stellung er den Bauern gegenüber einnehmen sollte; denn daß sie dem Bischof von Würzburg sein Land stehlen wollten, machte ihm wenig Verdruß, näherte in seiner Seele eher schon längst gehegte Hoffnungen, sein Fürstentum auf Kosten des Hochstiftes auszudehnen. Deshalb war

seine Haltung immer etwas zweifelhaft und es schien, als wollte er erst einmal abwarten, wie sich die Dinge gestalteten. Ohne einen Mann Hilfe zu schicken, befahl er dem Räte und der Bürgerschaft von Kitzingen, ihm treu zu bleiben und sich der Sache der Bauern fern zu halten. Das war nun sehr leicht gesagt. Der Rat tat, was möglich war, und schickte den Bauern eine Abordnung ins Lager, die ihnen ein für allemal Absage zu bringen hatte, ein Beweis, wie viel gesunder Sinn und redliche bürgerliche Tradition in der Stadt herrschte. Die radikale Partei aber erkannte nun ganz richtig, daß jetzt der entscheidende Augenblick zum Handeln gekommen sei und daß ihre Sache bei noch längerer Verzögerung verloren sein könnte. Ungebeten schloß sich eine Schar der Unzufriedenen, fremde zugewanderte Elemente, denen Raub und Plünderung im Sinne lag, der Ratsgesandtschaft an. Die Abgesandten erklärten den Bauern, die damals schon bei Gerolzhofen lagerten, daß sie nicht würzburgisch seien, sondern zum Markgrafen gehörten, und daß sie insofgedessen von ihnen, die vorgeben, nur mit dem Bischof abrechnen zu wollen, in Ruhe gelassen werden müßten. Schon hatten die Hauptleute ihrem Einspruch nachgegeben, als die heimtückischen Mitläufer aus Iphofen zu dem Haufen traten und erklärten: „sie dorften und wellen nicht heimziehen, auch solchs den ihren zugesagt und geschworen, sie wären dann häurisch.“ Es entspann sich ein hitziges Wortgefecht zwischen ihnen und den Ratsgesandten. Die Masse der Bauern, die im Ringe standen, war natürlich auf Seite der Umgefallenen und so waren die Vertreter von Kitzingen gezwungen, sich einverstanden zu erklären, „und wurde die Stadt häurisch gott erbarm!“ (Hammer). Die Nachricht von dem Anschluß erregte in Kitzingen teils Freude, teils Trauer und während ein Großteil die Verbrüderung bei Wein feierte, gingen Matthes Tettelbach, Urban Vendt und andere ältere Ratsherren traurig vom Rathaus herab „und weinten wie die Kinder“ ob der Schmach. Damit begann die Leidenszeit der Stadt; denn jetzt hatte der Pöbel das Heft in die Hand bekommen und begann sogleich seine Pläne zu entwickeln. Wehrhafte Männer unter Führung des Endres Wolz verließen auf Befehl des Rates die Stadt und stießen mit Geschütz bei Sickershausen zu den gegen Würzburg marschierenden Bauern. Eine andere bewaffnete Schar war nach Neustadt a. A. gezogen, um den dortigen Bauern zu helfen. In der Stadt selbst aber waren die Klöster und Amtskeller nun nicht mehr sicher. Gegen die allzu offene Kundgebung des Zerstörungswillens der Empörer wandte sich der Rat an die Hauptleute der Bauern und bat sie um tatkräftiges Einschreiten wider die losen Gesellen. Florian Geyer erschien in der Stadt und bedrohte die Mutwilligen mit scharfen Worten und ließ den Rat auf die Ochsenfurter Artikel und Polizeiordnung verpflichten. Aber man rechnete ohne

die Instinkte ungezügelter Menschen. Mit Ungestüm forderten die Radikalen die Ausweisung der Nonnen und der Rat gab dem Drängen nach, um Ärgeres zu verhüten, ja er begann selbst dem Pöbel den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und ordnete den Abbruch des Klosters an. Das war das Zeichen zum Beginn eines wüsten Sturmes, wobei sich solche Szenen ereigneten, wie sie schon Schönthal und Lichtenstern gesehen hatten. Jöhrend drang der Pöbel in die Keller und betrank sich so, daß er in sinnloser Brutalität seinem Zerstörungstrieb freien Lauf ließ, unter frivolem Reden das Allerheiligste verunehrte, Statuen zertrümmerte und Bilder zerriß. Mit Mühe wurden ein paar Sachen in die Pfarrkirche gerettet und im Beinhaus verborgen, „und ward ein solich grausams Ansehen, als ob die Bilder oder Gotzen all lebendig und das Land reumen wolten“. In einem wilden Fanatismus des Rausches sprengten die Frevler die Gruftgewölbe, zerschlugen die Sargdeckel und legelten mit den Totenschädeln. Selbst das alte verehrte Heiligtum der Stadt, die Überreste der hl. Hadeloga, der Stifterin des Klosters, fanden keine Schonung. So hatte Kitzingen, das so lange treu zu seinem Fürsten gestanden war, doch noch die Greuel der Bauernherrschaft erleben müssen.

Das Bauernheer aber hatte, während sich das alles in der „fürstlichen Reichsstadt“, wie sich Kitzingen gern nannte, zutrug, nicht gefeiert, sondern seinen Zug, der zugleich Werbungs- und Raubzug war, mit Eifer fortgesetzt. Ein Tag war schöner als der andere. Es schien, als ob der Herrgott den Bauern ganz besonders freundlich gesinnt wäre. Ein wonniger Frühlingshimmel spannte sich über das Maintal, die Lerchen jubilierten in der warmen Luft und von den blühenden Wiesen trug der Wind lieblichen Blumenduft. Das schöne Wetter unterstützte die Wanderung der Bauern, aber gar mancher mochte am glimmenden Lagerfeuer daran denken, daß auf seiner heimatlichen Scholle niemand gesät hatte und niemand ernten werde, daß seine Felder brach lagen und von Unkraut überwuchert wurden, während er da fern von Weib und Kind herumzog und mancher von ihnen machte sich heimlich aus dem Staube. Truppweise pilgerten sie der Heimat zu, nicht nur die ausgewechselten Männer, sondern auch die flüchtigen und machten das Land unsicher; denn sie mußten Nahrung haben und waren gewohnt, das Versagte mit Gewalt zu nehmen.

Der Weg des fränkischen Heeres ging nun mitten durch den alten Volksgau hindurch. In Groß-Langheim stand der Wein in Butten und Kübeln, Kannen und Krügen auf der Straße. „Das trunken die Bauern im Durchziehen mit Lust, zogen darnach fröhlich gen Schwarzbach“. Man kann sich denken, daß das Benediktinerkloster, das Haarer „schier ein kleinen Stättlein“ vergleicht, sein Schicksal ahnte. Vor kurzem

hatten es die eigenen Hintersassen selbst einer gründlichen Besichtigung unterzogen, nun verfiel es vollends der Mut seiner Feinde, die froh waren, wieder einmal eine Sackel anzünden zu können, die die Dorfbesohner in weiterem Umkreis zum Zuzug aufmahnen konnte. Da kamen die Dettelbacher und Nordheimer, vom Steigerwald stiegen sie herab und schworen zum Bund. Das war ein fortwährendes Begrüßen und Zurufen, ein fröhliches sorgloses Lagerleben, Überfluß an Speise und herrlichem Trank. So gut ist's manchem armen Schlucker schon lange nicht gegangen. Unerschöpflich schien diese gesegnete Gegend zu sein. Das Amt Gerolzhofen hat dann die Bauern tagelang ernähren müssen. Die reiche bischöfliche Amtstellerei hat den Bauern ausgelassene Feste zu feiern gestattet.

Auf zwei beherrschenden Höhen des Steigerwaldes reckten sich kühn bischöfliche Amtschlösser in die Höhe, der Stollberg und der Jabelstein. Die schönen Ruinen beider Burgen sind heute das Ziel vieler junger Wanderer. Damals hatte den Stollberg Graf Wolf von Castell inne, der als bischöflicher Lehensmann dem Rufe seines Herrn nach Würzburg gefolgt war und seine Gattin, eine geborene Gräfin Wertheim, unter dem Schutze Herrn Albrechts Truchsessens zurückgelassen hatte. Auf dem Jabelstein kommandierte Graf Konrad von Giech. Verzweifelt blickte Herrn Wolfgangs Gemahlin Martha ihrem Schützer nach, als dieser auf Befehl des Bischofs zur Unterstützung der schwachen Jabelsteiner Besatzung die Burg verließ. Ein Landsknecht, zwei Knechte und der Hausvogt Hertlein blieben bei ihrer Herrin. An eine Verteidigung war nicht zu denken, zumal die Dienerschaft selbst nach einer Durchsuchung der Zimmer und Keller nicht übel Verlangen trug. Frau Martha war eine tapfere Frau, aber das Leid hat ihr damals bittere Tränen erpreßt, hatte sie ja die kleinen Kinder bei sich, deren Leben nicht sicher war. Ihre Briefe an ihren Mann berichten von den damaligen Ereignissen: Mittwoch, den 3. Mai „haben die von Oberschwarzach Stollberg eingenommen und sein ihr erstlich nur fünf vors Tor kummen. Nun, die forderten ins Schloß, man sollt' ihn austun, sie hättens ein Befehl von den Hauptleuten, die zu Gerleshofen (Gerolzhofen) lagen. Nun wollt' der Landsknecht austun. Da wollt ich nit, sie wollten mir denn zusagen, daß sie mir mein Hausrat wollten folgen lassen. Das sagten sie mir zu. Da tät man uf. Alsbald kam Hertlein mit zwei Wägen und mit ein Karren. Auch kamen alsbald die von Schwarzach all und täten als wollten sie mir helfen ufladen. Da hieß sie der Olschmit (Schultheiß von Oberschwarzach) ushören laden und liefen uf die Mauern und täten zwei Schuß und sperrten die Tore zu und behielten mich und die Wägen drin. Alsbald die von Schwarzach kamen, fingen sie den Landsknecht . . . und

legten ihn in Stod“ (bei Spert: „Castell“). Die Gräfin schickte den Keller nach Gerolzhofen ins Bauernlager, damit er mit den Hauptleuten verhandle. Die kamen und brachten gleich „Brennmeister“ mit und geboten der Gräfin eilends aufzuladen; denn sie wollten das Schloß anzünden. So zog die Gräfin mit ihren Kindern und einigem Hausrat über den Steigerwald nach Castell. Hinter ihr brannte Stollberg und drunten im Tal Bimbach, wo das Geschlecht der Fische von alters her wohnte.

Die Leute von Volkach und Umgebung hatten inzwischen die Hallburg, Gaibach und die Kartthause Ostheim (Aßheim) geplündert und fanden sich mit Beute beladen im Lager ein. — Noch immer aber kamen sich die Bauern zu schwach vor und schickten zu den Hausen, die sich im Gebiet der fränkischen Saale gebildet hatten, um Unterstützung. Diese befanden sich aber nicht mehr in einer so beneidenswerten Lage, daß sie noch große Begeisterung für gewagte Unternehmungen fühlten; denn die Feinde saßen ihnen auf dem Nacken. Deshalb schrieben die zwei großen Lager von Bildhausen und Aura, die das ganze Würzburgische Land ringsum beherrschten und fast alle Schlösser und Klöster des Oberlandes zerstört hatten, eine Absage an das fränkische Heer. Dieses aber beriet vor Gerolzhofen über den Zug nach Würzburg. Die Bauern der Gegend wollten nicht eher fort, als bis der Fabelstein geschleift war; denn sie fürchteten die Rache der Besatzung nach einem Abzug des Heeres. Aber schon waren von den Genossen und Verschworenen von Würzburg Briefe eingelaufen, die dringend zum Zuge nach der Hauptstadt mahnten. Hans Ber-meter, „Lini“ genannt, scheute sich nicht, die Briefe im Namen des Rates zu schreiben. So brach denn der fränkische Haufe am 5. Mai 1525 auf und zog zurück in den Ochsenfurter Gau, wobei er unterwegs noch plünderte und brannte, was übriggeblieben war. Stephansberg, das Wasserschloß in Großlangheim, die beiden Burgen Castell gingen in Flammen auf. Die verjagte Gräfin mußte Schutz bei einem treuen Bauern suchen und soll einige Wochen unter freiem Himmel zugebracht haben, bis sie nach Wertheim zu ihrem Bruder flüchten konnte. Weit über 10 000 Mann waren es, die schließlich Anfang Mai in Heidingsfeld anlangten und ihre Boten in die Stadt schickten. Am Tage nach ihrer Ankunft schlugen die Odenwälder und Neckartaler ihr Lager bei Höchberg auf. Von Norden kamen die Hausen, die sich im Karlsruher (Karlstadt) Amt gesammelt hatten. So war Würzburg rings von Feinden eingeschlossen.

### Das Heilbronner Bauernparlament.

Nachdem die Bauern dem Kurfürstentum Mainz die zwölf Artikel aufgedrängt und sich voll guter Hoffnungen vor Würzburg gelagert hatten, glaubten die geistigen Führer, daß die Sachen nunmehr soweit gediehen wären, die Grundzüge zur Reichsreform zu verfassen und an die Ausarbeitung der Pläne zu gehen. Diese sollten als das Endziel von nun an allen Unternehmungen die Richtung geben und zugleich aller Welt die Erhebung rechtfertigen. Heilbronn war ausersehen, das Hauptquartier zu beherbergen, in welchem die einzelnen Haufen der Bauern zu einem großen Organismus zusammengefaßt werden sollten. Der Einzelkrieg sollte endlich einmal einen Sinn bekommen, die Kräfte durch einen Willen verbunden werden. Wendelin Hipler und Friedrich Weygand waren die Seele der Pläne, die in Heilbronn von Gelehrten und Verordneten aller Landschaften beraten werden sollten. Was der Kaiser vergeblich versucht hatte, was der Adel in seinem Sinne immer verlangt hatte, wonach alle Welt schon Jahrzehnte lang schrie, eine umfassende Reichsreform, das gedachten nun die Bauern von sich aus durchzuführen, nachdem sie alle widerstrebenden Kräfte erdrückt zu haben meinten. Es sind keine neuen Gedanken, sondern eine Verarbeitung der Vorschläge der sogenannten Reformation Kaiser Friedrichs und der wirtschaftlichen Grundzüge der zwölf Artikel. Sie bedeuten vollständigen Umsturz aller Standes- und aller Besitzverhältnisse.

Jedweder geistliche Grundbesitz, alle weltlichen Herrschaftstitel der Kirche sind aufzuheben. Das göttliche und natürliche Recht sind die Normen, nach denen die Gemeinwesen und die Untertänigkeitsverhältnisse zu reformieren sind. Das römische Recht und die Doktoren desselben, alle auf ihm aufgebauten Gerichte sind abzutun. Es gibt 69 Freigerichte im Reich, zu dem alle Stände Beisitzer entsenden, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht. Von jedem Gericht kann man appellieren. Alle Zölle, außer denen für die Erhaltung von Verkehrswegen, hören auf, eine einzige Steuer wird erlaubt, welche alle zehn Jahre dem Kaiser zu zahlen ist. Nur ein Maß, ein einheitliches Gewicht, eine Münze gilt im Reiche. Die wucherische Handelstätigkeit der großen Gesellschaften ist verpönt. Der Adel tritt aus jeder Art geistlichen Lebensverbandes. Es gibt nur einen Herrn, nur eine schützende und exekutive Gewalt, die des Kaisers, alle Sonderbündnisse hören auf.

Die Reform besteht also in einer vollständigen Säkularisation (Verweltlichung), einer Hemmung, ja Vernichtung der fortgeschrittenen Entwicklung des Landesfürstentums, einer Wiederherstellung der ursprünglichen

Stellung der Gemeinfreien. „Die Prälaten sanken zu Predigern, die Fürsten und Herren zu größeren und kleineren Grundbesitzern herab“ (Zimmermann). Der allein Gewinnende ist der Bauernstand. Außer trefflichen Gedanken, welche die Reichseinheit hätten fördern müssen, wie die einheitliche Münze usw. enthält dieser Plan völlig undurchführbare Punkte, welche ein schweres Verkennen der Wirklichkeit und der geschichtlichen Entwicklung bekunden, was nur die große Befangenheit und Weltunkenntnis der Bauernbefreier entschuldigen kann.

Die Hoffnungen der Ritter finden in dem Plane freilich besondere Aufmerksamkeit. Die Unabhängigkeit, für die die Ritter schon so lange mit den geistlichen Lehensherren im Streite lagen, soll ihnen nun in den Schoß fallen.

Es war der Größenwahn, welcher glaubte, die Fürsten und der Kaiser würden sich diese demokratische Verfassung von ihren Untertanen auferlegen lassen. Welch unendliche Schwierigkeiten wären da noch zu überwinden, welche endlosen Verhandlungen nötig gewesen! Dieses Reichsreformprogramm haben die Bauern entworfen, als sie auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge standen und als ihr endlicher Sieg in Aussicht stand. Die Bestrebungen, den kleinen Adel auf ihre Seite zu bringen, sind klar ersichtlich. Es sind diese Artikel gleichzeitig auch das Anzeichen der Schwäche der Bauernherrschaft: man glaubte sich nach Bundesgenossen umsehen zu müssen.

Die Ereignisse haben den Plan nicht reifen lassen, das Parlament ist niemals zusammengetreten, aber auch wenn es dazu gekommen wäre, so hätten jedenfalls die wenigsten Punkte dieser Entwürfe allgemeinen Anklang gefunden. Die bestehenden eingewurzelten Machtverhältnisse wären doch auf die Dauer nicht zu unterdrücken gewesen.

Während Hipler und Weygand in Heilbronn über diese hochgespannten Pläne berieten, brach von allen Seiten das Unglück über die Bauern herein. An die Möglichkeit eines schrecklichen Ausgangs dachten sie aber noch nicht, als sie ihre Heere sammelten.

„Es muß das Sloss herab darfur  
hulf nichts.“

Belagerung des Marienberges.

In dem Lande zu Franken  
Würzburg, die furnemst Stadt,  
hat gar seltsam Gedanken,  
Darzu einen engen Rat.  
Aus den alten Geschichten  
täten sie viel erdichten,  
wie sie es wollten anrichten,  
ob ihn' ihr Schanz geriet,  
Die Katz läßt ihrs Mäusen nit!

(Nach Liliencron, Die historischen Volks-  
lieder, III. Nr. 382.)



ber den vielen Türmen der schönen Stadt Würzburg ragt der Marienberg empor, der eine stolze, weitausgedehnte Burg auf seinem Rücken trägt. Sie ist das Wahrzeichen der Stadt und ihre beherrschende Lage ist ihrer historischen Bedeutung würdig. Denn diese Siedlung auf dem Berge ist der Ausgangspunkt der fränkischen Kultur und ist ihr Mittelpunkt geblieben bis auf den heutigen Tag. Seitdem der Irländer Kili an, der Apostel Frankens, mit seinen Genossen Kolonat und Totnan am Fuße des Berges sein Herzblut um seines Glaubens willen vergossen hatte, war der Ort eine geweihte Stätte, von der die Sonne des Christentums über ganz Franken bis zum Thüringer Wald hin strahlte. Das war im Jahre 639. Vor Kilians Ankunft hatten auf dem Berge noch die Osterfeuer geblüht, mit welchen Herzog Gozbert die Götter versöhnte. Mit des Herzogs Herzen war auch Frankens Herz gewonnen. Schon sein Nachfolger Hetan legte auf dem Berge den Grundstein zu einer Marienkirche, nach welcher der ganze Berg auch „Unserfrauenberg“ hieß.

Sankt Bonifaz legte den bischöflichen Hirtenstab in die Hände seines Genossen Burkhard und machte Würzburg zum kirchlichen und damit kulturellen Mittelpunkt Frankens. Von Anfang an war das neue Bistum reichlich mit Gütern und Rechten ausgestattet worden und blühte rasch empor. Klöster und Kirchen erhoben sich um die Stätte, welche die verehrten Reliquien des Heiligen barg, und im Schutze der Gotteshäuser entstand die Siedlung, die sich rasch entfaltete. Um das Jahr 1000 war

Würzburg eine der größten Städte des Reiches, eine Pflanzstätte der Wissenschaft, eine Stütze des Königtums. Es sah in der Folge glänzende Versammlungen des Reiches in seinen Mauern, die Stufen des herrlichen Domes schritten die deutschen Kaiser hinan, welche die frommen Stiftungen freigebig vermehrten. Doch erwuchs neben den geistlichen Gemeinden auch ein kräftiges Bürgertum, das die treffliche Lage der Stadt, durch welche die Wasser- und Landstraßen von Süden und Osten zum Rheine hinzogen, auszunützen verstand. Die Hügel und Hänge ringsum, durch die sich der Main nach Westen windet, liegen in Sonne gebadet und seit alten Zeiten gedeiht dort ein weitberühmter Wein, der den Würzburgern manch fröhliches Fest würzt.

Seitdem sich die Bürgerschaft ihrer Macht bewußt geworden war, stand sie in einem gewissen Widerspruch zur Regierungsgewalt des Bischofs, suchte sich frei zu machen und selbständig, gleich den anderen Städten, die unmittelbar unter dem Reiche standen. Aber die Rechte des Bischofs entwickelten sich zu einer vollen herzoglichen Gewalt und drohten die Freiheit der Bürger zu unterdrücken. Allzugroße Vermehrung des Klerus und des geistlichen Besizes empfand das Bürgertum oft hemmend. Schon um die Mitte des 13. Jahrhundert war es vorgekommen, daß die Bürger in ihrem Verlangen, den Geistlichen, welche gleiche Rechte wie die Bürger genossen, auch Bürgerpflichten aufzubürden, in offenen Krieg mit dem Bischof und seiner Ritterschaft gerieten, sich nach siegreichem Kampfe ihres Herrn bemächtigten und nur durch die gelungene List zweier tapferer Bürgerwögte, die ihnen den gefangenen Vogel wieder abnahmen, gehindert wurden, die bischöfliche Feste einzunehmen. Seitdem wiederholte sich wohl alle Menschenalter einmal ein solch gefährlicher Auslauf. Bald war die Einmischung des Bischofs in innere Angelegenheiten der Stadt, wie in die Bürgermeisterwahlen oder in die Verhältnisse des Kunstwesens (1264) Anlaß, daß die Bürger die Geistlichkeit mit Brand und Plünderung heimsuchten, so daß der Bischof sich gezwungen sah, Bann und Interdikt über die Aufrührer zu verhängen. Bald kam es zu ernsthaften Schlägereien zwischen dem bischöflichen Hofgesinde und den muskelstarken Weinbauern, die drohend die Fäuste gegen die Tore des Frauenberges schüttelten (1307). Gab es Parteiungen im Reiche, zwiespältige Bischofswahlen, so konnte man sicher sein, die Bürger auf Seite der Gegenpartei des Bischofs zu finden. Ein alter Traum beherrschte sie ganz: frei zu sein wie das starke Rothenburg oder das feste Nürnberg, das seine Macht immer weiter ausdehnte und wie ein starker Baum gedieh, niemandem unterm als dem Kaiser. Auch sie, die Würzburger, waren ja reich, da sie Gott mit der Rebe Glutsaft so gesegnet hatte und auch der Handel ihnen Gewinn brachte. Der Bürgerstolz empörte sich gegen die geistliche Herrschaft, die

ihnen auf dem Nacken saß; zu enge lagen die jene Zeit beherrschenden Gegensätze nebeneinander; denn, trefflich durch das hoch auf dem Berge thronende Schloß versinnbildlicht, triumphierte die Gewalt des Bischofs über die in den Tiefen wohnenden Bürger, die sich plagten und schafften und nicht immer Dank und Anerkennung bei ihrem Herrn fanden. Und fast ebenso tief kluftete der Gegensatz zwischen der Bürgerschaft und den zahlreichen Stiftern und Klöstern, deren reiche Güter sich allerhand Privilegien erfreuten und deren Bewohner noch dazu oft ein müßiges Leben führten.

Aus diesen Gegensätzen heraus hatte sich um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert jener furchtbare Kampf zwischen Bischof Gerhard von



Würzburg am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Schwarzburg und der Stadt entwickelt, der schließlich dank der Hilfe der bischöflichen Ritterschaft mit der vollständigen Niederlage des Bürgertums bei Bergtheim (11. Januar 1400) endete. Seitdem lag der bürgerliche Stolz in Fesseln gebändigt, aber als sich die erschöpften Kräfte wieder langsam sammelten, neuer Wohlstand die gedemütigten Herzen wieder höher schlagen ließ, zeigte es sich, daß jene Gegensätze mit dem Schwerte nicht zu lösen waren. Die Verhältnisse hatten sich wahrlich nicht gebessert, so daß das neue Evangelium allsogleich empfängliche Herzen fand und damit ein neuer Abgrund sich zwischen Stadt und Bischof aufzutun begann.

In dem Gebiete einer geistlichen Herrschaft mußte jede religiöse Neuerung notwendig mit starkem Gegensatz gegen die Obrigkeit verbunden sein und schnell verknüpften sich damit die wirtschaftlichen Forderungen, von denen ja das Land wiederhallte. Schon das ausgehende 15. Jahrhundert sah den Bischof in manchem heftigen Kampfe mit Leuten, die,

besonders von hussitischen Gedanken erleuchtet, sich berufen glaubten, als Apostel einer neuen kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung Bürger und Bauern beglücken zu können. Mit Inquisition und Scheiterhaufen mußte sich der Bischof solcher Unruhestifter erwehren, die gleicherweise seine Hirtenföhrge wie Regierungsgewalt herausforderten. Niemand kann den damaligen Bischöfen Fanatismus oder auch nur übertriebene Strenge vorwerfen, wenn sie jene aufreizenden Neuerer mit Schonung aller Verführten zu Schanden machten. Die Wallfahrt von Tillaushausen, welche eine große, fast unbegreifliche Erregung in Franken hervorrief, hat gewiß die Stadt Würzburg ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen. Nicht nur, weil die Bürger das Gericht über die Kädelstführer sahen, sondern auch weil die Stadt als Durchzugsort alle jene begeisterten Scharen herbergte, die zu vielen Tausenden von Nord und Süd und Ost zu dem Dorfkirchlein pilgerten und von dort mit neuen Gedanken durch die Stadt in ihre Heimat zurückkehrten. Es fehlte auch in Würzburg nicht an Leuten, die sich zur Lehre Luthers bekannten, war ja sogar im Domkapitel deshalb Zwiespalt ausgebrochen, aber mit klugem Sinn erfaßte der Bischof Konrad von Thüngen die Ursachen des religiösen Auftrubes und bemühte sich mit anerkennenswertem Eifer durch Bestellung tüchtiger Prediger und Wiederherstellung der Zucht unter den Geistlichen der religiösen Neuerung Grund und Boden zu entziehen. So gut es ihm in der Stadt gelang, draußen auf dem Lande vermochte sein guter Wille nicht so glücklich gegen stärkere Einflüsse durchzudringen.

Der Verlauf der Revolution in Würzburg zeigt deutlich genug, daß hier der tief gewurzelte politische Gegensatz zwischen Bischof und Stadt neben der Mühlarbeit verkommener Menschen aus den untersten Schichten der Bevölkerung die Hauptursache der Empörung waren. Der Rat und der größere Teil der Bürgerschaft hat selbst noch in der gefahrvollsten Zeit seine Treue zum angestammten Herrn bezeugt und es fehlte nicht an weitestem Entgegenkommen von seiten des Bischofs, der immer und immer wieder um Eingabe der Beschwerden bat und deren Abhilfe versprach. Ein Landtag sollte für Ruhe und Aufrechterhaltung des Friedens sorgen. Bei der Ausschreibung des Landtages hat der Bischof den Fehler begangen trotz wiederholter Bitten der Bürgerschaft um Beschleunigung, einen allzu fernen Zeitpunkt des Zusammentritts anzusetzen, wohl in der Absicht, sein ganzes Land zusammenzuhalten. Aber in der Zwischenzeit von nahezu drei Wochen hatte der Aufstand unter wirksamstem Einfluß des Tauberheeres der Bauern mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen und dadurch nicht nur die Landgemeinden von ihrer Herrschaft losgerissen, sondern auch die Kädelstführer nichtsnutziger Banden in der Stadt Würzburg die Oberhand gewinnen lassen. Durften einmal die Keller der

Stifter und Klöster straflos erbrochen und geleert und der Geistlichkeit ohne Gefahr allerhand Unbill zugefügt werden, so zog Neugier, Habsucht und Aussicht auf gute Beute viele Leute auf die Seite der rohen Gefellen, welche nichts unterließen, durch aufrührerische Reden die Gemüther zu erregen und durch Lug und Trug gegen die Obrigkeiten aufzuhetzen. Je näher und dunkler sich das Ungewitter, das aus dem Lande tobte, um die Stadt zog, desto trotziger und offener erhoben die „losen Buben“ ihr Haupt, desto verzagter wurde der Rat der Stadt, der aus Angst vor Gewalttaten nicht mehr wagte, energisch gegen die Unruhestifter einzuschreiten. Diese, an der Spitze Hans Ber meter, auch Link genannt, ein fahrender Musikant, der „sein Leben bis jetzt am meisten in Trinkgelagen hingebracht hatte“, standen in fortwährender Verbindung mit den Bauern, die draußen in der Landschaft herumzogen, und allerlei verdächtiges Gesindel schlich sich bei Nacht und Nebel, bald auch am helllichten Tage in die Stadt. Vergebens beschloß der Rat die Ausweisung dieser Leute, niemand getraute sich, seiner Weisung zu gehorchen. Eine ständige, ein paar hundert Mann starke Stadtwache wurde eingeführt und ins Barfüßerkloster gelegt, aber es war schwer, zuverlässige Männer zu finden, welche bereit waren, in diese Ordnungstruppe zu treten, und als sie doch endlich beisammen war, gab es in ihr genug Leute, welche mit Neid auf die heutetragenden Plünderer schielten.

So traurig waren die Verhältnisse in der Stadt, als der ausgeschriebene Landtag endlich zusammentrat. Schon vorher hatten die einzelnen Viertel der Stadt ihre Artikel eingebracht, welche außer den gewöhnlichen Forderungen noch die Einsetzung eines ständigen Verfassungsausschusses verlangten. In diesem gestand man der Geistlichkeit überhaupt keine Vertretung zu, die Stimmen der Bürger und der Bauern sollten gegenüber denen des Adels eine Mehrheit von zwei Drittel haben.

Die von dem fränkischen Bauernheere besetzten und mit ihm verbrüdereten Ämter, wie Lauda, Bibart, Röttingen, Iphofen, Gerolzhofen, hatten keine Abgeordneten zum Landtag geschickt, vom Oberland zwischen Main und Rhön, wo das Bildhaufener Heer das Übergewicht hatte, waren zwar die Gesandten erschienen, aber sie erklärten, nichts ohne ihre Gesambauernschaft tun zu dürfen, welcher Erklärung auch die andern erschienenen Abgeordneten vom Lande beitraten. Eilends schickte man eine Botschaft ins Lager der Bauern nach Schwarzach, welche die zynische Antwort gaben, sie seien im besten Zuge und wollten bald selbst in Würzburg erscheinen. Tapferen Mutes war der Bischof vom Frauenberg herabgestiegen, weil er glaubte, seinen Untertanen Vertrauen bezeigen zu sollen und ihnen den Beweis liefern zu müssen, daß er sich keiner Schuld bewusst sei. Er unterschätzte dabei keineswegs die Gefahr, die ihm von Seite der Auf-

rührer drohte, aber unerschrocken traf er seine Vorbereitungen im Falle eines etwaigen Verrates. Er übergab dem Dompropst Friedrich von Brandenburg das Schloß mit der ausdrücklichen Weisung, es auch im Falle seiner Gefangennahme zu halten, selbst wenn sein Leben von einer Übergabe abhängig gemacht würde.

Was auf dem Landtag von einzelnen Gemeinden an Beschwerden vorgebracht wurde, unterscheidet sich wenig von dem Inhalt sonst schon bekannter Artikel. Es ist die Anwendung derselben auf die örtlichen Verhältnisse. Eine Bedeutung kam der ganzen Versammlung nicht zu, kein irgendwie greifbarer Beschluß wurde gefaßt. Verhängnisvoll aber war es, daß die Bürgerschaft von Würzburg sich mit den Abgeordneten vom Lande verbrüdete. Man entließ die Bauern mit guten Wünschen und bezahlten freundlich ihre Fehde in den Wirtshäusern der Stadt. Der Bischof aber ritt wieder auf sein Schloß hinauf und manchen Mann reute das versprochene sichere Geleite. Weiber hörte man sagen, wenn sie gewußt hätten, wie einfältig ihre Männer seien, daß sie den Bischof wieder aufs Schloß ließen, hätten sie ihn selbst gefangen genommen.

Als die Abgeordneten der Bauern mit der Kunde von dem verfehlten Landtag in ihre Heimat kamen, riß die Erregung alle Dämme nieder. Und sie verkündeten wohl auch laut, wovon ganz Würzburg zu sagen wußte, daß man in der Stadt nur auf die auswärtige Hilfe warte, um offen loszubrechen.

Unterdessen plünderten die Hafffurter die Klöster Theres und Marienburghausen, die Gemündner Schönau. Zu Neustadt a. Saale aber kamen die Vertreter der sogenannten oberländischen Städte (Gegend der Rhön und des Grabfeldes) zusammen und beschloßen, dem Rufe nach Würzburg Folge zu leisten.

Inzwischen beriet der Bischof sorgenschweren Herzens mit seinen Ritters, die auch zum Landtag gekommen waren, die trostlose Lage. Noch einmal versuchte er wenigstens mit der Bürgerschaft einig zu werden und ersuchte sie, ihre eigenen Beschwerden vorzubringen, aber jetzt traten die verhängnisvollen Folgen des Gedankenaustausches der Bürger und der Bauern deutlich hervor. Es war eine verhängnisvolle Wendung des Schicksals, daß der Landtag, welcher Ruhe und Frieden stiften sollte, die Quelle neuen Unfriedens geworden ist. Die Bürger wollten nicht einmal die Pferde des ritterlichen Gefolges des Bischofs innerhalb der Stadt dulden und erklärten bereits offen, daß es gut wäre: „daß der Bischof sich zur Bauerschaft tet und ihr christlicher Bruder wurd.“ (Cronthal).

Unter solchen Umständen kamen die versammelten Ritter zu der Meinung, ihr Bischof müßte die Stadt verlassen, um Hilfe zu holen.



CONRADUS III.  
a Thüngen

(Nach Salver, aus J. P. Ludewig, Geschichtschreiber von dem Bischofthum Würzburg).

Während dies in Würzburg vor sich ging, zogen sich die Bauernmassen um die Stadt zusammen. Würzburg war bald mit Fremden überfüllt, die Bauernpartei war ihres Sieges gewiß und lag in trunkenem Taumel.

Unterdessen ritt Bischof Konrad, begleitet von seinem Marschall Truchseß von Weizhausen und wenigen Getreuen, unbemerkt davon und gelangte nach scharfem Ritt am 7. Mai 1525 nach Heidelberg, wo Kurfürst Ludwig von der Pfalz seine Landsknechte sammelte. Daß der Bischof aus Feigheit entwichen wäre, hat noch niemand behauptet. Ein starkes Ritterheer schlug ihm unter dem Wamsse. Seine Sorge galt seinen Getreuen auf dem Frauenberg und er ruhte und rastete nicht, bis er den Kurfürsten zu tatkräftigem Eingreifen überredet hatte.

Der Bischof hatte den letzten Augenblick erfaßt; denn kaum war er fort, so zogen die Bauern des fränkischen Heeres, die Jakob Kohl und Florian Geyer anführte, in Heidingsfeld ein und andern Tages lagerten die Odenwälder und Neckarbauern unter Metzler und Götz von Berlichingen bei Hockberg. Wie durch ein Wunder ist der Bischof einer Gefangennahme entgangen; denn die Gegend war voll aufgeregter, hin und wider ziehender Bauernhaufen. Es mochten nun an 20 000 Bauern um Würzburg versammelt sein. Ihre Kraft aber wurde zum Glück für die Besatzung auf dem Frauenberg sehr beeinträchtigt sowohl durch das Fehlen schwerer Geschütze als auch besonders durch den Mangel einer einheitlichen Führung und durch Zwistigkeiten im eigenen Lager.

Die Odenwälder waren die gemäßigteren. Hier hatte der Einfluß politisch begabter Männer, wie Hipler und Weygandt, in Verfolgung größerer Ziele die Bruderschaften zu bändigen gesucht und in Götz von Berlichingen den Mann gefunden, der mit seinem ritterlichen Ansehen die gemäßigte Amorbacher Erklärung durchzusetzen bemüht war, die besonders eine sinnlose Zerstörung aller Burgen, Schlösser und Klöster verbot und deren Behandlung von der Entscheidung einer künftigen allgemeinen Reformation abhängig machte. Nicht umsonst haben manche aus dem Odenwälder Haufen Götz seine adelsfreundliche Gesinnung vorgeworfen und ihn mehr als einmal mit dem Tode bedroht. Im Schlosse Frauenberg ob Würzburg aber befanden sich unter den Eingeschlossenen Verwandte und gute Bekannte des Ritters. Die Thüngen, Lichtenstein, Hutten, Schaumburg, Münster und andere waren Namen der in die Nürnberger Fehde mit verwickelten Geschlechter und mancher ehemalige Spießgeselle Götzens war dort oben zu finden.

Es war also begreiflich, daß Götz, unterstützt von dem Grafen von Wertheim, der mit den Bauern gezogen war, lieber bereit war, auf annehmbare Bedingungen mit der Besatzung zu handeln und ihr einen Weg

aus dem belagerten Schlosse zu öffnen, den sie mit Ehren gehen konnte. Dagegen verfolgte das fränkische Heer, das um diese Zeit der „schwarze Haufe“ genannt wird, eine weit schärfere Richtung als die Odenwälder. Es verlangte unbedingte Niederreißung der Schlösser und gebärdete sich stets als durchaus adelsfeindlich. Es ist unklar, inwieweit Florian Geyer diese Gesinnungen theilte. Zuweilen hat es den Anschein, als habe er sich nur gezwungen an diese Bestimmungen gehalten. Oberhaupt ist er mehr der Diplomat der fränkischen Bauern, der die schwierigen Unterhandlungen führt, oft vom Heere abwesend ist und die eigentliche Kriegsführung dem Jakob Kohl von Eibelsstadt überläßt. Ein wie wenig innerliches Verhältnis ihn mit den Bauern verband, zeigt schon der Abscheu gegen ihre Gewaltsamkeit. „Zugeloffene Buben“ nennt er die Mörder von Weinsberg und des „Teufelsbruderschaft“ heißt er die Bauern aus dem Taubertal und dem Ochsenfurter Gau. Wenn ihm deren „geschwinder Sinn“ bekannt gewesen wäre, „hätte er sich lieber erstechen lassen, als daß er zu ihnen gekommen wäre“. Jakob Kohl aber und die andern Anführer waren für rücksichtslose Durchführung der Ochsenfurter Artikel.

Das sind die Gegensätze, welche die Verhandlungen mit der Besatzung des Marienberges so sehr erschwerten und schließlich im Sand verlaufen ließen. Götz hatte die zwölf Artikel ohne die Amorbacher Deklaration ins Schloß geschickt und deren Annahme in demselben Umfange verlangt, wie sie sonst vom Adel angenommen wurden, die Heidingsfelder aber traten zunächst mit der Bürgerschaft in Fühlung und forderten mit treuzigen Worten, sie zu verständigen, „ob sie ihre Brüder sein und das Evangelium aufrichten helfen wollten, ob sie auch sichere Gewalt zu und von ihnen haben mochten. Des sollt man ein Antwort nein oder ja geben. Sagt mans zu, wärs gut, wo nit, wollten sie hinter sich bringen und beratschlagen, was weiter derhalb zu handeln sei“ (Cronthal). Vor dem Rathaus standen eine Menge Leute, an die sich die Hauptleute wandten, sie mit Drohungen erschreckend, daß man ihre Weinberge vernichten werde, wenn sie sich zu lange bedächten. Die Umsturzpartei der Stadt hatte leichtes Spiel und ließ dem Rat nicht lange Zeit zur Überlegung. Sie schrien und drohten und schlugen an die Waffen: „Wollten sie nit zusagen, so wären sie schon berust (gerüstet) und wollten selbst tun“ (Cronthal). „Kurzum also gelobte der Burgermeister (Philipp Heißner) als ein benottigter Wahnsinniger, dem die Sachen fast (sehr) wider was, von den von Wurzburg wegen bei dem Evangelio zu bleiben, das helfen aufrichten und sie herwiederum“. Am nächsten Tage wurden in Anwesenheit der Hauptleute beider Haufen (Götz wird nicht genannt) von Florian Geyer die Artikel, die in zwei Abschnitte zusammengefaßt waren, im Rat verlesen und das Gelöbniß der Bruderschaft entgegen genommen.

Noch hielt der Rat so viel auf sich, von den Bauern zu verlangen, zur Beschießung und Bestürmung des Schlosses nicht herangezogen zu werden „zur Verwahrung ihrer Ehren“. Die radikale Partei kümmerte sich aber um die Ehre des Rates und der Stadt nicht im geringsten und fand dabei Unterstützung durch die Bauern, die nun zu den Toren hereinströmten und zwar der schwarze Haufe in die Neustadt und den Teil der Stadt, der auf dem rechten Mainufer lag, der helle Haufe in den linksseitigen Teil. Trotz aller Verbote eigenmächtiger Plünderungen wurde täglich Proviant aus der Stadt in die Lager hinausgeschickt „die Stadt eröft, Kisten, Böden und Keller geleert und das am beschwerlichsten, daß sie es mit Gewalt haben, Tür und Tor aufstossen wollten, darzu nichts darfür geben — alles zu wider beschehener Zusag und Verpflichtung, keine gemeine Stadt zu verderben. — Wurd nichts daraus, weder Treu noch Glauben gehalten“ (Cronthal).

Die Verhandlungen mit der Schloßbesatzung führten die Bauern dagegen nicht so rasch zum erwünschten Ziel. Bischof Konrad wollte alles versuchen, sein Schloß zu retten und Zeit zu gewinnen. Er hatte es sogar dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg anheimgestellt: „Uf die vorgeschlagen ir zwolf Artikel mit inen zum leidlichsten und füglichsten ... handeln und wa nit anderst zu erlangen, dieselbigen Artikel bis uf unsere Bewilligung auch anzunehmen“ (Fries). Dieser Weisung gemäß war die Besatzung auch bereit, sich mit den Bauern zu verbrüdern, aber da verhinderten die Meinungsverschiedenheiten unter den Hauptleuten der Bauern jede Übereinkunft. Die ritterlichen Führer Götz und Florian Beyer waren dafür (Zipler und Weygand waren nicht mehr anwesend), Jacob Kohl aber und die anderen Hauptleute des fränkischen Heeres versteiften sich auf die Ochsenfurter Bestimmungen, welche die Zerstörung des Schlosses verlangten. Das „unnütze Gepöfel“ der Stadt klatschte ihnen Beifall. Vergebens machte man den Vorschlag, das Schloß der Stadt, aber nicht den Bauern zu übergeben, vergebens bot die Besatzung viel Geld. Als Götz versuchte, von dem Domkapitel eine Lösungssumme zu erlangen, wurde ihm dieser Schritt von den Bauern übel genommen. Die Bauern wollten auch den freien Abzug der Besatzung mit aller Habe nicht zugestehen. Alles überschrie endlich das Lösungswort Kohls und seiner Genossen: „Es muß das Sloß herab, darfur hulf nichts; dann wa es stehn bleiben sollte, wurt es gein ihnen (gegen sie) erger werden, dann es je gewest.“ Alle Verhandlungen zerschlugen sich und hörten ganz auf, als die Geschütze zu donnern begannen.

Die Umsturzpartei in der Stadt, kühn gemacht durch diesen Sieg, dachte an nichts weniger als die ganze Stadtregierung an sich zu reißen. „Bei Wein“ war dieser Plan gefaßt worden. Verleumdung der Ratsmitglieder

sollte ihn den Bauern gefällig machen. Hans Bermeter und der Maler Steffan Dietmar gingen hinaus ins Bauernlager und verklagten den Rat, daß er es mit den Pfaffen halte und sich keine Mühe gäbe, die Sache der Bauern zu fördern. Die Hauptleute erkannten die wahren Absichten der Kläger und nahmen die Antwort des Rates entgegen. Sie gingen dabei streng nach ihren Artikeln vor, in denen ausdrücklich festgesetzt war, daß die Obrigkeiten der verbündeten Orte bis auf künftige Regelung aller Zustände im Amte zu verbleiben hätten. Vor ihren Augen stieg das Gespenst offener Meuterei auf, das seine Arme auch nach ihrem Lager auszustrecken drohte. Eine strenge Verwarnung tat not, daher ließen sie in der Stadt drei Galgen errichten, einen auf dem Fischmarkt, einen auf dem Judenplatz vor der Marienkirche und einen hinter dem Dom, „datan man die Aufrührige und Ungehorsame hengen sollt“. Es war mehr eine Drohung als wirklicher ernster Wille; denn sonst hätte es jeden Tag Leute zum Aufhängen gegeben und es ist nicht bekannt, daß nur einen einzigen dieses Schicksal getroffen hätte.

Die Tauberbauern hatten inzwischen den Nikolausberg besetzt, Schanzen aufgerichtet und ihre Geschütze in Stellung gebracht. Die Entfernung war aber für die Reichweite der Rohre zu groß. In der Stadt hatten die Bauern neben dem festen Turm auf der Pleiden (am Ausgang der heutigen Kaserngasse) und unter dem Schwippbogen des Augustinerklosters (dem heutigen Alten Gymnasium) Geschütze aufgestellt und sie beantworteten von da aus wirksamer die Feuer der Schloßbesatzung.

Diese hatte noch während der Verhandlungen alle Maßnahmen zur Verteidigung getroffen. Dompropst Friedrich von Brandenburg führte den Oberbefehl. Ihm zur Seite stand ein adeliger Kriegsrat, dem Wolf von Castell, Friedrich von Schwarzenberg, Sebastian von Rotenhan, Hans von Vibra, Philipp von Herbilstat, Sylvester von Schaumburg, Eustachius und Bernhard von Thüngen, Hans von Grumbach, Marsilius Veit von Urspringen und andere angehörten. Aber auch Glieder der Familien Lichtenstein, Kieneck, Guttenberg halfen bei der Verteidigung des Schlosses. Die Blüte des fränkischen Adels war auf dem Berge versammelt. In den Kotten standen Chorherren des Stiftes Haug und von St. Burkhard neben derben Mainschiffern, Franziskanermönche neben Domherren und kräftigen Handwerkern, weit über 200 Mann. Dann waren die Wachen auf den Türmen ausgestellt, die Kotten auf die Tore, Zwinger, Laufgräben, in die Stuben, Säle und Höfe verteilt und ein genaues Signalsystem eingeführt worden. So waren alle Vorbereitungen getroffen. Der Hofmeister Sebastian von Rotenhan, jener Mann, dem Ulrich Hutten seine „trias Romana“ gewidmet hatte, hielt eine zündende Ansprache, rechtfertigte den Abbruch der Verhandlungen und



Sebastian von Rotenhan.

(Nach Dürer, aus Zimmermann „Bauernkrieg“, herausgegeben von W. Blos).

ermutigte die Verteidiger durch Hinweis auf baldigen Entsatz und auf die mangelhafte Wehr der „rothigen Bauern“, die doch „kein recht verständig Kriegsvolk, sondern ain nackt ungeniet Volk seien“. Als er fragte, wer ehrlich und redlich stehn und bleiben wolle, reckten alle die Finger in die Höhe und des Bischofs Sekretär Konrad Weinaug rief frohlockend: „des sei Gott gelobt, singt mir alle nach“, „und fing also

mit heller Stimme an und sie alle mit ihm frohlich zu singen das österrich Lobgesang: „Christ ist erstanden“. Der frohe Gesang schallte über die Gräben und die sproßenden Weingärten und hallte wider von den gegenüberliegenden Höhen des Nikolausberges, wo die Bauern im Schweife ihres Angesichtes schanzten.

Am Sonntag Laetare (14. Mai) krachten vom Nikolausberg herüber die ersten Schüsse, bald folgten aus der Stadt die Schläge der Stück- und Feldschlangen. Des Bischofs Leibkaplan Silvester Cobenhaupt war der erste, den die tödliche Kugel traf. Doch den Schützen wurde gepfefferte Antwort. Um 6 Uhr früh, da man sonst zur Messe läutete, gab der Schlosshauptmann vom mittleren Turm herab das Zeichen, und verderbenbringend flogen die schweren Steinkugeln der Totschlangen und pfiß das Blei der Haubenbüchsen hinunter in die Stadt. Als die Sonne des nächsten Tages untergegangen war und die dunkle Nacht sich über die Unruhe des Tages senkte, atmete die Besatzung auf und Stille lagerte sich über den Frauenberg. Die Bauern glaubten sich durch die Finsternis der Nacht genügend geschützt, um einen Handstreich zu versuchen. Ihre Hauptleute hatten vor, die Schanzen der Festung an der Mainseite zu stürmen und die Büchsen dahinter unschädlich zu machen. Sie forderten also den Rat auf, mit Leitern und allem Nötigen bereit zu sein. Einem geordneten und wohlvorbereiteten Angriff kamen aber die in der Vorstadt beim Burkhardusstift lagernden Bauern zuvor.

Die Besatzung wurde plötzlich durch ein wildes Geschrei auf die Beine gebracht. In wilder Hast, mit Trommeln, Pfeifen, halb trunken von schwerem Wein, klossen die Massen der Bauern stürmend den Schloßhang hinan, „sind aber nit wol empfangen, sonder mit ernstlichen Schießen, Werffen, Feuerwerke, Pechringen, Schwefelkrügen, Pulverklößen, Stainen und anderem dermaßen abgefertigt, das sie bald hinter sich treten und weichen müssen.“

Es war eine schauerliche Nacht. In der Finsternis schien das Geschrei verdoppelte Stärke zu haben. Rauchende Schwefelpfannen flogen die Mauer hinunter und ins Triumphgeschrei der Verteidiger krachten die Schüsse ihrer guten Geschütze, gräßliche Laute Sterbender und Schwerverwundeter mischten sich in den nächtlichen Lärm. An 400 Bauern lagen tot in den Gräben. Die Verwundeten konnten in der Finsternis nicht weggebracht werden, auch kümmerte sich niemand um ihre Bergung, „mußten also alda ligen bleiben und verzifen, bis sie auch elend starben und vergingen, ward kainem darvon geholfen, noch kainem aus dem Graben genommen, sonder ließen die in der Besatzung sie also umbtriechen und achzen, bis sie vergingen“ (Zweifel), „ward nachmalen gesagt, die Pawrn hetten sich also mit Wein übersoffen und beladen, das sie

sölichen Sturm in trunkner Weis getan hatten“. Einer von denen, die auf dem Frauenberg mit bei den Geschützen standen, dichtete ein Lied auf die Belagerung:

„Das schiesen und das krachen  
im stürmen einher gieng,  
vertreib ir vil das lachen,  
das feur an manchem hieng.  
Niemant ist sten beliben,  
die anschleg giengen ler.  
Vier stund wards angetriben,  
vil wurden aufgeriben.  
Der ein sprach „ker“,  
der ander „her  
laß dich auch scher!“  
Ich hett michs wol verschriben,  
daß keiner nüchtern wer.“

Um 2 Uhr nachts, als es stiller geworden war, richteten die auf dem Frauenberg alle ihre Rohre gegen die Stadt, „damit man sehe, das sie im Sloß noch lebten“ und voll Siegesfreude verschossen sie all ihre Munition, so daß sie eilends zwei Feuer ansachen mußten, an denen sie die ganze Nacht hindurch neue Kugeln gossen.

Götz von Berlichingen hatte von dem Sturme nichts gewußt und war bei dem Lärm im bloßen Wams, ohne Helm und Schuhe hinausgerannt, seine Leute abzumahnern (Herold). Der Stadtschreiber Cronthal erzählt, daß er (Götz) mit dem Grafen von Wertheim beiseite gestanden wäre, „ob in solchen Lermen das Sloß aufgeben oder hinein gefeuert wurd, daß sie die Ehr und Blunder davon brechten“. Die zwei sich widersprechenden Angaben Herolds und Cronthals sind nur wieder ein Beweis dafür, wie unklar das Verhalten des Ritters selbst damals schon beurteilt wurde. Man scheute sich auch nicht, ihm direktes Einverständnis mit der Besatzung vorzuwerfen. Die „fränkischen Bauern“ waren außerdem wütend, daß man ohne ihre Hilfe zu stürmen versucht habe, gleichsam um ihnen die Ehre des Sieges zu rauben und die Beute abzuführen. Die Stimmung zwischen den beiden Heeren wurde so gespannt, daß sich die Hauptleute, um überhaupt eine einheitliche Leitung zu ermöglichen, gezwungen sahen, die Haufen zu vermischen, einen Teil der Odenwälder nach Heidingsfeld, einen Teil der Franken nach der Vorstadt zu verlegen, was aber die Manneszucht begreiflicherweise vollends zugrunde richten mußte, da in beiden Lagern verschiedene Anschauungen herrschten.

Die Niederlage wirkte lähmend auf den ungeduldigen Sinn des Bauernheeres, aber da kam ihnen willkommene Hilfe von Rothenburg, das sich

eben mit ihnen verbrüderet hatte; zwei neue Geschütze samt Mannschaft und Munition brachten Ernfried Kumpf und Jörg Spelt mit sich, die Verordneten der Reichsstadt. Und als unter Freudenliedern das schwere Geschütz den Berg hinaufgezogen war und der erste Schuß einen Erker herabgeworfen hatte, erfüllte Jubel und neue Zuversicht das Bauernlager.

„Die rotenburgischn bawern  
mit ir geschosß und stein  
die grüsten uns so sawer,  
sie prelten an die mawer.  
Es daucht sie fein,  
sie raumten rein  
uns zu einger pein,  
ließen sich wenig tawer,  
schoßn uns die fenster ein.“

Weil ein regelrechter Sturm keine erfolgreichen Ausichten mehr zu haben schien, versuchten ein Teil der Bauern und eigens hierzu bestellte Bergleute einen Stollen in den Berg zu treiben und die Festung in die Luft zu sprengen. Aber auch dieses Unternehmen mißlang; denn das Pulver war kostbar. Noch jetzt sieht man am Eingang des Leistengrundes die Spuren des angefangenen Werkes.

Kumpf, den die Würzburger bald nach seiner Ankunft zum Schultheißen machten, stachelte mit giftigen Worten den Ehrgeiz der Bürger an: „die Stat Wirtzburg hette etwan zum Romischen Reich gehoret, were aber durch Tiranny der Bischove darvon trungen, und izund widerumb die Zeit komen, das sie erledigt werden solten. das Slosß must herab und nit anders“.

Aber was vermochten wenige brauchbare Geschütze und gar erst große Worte gegen die festen Mauern des Marienberges, wo die Edlen des Landes scharfe Wache hielten! Die Belagerung zog sich in die Länge und der Bischof in der Ferne war nicht müßig. Er sprach auf den zögernden Pfalzgrafen Ludwig ein und sandte Boten um Boten an Jörg Truchseß von Waldburg, der nach der blutigen Schlacht bei Böblingen in starken Märschen näher kam. Als am 18. Mai 1525 Herr Richard, Kurfürst von Trier, ins Heidelberger Schloß eingeritten war und dem Pfälzer melden konnte, daß vor den Toren der Stadt 200 Pferde und vier Fähnlein guter Knechte lagerten, „da gewan es gar ain andere Mainung, gleich als der ungestim, rauch Wind nach langwirigem, großen Ungewitter und Regen anfangt still zu werden und doch der Himel noch allenthalben mit Wolken uberzogen, also das man nit wissen mag, wie sich das Meter schiden will, bis so lang die schone Sun herfurpricht, alle Wolken verjagt und den Himel ganz lauter macht“ (Fries).

Dem vereinten Drängen des Würzburgers und Trierers gab Pfalzgraf Ludwig endlich nach und ordnete die Rüstung an. Jeder Keisige sollte sich ein rotes Kreuzchen anheften, „zu ainem zeichen, dabei man ine jeder zeit vor den hauren erkennen mögt“. Frohgemut begann Bischof Konrad von Würzburg Proviand einzukaufen. Als dann noch das „lustig kriegsvoll“ des Herzogs von Jülich eingetroffen war, brach der Pfalzgraf mit dem stattlichen Heer von 4000 Mann zu Fuß und 1300 Reitern und einer guten Zahl Kotschlangen, Karttaunen und „scharpfenmetzen“ auf, um zunächst den zu Speyer gehörigen Bruhrain zu unterwerfen.

Die Nachrichten von den schweren Niederlagen der Bauern und dem Anmarsch der Bundestruppen verbreiteten Angst und Schrecken im Lager vor Würzburg. Zudem drangen trotz sorgfältiger Absperrung des Lagers Gerüchte von den furchtbaren Ereignissen in Thüringen herein und schon kündeten im Aischgrund Flammenzeichen das Heranrücken des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach. Maßlose Verwirrung löste Zucht und Ordnung. Brief auf Brief flog aus dem Bauernlager in die Ortschaften des Taubertales und des Ochsenfurter Gaues, die Bauern zur Abwehr des Bundesheeres zu sammeln. Stück um Stück des Belagerungsringes zerfiel und wahres Entsetzen verursachte der Abzug Götzens von Berlichingen mit den Odenwäldern und Neckarbauern, die ihren Brüdern zu Hilfe eilen wollten.

Eine Abordnung der Bauern erschien in Nürnberg und forderte von dem Räte Proviand, Pulver und Geschütze. Die Bauern taten sehr gefügig, als ob sie nur das Glück der Stadt im Auge hätten; es gehe ja gegen ihre gemeinsamen Feinde, den Adel und den Markgrafen. Aber der Rat hatte in der Gemerkung der eigenen Stadt mit schwerer Mühe und großen Kosten die Ruhe aufrecht erhalten und wies die Bittsteller ab. Da taten die Bauern auf einmal „prächtig und stolz, als ob ihnen die ganze Welt gehöre“ und zum Ärger des Rates sprengten sie auf den Straßen aus, man gedenke im Bauernlager kein Haus im ganzen Lande zu dulden, das besser sei als ein Bauernhaus.“ Das war die Gesinnung der fränkischen Bauern. Aber als die Abordnung zurückkam, fand sie die Dinge nicht so glorreich. Die Belagerungsarmee war zusammengeschmolzen. Schließlich lehrten auch die Rothenburger Räte unmutig nach Hause zurück.

Was in der Stadt Würzburg blieb, war verzweifeltes Gesindel, das nichts zu verlieren hatte und das nun, da auch der Wein der Domhernhöfe zur Neige ging, zum Gute der reicheren Bürger griff und bedrohliche Reden von allgemeinem Teilen aller Güter hören ließ, „also das sich maniger habender Mann, der bisher zusehen und von der Bauern Furmenen zuvoran, dieweil es ihne nit anging, gut Gefallen getragen, im

Kopf krawen und erst Bedenken wart, was beschwerlichen Ausgang und End die Sachen gewinnen mogten“ (Fries). Schlechte Menschen benutzten die Verwirrung zu einem wüsten Treiben, „zudem so waren die Bauern, so man zu Würzburg eingelassen hätte, alzeit voll, trieben viel Unzucht mit Worten und Werken, ließen sich auch nach Mittag, zuzeiten, wann sie bezech, vor mittag von niemant regiren“ (Fries). Vergebens waren alle Belehrung, alle Drohung der Hauptleute. Zum Spott ragten die Galgen auf dem Fischmarkt, dem Judenplatz und hinterm Dom; denn „wan sie getrunken hetten, ware alle Zucht verloren, achteten der Galgen gar nit, sonder sagten, sie wollten die Munchen, Pfaffen und ire Gesind daran henken“ (Fries). Bezwingen von der Gefahr von außen und dem drohenden Gespenst einer wüsten Pöbelherrschaft, suchte der Rat der Stadt in letzter Stunde durch gütlichen Vergleich dem Unglück zu entgehen. Im Rat von Nürnberg erschienen seine Boten und an die Tore der Wertheimer Burg pochten seine Sendlinge. Flehentlich baten sie um Vermittlung beim schwäbischen Bund. Von Wertheim erhielten sie ein leeres Versprechen, die Nürnberger sandten eine nutzlose Predigt. Da griffen die Bauern schließlich zum letzten Mittel, das schon fast einer Unterwerfung gleichkam, und schrieben einen Landtag nach Schweinfurt aus, der eine gewisse Ordnung aufrichtete und mit dem Landesherrn auf billige Bedingungen handeln sollte. Der Bischof von Würzburg, der Markgraf von Kulmbach lächelten wohl spöttisch über die Einladung, die auch ihnen zugegangen war. Die Hilferufe aller Bauernlager bei Bamberg, im Oberland, im Grund der Aisch und anderswo erwiesen zur Genüge die Lage als trostlos und die Nutzlosigkeit jeder Verhandlung. Und während der Landtag nach vierundzwanzigstündiger Dauer ergebnislos auseinanderging, entschied sich im Taubergrund das Schicksal des Bauernaufstandes in Franken.

Doch bevor das Ende erzählt werden soll, müssen wir uns die Bauernbewegung in noch anderen Gegenden des Reiches vor Augen führen. Bleiben wir zunächst in Franken und wenden uns in die Gegend nördlich von Würzburg, in das Gebiet der Reichsstadt Schweinfurt.

## Schweinfurt.

Schweinfurt, seit 1384 freie Reichsstadt, stand unter der Schutzherrschaft der Grafen von Henneberg. Es berührten sich da die Machtbereiche des Hochstiftes Würzburg und der aufstrebenden Grafschaft Henneberg. In die daraus entstehenden Kämpfe und Streitigkeiten sah sich die Stadt oft genug verstrickt, was ihre eigene Entwicklung außerordentlich hemmte. Gleichwie in anderen Städten, so hatte sich auch hier im 15. Jahrhundert die „Gemeine“ der Stadtregierung bemächtigt, wurde aber bald wieder durch einen Schiedsspruch Kaiser Friedrichs III. daraus verdrängt. Im Jahre 1515 kam es zu einem neuerlichen Versuch, dem Rat seine Alleinherrschaft streitig zu machen, der abermals fehlschlug, da sich der Rat an den Grafen Wilhelm von Henneberg und andere Fürsten um Hilfe gewandt hatte. Der Graf hat damals ein schweres Gericht über die Auführer ergehen lassen.

Zu der Zeit aber, als die Bauern sich überall erhoben hatten, sah sich der Rat umsonst nach seinem alten Helfer um; denn der Graf von Henneberg hatte sich ja selbst zu den Bauern getan. Ringsum lohnte das Feuer, die Stadt konnte sich, fast im Mittelpunkt der ganzen Bewegung legen, nicht halten und ließ die Bauern willig ein.

Es war jener Teil des Bildhäuser Hauses, der bei Kloster Heidenfeld gelegen war. Am 14. Mai war eine Vorhut, 800 Mann stark, auf dem Wege nach Würzburg durch die Stadt gezogen. Neun Edelleute und deren Knechte führten sie mit sich. Später kam der „gewaltige Haufe“, an 2000 Mann, nach, wurde aber nicht eingelassen. Der Rat von Schweinfurt, welcher schlimme Ahnungen hatte, schickte Wein und Fleisch und Brot hinaus. — Das alte hennebergische Schloß Mainberg konnte anfangs nicht erobert werden; denn die umliegenden Dörfer Forst, Gädheim und Schonungen wehrten sich in treuer Anhänglichkeit an ihren Herrn, samt den Mainberger Bauern gegen die anrückenden Bildhäuser. In einer förmlichen Schlacht wurden die Getreuen überwältigt. In der Abendröte des 17. Mai 1525 ging Mainberg in Flammen auf.

Die „Gemeine“ bekam nun endlich, was sie seit langem anstrebte und herrschte unumschränkt in der Stadt, wo es nicht anders zuging als an andern Orten: der Pöbel hatte die Macht in den Händen und Wein in Menge.

Viel bedeutungsvoller ist der Verlauf des Aufstandes im Bamberger Bistum. So ähnlich die Erhebungen in ihrem Fortgang scheinen, es hat doch jede ihre ganz besonderes landschaftliche Färbung, ein eigenartiges Gepräge, welches aus der seit Jahrhunderten im abgegrenzten Raum entwickelten Gesinnung und Gesittung zu erklären ist.

## Bamberg.



Die Unruhen in dem geistlichen Territorium von Bamberg sind in gewissem Sinne auch für Würzburg von Bedeutung gewesen. Bei dem regen nachbarlichen Verkehr zwischen beiden Bistümern, der ja durch das breite Maintal so außerordentlich begünstigt wurde, muß man auch einen lebhaften Gedankenaustausch annehmen. Man kann beobachten, wie gewisse Bestrebungen, z. B. der Kampf gegen die Herrschaft des Domkapitels urplötzlich, ohne offenbaren Anlaß, auch in der Würzburger Bürgerschaft auftauchen. Selbst in Einzelheiten, wie die Ersetzung des Zehnten durch den dreißigsten Teil, läßt sich Bamberger Einfluß nachweisen. Andererseits als im Bauernaufstand die Dinge im Würzburgischen einen rascheren Lauf genommen und die viel langsamere Entwicklung des Aufstandes in Bamberg längst überholt hatten, wirkte die Bewegung mit verdoppelter Kraft auf die Regnitzstadt zurück. Besondere Bedeutung gewinnt der Verlauf der Ereignisse in Bamberg dadurch, daß die Aufständischen, das Land sowohl als die Stadt, hier eigentlich ihr Ziel erreicht hatten, indem sie sich schließlich wirklich im Besitze ihrer Forderungen sahen. Dabei wurde aber gleichzeitig auch offenbar, daß von den Neuerern eine grundlegende Änderung der politischen Zustände nicht begründet werden konnte. Die Gedanken, welche teils von Anfang an die Bewegung beherrschten, teils in ihrem weiteren Verlauf zur Herrschaft kamen, lassen sich in kurzen Worten zusammenfassen. Allen voran religiöse Reform, dann Zentralisation der Herrschaftsgewalt und Aufhebung aller nicht bischöflichen Abhängigkeitsverhältnisse im geistlichen Gebiet, Herstellung der städtischen Einheit in der Hauptstadt durch Aufhebung der Immunitätsbezirke, allgemeine und örtliche wirtschaftliche Reform. Wir sehen, wie das Problem sich verwickelt, in dem es die Belange aller Stände gleicherweise berührt. Es wird stärker als sonstwo die politische Seite betont. Dabei blieb hier die ganze Bewegung vollständig in den Grenzen des Territoriums. Es ist nicht schwer einzusehen, daß der Allgemeinheit nicht geholfen war, wenn an dem kranken Staatskörper nur eine Wunde verbunden wurde, und daß zweitens auch die politische und soziale Reform des Bistums nicht bestehen konnte, ja eine ständige Gefahr bildete, wenn die Nachbarstaaten nicht ähnliche Neuerungen einführten; denn zu solcher Geschlossenheit war die Territorialherrschaft trotz aller Fortschritte doch noch nicht gediehen, daß größere politische Ände-

rungen sich nicht auch bei den Nachbarstaaten und schließlich im gesamten staatlichen Gefüge des Reiches bemerkbar machen mußten. — Bemerkenswert bleibt immerhin, wie die Bestrebungen der Fürsten nach Bildung territorialer Staaten von den Sympathien der Untertanen getragen werden, die aus einer Zersplitterung der obrigkeitlichen Gewalt und der daraus entspringenden zahlreichen Untertänigkeitsverhältnisse nur Schaden gezogen hatten. Ungelöst war auch in Bamberg das Problem der Ritterschaft geblieben. Es sind Gründe vorhanden, die darauf schließen lassen, daß sich die Bamberger Ritterschaft die Bestrebungen des Würzburger Adels, der im engsten Einverständnis mit dem brandenburgischen Markgrafen handelte, zu eigen machte. Bekanntlich gingen diese Absichten auf eine Säkularisation des geistlichen Territoriums und geistlichen Besitzes überhaupt hinaus. Wenn sich der Bamberger Adel mit den Würzburger Standesgenossen zu einer gemeinsamen Beratung zusammensand, deren Beschlüsse geheim gehalten wurden, die aber jedenfalls, dem Ausschreiben gemäß, gemeinen Nutzen der Ritterschaft betrafen, so wird man bei der geschilderten Lage der Dinge in Franken ahnen können, welche Fragen besprochen wurden. Doch hat man das Geheimnis zu gut bewahrt, als daß man von irgendeinem bestimmten Schluß sichere Kenntnis hätte.

Bemerkenswert ist wohl auch, daß im bambergischen Gebiet der Aufbruch von der Hauptstadt ausging. Er ergriff wohl alsbald die Landschaft, aber erst viel später hat diese ihren eigenen Krieg geführt. Weniger als in anderen Ländern, welche von den Wirren heimgesucht wurden, sind hier sozialwirtschaftliche Mißstände für den Ausbruch der Revolution maßgebend. Man liest in den eingebrachten Beschwerden nichts von Leibeigenschaft, nichts von Überlastung durch Steuern und Fronen, dagegen tritt lebhafter und schärfer umrissen als anderswo das religiöse Problem in den Vordergrund. Und religiöse Spannungen haben auch den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch der Empörung gebildet.

Unter der Regierungszeit des feinsinnigen Bischofs Georg III. aus dem Hause Limburg (1505—1522) hatte, unterstützt von den reichen humanistischen Interessen, welche den Hof und die Hauptstadt beherrschten, die neue Lehre ziemlich rasch Eingang gefunden. Ohne daß der Bischof selbst sich ihr zuneigte, hat sie doch in seiner Umgebung festen Fuß gefaßt. Der Hofmeister Hans von Schwarzenberg, dessen Herz für alle Bestrebungen des Humanismus und besonders für dessen Nürnberger Vertreter, wie Willibald Pirtheimer, Lorenz Behaim und andere glühend begeistert war, hat seine neugläubige Gesinnung schon anlässlich des Nürnberger Reichstages (1522/23), wo er am Gutachten des Regimentsausschusses einflußreichen Anteil nahm, bekundet. Seine Tochter hat die Klosterzelle verlassen müssen. Joachim Camerarius, Konrad Zertlin, der



Landschaft. (Farb. Stich von A. Altdorfer; Wien, Albertina, Altd. Bd. 49/2).

Maler Paul Lautensack, alle bekannte Lutheraner, lebten ungestört in Bamberg. Unter den Geistlichen aber, welche dem laueren Evangelium anhängen, wirkte Johann Schwanhäuser, Kustos bei St. Gangolf, am nachhaltigsten durch Predigt und deren gedruckte Weiterverbreitung auf die breite Masse des Volkes ein. Seine Predigten waren gar nicht so harmlos als man anzunehmen pflegt. Mit dem ganzen lutherischen Wortreichtum stellt er den Papst, die Kardinäle und Bischöfe als rechte Anti-

Christen hin. Man solle Kostbarkeiten, welche die Kirchen und Klöster besitzen, lieber verkaufen und den Erlös unter die Armen verteilen. Nicht zu leugnen ist der eindrucksvolle Ernst, der in seinen Predigten liegt und der seine Wirkung nicht verfehlt haben wird. — Selbst nach dem Tode des Bischofs Georg, als Weigand von Redwitz, ein strenggläubiger, aber milder Mann, den bischöflichen Stuhl von Bamberg bestiegen hatte, ließ man die Prediger anfangs noch gewähren. Eine Wendung trat erst ein, als der Bischof durch seinen Anschluß an den Regensburger Konvent die Verpflichtung der strengen Durchführung des Wormser Edikts übernommen hatte. Jetzt erfolgte die Vorladung und Ausweisung der Prediger und die Wiederherstellung des Katholizismus auf dem flachen Lande durch Bestellung rechtgläubiger Geistlicher. Derartige Bemühungen konnten aber nicht verhindern, daß aus den benachbarten Gebieten, besonders dem der Reichsstadt Nürnberg, auf heimlichen Wegen Luthers Lehre und Schriften weiterhin eindringen. Nürnberg gab auch das erste Beispiel eines Aufstandes gegen die Zehnten. Der Aufruhr wurde im Nürnbergschen zwar bald unterdrückt, aber die benachbarten Bambergischen Gebiete zog er doch in Mitleidenschaft. Unter anderen kleineren Ausschreitungen, die sich nun häuften, nahm der Aufstand in Forchheim, wo Wilhelm von Wiesenthau Pfleger war, bedenklicheren Umfang an. Die Landleute traten hier mit einem bestimmten Programm auf, das die Grundlage der späteren allgemeinen Artikel der Bamberger Bauernschaft werden sollte. Aufhebung der Zehnten, soweit sie den Domherren und der Geistlichkeit zukamen, Verminderung des bischöflichen Zehnten auf den 30. Teil wurden stürmisch verlangt. Dieser Ausbruch bäuerlicher Unzufriedenheit wurde zwar in Forchheim wieder unterdrückt und die besondere Wachsamkeit, mit welcher man von nun an diese Stadt behütete, bewirkte, daß sie auch später nie wieder in die Wirren hineingezogen wurde, aber es mehren sich von nun an die Berichte über Verweigerung von Zehnten und Abgaben sowie der Zerstörung der Zehentseuern und über Zusammenlaufen des Volkes. Die Unruhe auf dem Lande griff bald auch auf die Hauptstadt über, wo nun die Bürger immer lauter ihre eigenen Forderungen laut werden ließen. Die alten Wünsche und Hoffnungen auf städtische Selbständigkeit wurden wieder lebendig. Kein Domkapitel sollte ihnen den Zutritt zu ihrem Herrn wehren und sich zwischen diesem und seinen Bürgern stellen, die Torschlüssel sollten in ihren Besitz kommen, verschiedene drückend empfundene Abgaben gestrichen werden. Der Bischof könne sich ja mit Klostergut für den Ausfall an Einnahmen entschädigen. — Diese innere Erregung und Spannung in der Stadt förderte die Wühlarbeit bürgerlicher und auswärtiger Agitatoren, die nun auf eine Gelegenheit zum

offenen Aufruhr warteten. In bürgerlichen Kreisen waren es in erster Linie Neugläubige, die seit Unterdrückung der lutherischen Predigt auf Abhilfe sannten. In diesem Bestreben konnten sie auf Unterstützung von Seite eines Großtheils der Bevölkerung rechnen, in deren Vorstellungswelt sich alles Neue, sei es in Politik oder Wirtschaft, im Begriff der neuen Lehre verwirklichte.

Das Beispiel des Markgrafen Kasimir, der zur Beratung über die Forderungen der bösen Zeitläufte einen Tag nach Neustadt a. Nisch ausgeschrieben hatte, mag den schon lang gehegten Gedanken des Bischofs, sich gegen die immer näher heranziehende Gefahr zu schützen, zum Entschlusse haben reifen lassen. Er wollte seine Vasallen um sich versammeln, um im Verein mit ihnen geeignete Maßregeln zu überlegen. Daß man sich in den Kreisen der Anhänger des Bischofs des Ernstes der Lage bewußt war und Schwierigkeiten erwartete, geht aus dem Ausschreiben wohl hervor. Stärkste Rüstung mit Knechten und Pferden wird darin den Lebensleuten befohlen. Damit der Adel ja nicht zögere, der Berufung seines Lebensherrn Folge zu leisten, wird er besonders darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht nur um des Bischofs und des Hochstifts Vorteile gehe, sondern auch dem Adel von Seite seiner Untertanen Unheil drohe. Dieses Mandat, das am 5. April ergangen war, wurde irgendwie in der Stadt bekannt und erregte in den Kreisen, welche mit dem Bischof auf gespanntem Fuße standen, also besonders den Anhängern der religiösen Neuerung, begreifliches Aufsehen. Aller derjenigen, die sich gefährdet glaubten, bemächtigte sich fieberhafte Aufregung, die sich in einer Versammlung im Zinkenwörth, im Süden der Stadt, im Hause eines Schlossers, im Laufe einer Aussprache soweit steigerte, daß man den Beschluß faßte, früh morgens am nächsten Tag auf dem Markte zusammen zu kommen und dem Volke, wenn es den Gottesdienst verließ, warnend zu verkünden, daß der Bischof über die Neugläubigen mit Waffengewalt hereinbrechen wolle; denn diese Absicht legte man der Berufung des bewaffneten Adels unter. Wie reif die Bürgerschaft für eine Empörung und wie gespannt die Stimmung war, wozu gewiß die Nachrichten von den Vorgängen im Südwesten des Reiches viel beigetragen haben, beweist nichts klarer, als der rasche Erfolg der beschlossenen Aufreizung trotz mancher noch in der Nacht vom Räte getroffener Vorsichtsmaßregeln. Die Verschwörer wollten sich das Übergewicht ihrer Masse sichern und den Bischof von seinem Adel trennen. Es wurde ihnen wohl klar, daß ihre Sache keine Aussicht mehr auf Erfolg haben könne, sobald eine so große Schar wohlgerüsteter Kriegerleute jedem Wort ihres Bischofs drohenden Nachdruck verleihen konnte. Eilends wurden die Tore zugeschlagen und die Straßen mit Ketten abgesperrt, um den Zuzug der auf-

gebotenen Ritter zu verhindern. Das geschah am 11. April, jenem Tag, an dem sich die Ritterschaft hätte einfinden sollen. — Da nun auf solche Weise erst einmal der Bann gebrochen war, mit dem die angestammte Ehrfurcht vor dem Bischof und Herren und dem Adel die Herzen beherrschte, machte sich die angesammelte Unzufriedenheit in lautem Verlangen nach Änderung der bestehenden Verhältnisse Luft. In sieben Artikeln überreichte die Versammlung der Bürger, die sich natürlich durch Neugierige und Mitbeteiligte im Laufe des Tages immer mehr verstärkte, dem Bischof ihre Forderungen. Ihre religiöse Grundlage erwies sogleich der erste Punkt, welcher die freie, unverdunkelte, lautere Predigt des Evangeliums betraf. Der zweite verlangte die Aufhebung der Immunitäten, der gesonderten Gerichtsbezirke der Geistlichkeit, hatte also die eigentlichsten Vorteile der Stadt im Auge. Bedeutungsvoll ist der dritte Artikel, welcher jede Nebenregierung des Kapitels beseitigen und die Alleinherrschaft des Bischofs begründen sollte, dem auch allein neben der Stadt das Ungelt zu zahlen sei, wie es der vierte Punkt aussprach. Daß die Gemeinde allein und weder Bischof noch Kapitel Herr der Stadt sei, erklärte der fünfte Artikel, in dem man forderte, daß ausschließlich Rat und Gemeinde die Stadtschlüssel besitzen dürften. Der sechste Punkt enthielt die Abschaffung des kleinen Zehnten, der siebente endlich die Forderung nach Straflosigkeit für das ganze aufrührerische Vorgehen.

Der gefährlichste Punkt war ohne Zweifel der zweite, welcher die ganze Verfassung umstieß und sowohl den Widerstand des Kapitels, dessen langjährigen Kämpfen um Mitregierung er schnurstracks entgegenlief, als auch des dem Kapitel durch Eid verpflichteten Bischofs finden mußte. Während dieser den Tag über sorgenvoll über diese Artikel saß und mit seinen Räten überlegte, da doch eine erregte Menge nur ein unbedingtes „Ja“ erwartete, gingen die Wellen der Empörung in den Straßen und auf dem Markte immer höher. Man stürmt den Bürgerhof und bewaffnet sich mit Speißen und Hellebarden, durchzieht in Getöse die Stadt, holt alle Bürger unter heillosen Drohungen aus ihren Wohnungen und schießt sie auf den menschengedrängten Markt, der das Ansehen eines Kriegslagers annimmt. Im Angesicht der Gefahr zogen es viele Domherren vor, ihren Bischof zu verlassen und den Staub der Stadt von ihren Füßen zu schütteln; denn sie hatten es deutlich genug zu hören bekommen, daß es auf sie besonders abgesehen war.

Wie ein Blitz schlug die Kunde von dem Ausbruch der Empörung zündend in die Landgemeinden, so daß noch am selben Abend die Hallstädter Bauern, 150 Mann stark, in die Stadt zogen. Auf ihrem Fuße folgten andere nach, so daß am nächsten Tag an 3000 Mann von auswärts versammelt waren. — Und während der Tumult des vergangenen

Tages den Schlaf der Nacht von manchen Bürgers Lidern trieb, rasselte auf der Altenburg über der Stadt die Zugbrücke in die Höhe, über die der geängstigte und ratlose Bischof eben mit wenigen Begleitern ingeritten war. — Je größer die Zahl der Bauern wurde, die mit immer neuen Beschwerden in die Stadt eindrangen — Bamberg war eine offene Stadt und hatte weder feste Mauern noch Graben, so daß man dem Zuzug nicht wehren konnte —, desto steifer wurde das Rückgrat der aufrührerischen Bürger, deren Führung rasch Männer, wie der Bader Hans Hartlieb, und der unruhige Zimmermann Hans von Kitzingen übernahmen, denen eine ganze Anzahl trotziger Handwerker zur Seite standen, unter ihnen Paul Lautensack, der Maler. Der Rat der Stadt, dessen Stellung bereits schwer erschüttert war, seitdem sich einige seiner Mitglieder, wie Hans Saylor und Georg Graber verdächtig viel mit den Verschworenen zu reden machten, suchte durch Aufstellung einer bewaffneten Söldnerschar halbwegs Ordnung zu halten und dadurch, daß er ein paar handfeste Leute in die einzelnen Klöster warf, diese vor dem Schlimmsten zu schützen; unterdessen aber bemühte sich die Bürgerschaft, die mangelhaften Befestigungen in harter Arbeit herzustellen und Wege und Furten zu verlegen, um jeden Angriff von außen aufhalten zu können.

Der Rat sah keine andere Möglichkeit, zu einem Ziele zu gelangen, als der aufgeregten Gemeinde die allgemein geachtete Persönlichkeit des Bischofs nochmals gegenüberzustellen. Der Bischof folgte tapferen Mutes dem Wunsche der Stadtväter. Ganz ungefährlich war der Ritt Weigands durch die dichtgedrängten Gassen nicht. Allerhand Gesindel hatte sich auch in Bamberg unter die Menge gemischt und wartete auf die Stunde, die jede Bande der Ordnung sprengen sollte. Beim Karmeliterkloster erwartete den Fürsten eine stark bewaffnete Schar und erkühnte sich, die Einziehung der geistlichen und adeligen Güter für den Allgemeinnutzen zu verlangen. Als der Bischof eine ausweichende Antwort erteilt hatte, knallten ein paar Schüsse, die ihn aber nicht hinderten, im Vertrauen auf das zugesicherte Geleit zu seiner Hofhaltung weiter zu reiten. Ein Geleit von einigen Ratsherren führte ihn von da vor das auf dem Markt in Wehr und Harnisch aufgestellte Volk aus den bischöflichen Städten, zu dem er freundlich sprach, ohne eine freundliche Antwort zu erhalten. In der langen Gasse, durch welche der Ritt weiter zum Rathhaus ging, standen Kopf an Kopf die bewaffneten Bauern aus den Ämtern.

Dieser Zug mag dem Bischof viel Bedenken verursacht haben. Es sah wohl nicht danach aus, als wollten die Untertanen viel mit sich handeln lassen. Ein Ausschuss von je dreißig Mann aus der Gemeinde zu Bamberg und vom Lande hatte die Forderungen in zwei Artikel zusammengefaßt. Im ersten war die Entsetzung des Kapitels von aller Mitregierung ent-

halten. Prälaten, Mönche, Priester, Nonnen, alle seien von weltlicher Regierung auszuschließen „allein die vom Adel nit“; denn „mit denen vom Adel hatten sie nit sonders zu schaffen“. Der zweite beantragte, alle Priester und Mönche in Pflichten des Bischofs zu nehmen. Also einzig gegen das Domkapitel und die andere Geistlichkeit richtete sich der ganze Aufruhr, weil in deren Schoße die allen Neuerungen auf politischem und religiösem Gebiete widerstehenden Kräfte vermutet wurden. Ob wohl die Männer, welche diese Artikel einbrachten, die Tragweite ihrer Beschlüsse, die dem Bischof eine unumschränkte Gewalt in die Hände gaben, erkannten? Es scheint, daß sich nicht einmal der Fürst eine Vorstellung von einer unbeschränkten Herrschaft machen konnte. Für die politische Gedankenwelt der damaligen Zeit war die Forderung jedenfalls etwas Neues und Unerwartetes, und so tief gewurzelt war selbst in dem Fürsten die Vorstellung von dem alten Lebensstaat, daß er das Ansinnen, andere Herren ihrer Gewalt und ihrer Untertanen zu berauben, mit ernster Entschiedenheit als unehrenhaft zurückwies. „Ob man schon mich in einem Turm hätt, gedenke ichs doch nit zu tun“, war seine mannhafteste unerschütterliche Antwort, als die Ratsherren auf den Knien flehend ihn zur Vermeidung größeren Unheils um Annahme der Artikel baten. Auch das Verlangen des Ausschusses, ihn und das Volk seiner Pflichten „ledig zu zeln“, stieß auf unerbittlichen Widerstand, so daß die Abgeordneten dem Bischof schließlich auf eigene Faust „absagten“.

Das bedeutete die Auffage des Gehorsams, den Sturz des Fürsten, die Herrschaft der Masse. Sogleich schwangen sich die Empörer auf die Ratsstühle. Eine aus dem Ausschuß gewählte Gruppe von 21 Männern (7 aus der Gemeinde im Stadtgericht, 7 aus den Immunitäten, 7 von den Bauern), saß nun neben dem alten Rat, der vergebens um seinen Abschied bat, in der Ratsstube. — Aber es gelang der neuen Stadtregierung nicht, die Zügel, welche sie ihrer Obrigkeit aus den Händen gerissen hatte, also gleich fest zu packen. Der Pöbel zerriß die Stränge und begann, kaum daß der Bischof wieder aus dem Tor geritten war, hemmungslos seine Wut gegen die Geistlichkeit austoben zu lassen. Während die Sturmglocken aufregend über die Stadt wimmerten, stürmten die Wütenden die Hofhaltung des Bischofs und drangen wie die Rasenden in die Domherrenhöfe und Klöster ein, wo sie, von den vorgefundenen Weinvorräten bald sinnlos berauscht, alles verwüsteten, zerschlugen und zerrissen. Nur die Höfe des Daniel von Redwitz, des Bruders des Bischofs, wo die kranke Mutter lag, und die Behausung des kranken Weiprecht von Sedendorf blieben verschont. Selbst vor den geweihten Hallen des Doms hätten die Trunkenen nicht Halt gemacht, wenn nicht einige besonnene Leute sich gefunden hätten, die, eine lebendige Mauer, den Sturm vom Heiligtum

abwehrten. Noch am gleichen Tage — es war der Gründonnerstag — bot der Ausschuß alle Städte und Flecken des Bistums auf, zu ihnen zu ziehen, um so seine Macht noch fester zu gestalten. Doch gaben diese traurigen und wüsten Ereignisse sowohl dem Bischof als der neuen städtischen Obrigkeit zu denken. Man mußte doch schließlich einen Weg der Verständigung suchen und Bischof Weigand verstand sich im Interesse der Wiederherstellung der Ordnung und im Bewußtsein seiner gänzlichen Abgeschlossenheit von auswärtiger Hilfe zu neuen Verhandlungen, die vor allem eine umfassende Amnestie, dann aber auch eine neue Verfassung zur Welt brachten. Der Bischof nahm die Huldigung der Untertanen, des Domkapitels und der verschiedenen Klöster an und gab seinen Willen kund, die Beschwerden anzuhören und versprach sie nach einem schiedsrichterlichen Verfahren abzustellen. Eine Art Landtagsauschluß sollte zusammentreten, gebildet aus neun vom Bischof zu ernennenden Männern, denen drei von der Stadt und sechs von der Landschaft beitreten sollten (Zuschuß). Im Falle der Stimmengleichheit hat ein aus dem Lande gewählter unparteiischer Obmann zu entscheiden. Diesem Kollegium sollten alle eingebrachten Beschwerden zur Beurteilung vorgelegt werden. Zehnten und Zinsen sollten bis zur Entscheidung nicht entrichtet werden. — Als am Osterabend diese Übereinkunft, von Bischof und Stadt besiegelt, bekannt gemacht wurde, erhob sich ein großer Jubel. Im lauen Frühlingsabend ertönten feierlich und freudvoll die Friedensglocken, von der Altenburg donnerten die Kanonen und Dankgesänge füllten den Dom, an dem sich vor zwei Tagen fast freche Räuberhände vergriffen hätten. Die Stadt sah sich am Ziele ihrer Wünsche.

Langsam kehrte die Ordnung zurück, nachdem es gelungen war, die Bauern und Bürger vom Land aus der Stadt zu bringen. Bei der sogenannten Wunderburg unweit von St. Gangolf schlugen diese ein Lager, immer noch nicht recht dem Frieden trauend. Der Bischof kehrte wieder in die Stadt zurück.

Der so aufgerichteten Reformation gemäß entäußerte sich wenigstens die äußere Form des Gottesdienstes teilweise jener Dinge, welche man in Wittenberg mit mehr oder minder Hefigkeit bekämpfte. Um aber die Schätze des Kultes vor Plünderung zu schützen, ließ sie die Obrigkeit verzeichnen und nahm sie selbst in Verwahrung. — Da es keine gesonderten Untertänigkeitsbezirke mehr gab, ließen sich nun sogleich zahlreiche Personen der „Mundäten“ (Immunitäten) ins Bürgerregister aufnehmen, auch die Domherren Weiprecht von Sedendorf, Jacob Fuchs und Jörg von Bibra. Auf dem Lande ging zwar die Veränderung der Abhängigkeitsverhältnisse, also Übergang der Hoheitsbereiche des Domkapitels, auf den Bischof und Aufgabe der Sonderstellung der Klöster, rasch und

widerstandslos vor sich, doch hatte das Land noch längere Zeit unter den Folgen der Aufregung, Plünderungen und Belästigungen aller Art, zu leiden, bis „der verordnete Ausschuss des Stiffts, Ritterschaft, von



Sahnenträger. (Von Alb. Altdorfer; Wien, Albertina).

Städten und der Landschaft“ ein gedrucktes Mandat dagegen erließ und den Behörden strenge befahl, jede Verletzung des Vertrages ernstlich zu bestrafen. Ganz hörten die Unruhen auf dem Lande nie auf.

Inzwischen ging man daran, die Bestimmungen des Übereinkommens möglichst treulich auszuführen. Während die Bauern sich bemühten, ihre

Beschwerden zusammenzustellen, und — bezeichnend genug — in ihrer Arbeit nicht weiter kamen, wurde in der Stadt ein Ausschuß von 43 Leuten in Bewegung gesetzt, der schließlich auch versagte und die Mithilfe des Rates hinzuziehen mußte. — Nachdem nun nicht ohne manche Meinungsverschiedenheiten das Schiedsgericht ernannt war, konnten die Verhandlungen beginnen. Da sich die Gemeinde dem Wunsche des Bischofs, einige Männer des Schiedsgerichts aus dem Kapitel und dem Alerus zu nehmen, energisch widersetzte, sah sich Weigand gezwungen, auswärts nach Räten zu suchen. Seinem Ansuchen leisteten nur Pfalzgraf Friedrich (Dr. Paul Modler), Markgraf Kasimir von Kulmbach (Dr. Peter Kreutner), der Bischof von Eichstätt (Dr. Georg Wurm) Folge. Diese Fürsten sandten ihre Doktoren dem Bischof zu Rate. Die übrigen nahm Weigand aus der Ritterschaft. Wir finden Georg von Schaumberg, Fritz von Redwitz, Bernhard von Schaumberg, den Amtmann von Lichtenfels Wolf von Schaumberg, den verständigen und tapferen Forchheimer Schultheißen Wilhelm von Wiesentbau und den Rothenburger Burggrafen Bastian Stieber. — Von Stadt und Landschaft aus wurden Hans Saylor, Marx Halbritter, Magister Joachim Cammerarius (Kammermeister), je ein Abgeordneter aus Hollfeld, Kronach, Weismain, Memmelsdorf, Staffelbach und Nimbitz gewählt. Am 2. Mai begannen die Verhandlungen. Jener Punkt, der seit den zwölf Artikeln in allen Beschwerden gleichsam als Grundlage der Neuordnung an erster Stelle vorgebracht wird, die freie klare Predigt des Wortes Gottes ohne menschliche Zusätze, wurde zuerst zur Beratung gestellt. So nachgiebig der Bischof gewesen war, solange es sich um Bewilligung anscheinend vorübergehender oder doch nur auf die Stadt bezüglicher Forderungen in diesem Punkt handelte, so tapfer wehrte er sich jetzt, als es darauf ankam, etwas als allgemeines Gebot zu erlassen, wogegen sein Gewissen und seine Überzeugung klar und eindringlich Einsprache erhob. Ohne seine Zustimmung wurde schließlich das „Erkenntnis“ gefaßt und ging als erstes Mandat der neuen Regierung am 4. Mai hinaus. Unter Umständen wäre damit eine gesetzliche Grundlage für die allgemeine Einführung der Reformation im Bistum Bamberg geschaffen gewesen. Man darf aber nicht vergessen, wie sich die Vorstellungen von dem, was die Neuerer wollten, im Kopfe des Volkes mit dem überlieferten Gebrauche vermengten. Oft waren es reine Außerlichkeiten, deren Abschaffung ihrem Reformbegriff Genüge leistete, auf Lehrmeinungen kam es ihnen im allgemeinen weniger an. Doch wird niemand bezweifeln können, daß in dem Gesetze, das von Bamberg ausgegangen war, dessen Ablehnung durch den Bischof nicht einmal bekannt war, für die Zukunft eine ungeheure Gefahr für den Katholizismus verborgen lag.

Nach Erledigung dieses wichtigsten und allgemeinsten Punktes kamen die anderen Forderungen, zunächst der Landgemeinden zur Sprache. Es ergingen noch mehrere Erkenntnisse, wie die Bewilligung der freien Jagd auf Wildpret in allen bischöflichen Wäldern, der Jagd auf Wildgeflügel, dann aber auch der Aufhebung des kleinen Zehnten, der Fronen „die mit Bitte oder Bezwang den Personen oder Gütern auferlegt waren“, und des sogenannten Hauptrechtes, d. i. der Abgabe bei Besitzwechsel an den hochstiftischen Gütern.

Man sollte meinen, daß die Bauern bei solch günstigem Fortgang ihrer Angelegenheiten Ursache genug zur Zufriedenheit hätten können; sie hätten dankbar sein müssen, daß ihre wirtschaftlichen Lebensbedingungen eine so unerwartet gründliche Besserung erfuhren. Unglaubliches hatte die Revolution in der That schon erreicht, Zentralisierung der meisten Herrschaftstitel, eine demokratische Regierung, neue politische und wirtschaftliche Rechte und außerordentliche Verminderung der Lasten, ganz abgesehen von der Freiheit der Religionsübung. — Aber gerade hier in Bamberg sieht man deutlich, daß Unruhe und Unzufriedenheit viel tiefer liegen als die augenblicklichen Beschwerden zu erkennen geben. Selbst die zwölf Artikel haben diese gewaltige innere Gährung, welche nach Gleichberechtigung unter Gottes Sonne strebte, höchstens in ihrem ersten Punkte angedeutet. Wieviel Unbewußtheit mag in diesem stürmischen Seelendrang gelegen haben. Mit einem gewissen Instinkt erkannten auch die Bauern, daß es mit einer schnellen Bewilligung ihrer Forderungen nicht getan sei, solange noch gewisse bedrohliche Mächte bestanden, welche die tatsächliche Durchführung und beständige Aufrechterhaltung des Erreichten in Frage stellten. Man wollte festen Boden unter den Füßen haben und glaubte darum die feindliche Macht zertrümmern zu müssen, die sich in den festen Burgen versinnbildlichte.

Das Beispiel der anderen fränkischen Bauern wirkte aufregend mit. Wieviele Boten mögen in jenen Tagen aus dem Würzburgischen gekommen sein, wo man gerade vor dem Marienberg lagerte! Wie mögen jene Reden aufgereizt haben, womit die Tauberbauern, die ja bis an die Grenzen des bambergischen Gebietes aufgemahnt hatten, ihre wilde Zerstörungswut rechtfertigten! Das Beispiel ihrer Taten hatte sich schon im Bambergischen bemerkbar gemacht.

An den Grenzen des Bistums, im Gebiete des Klosters Ebrach, hatten ja die Bauern besonders wild gehaust. Schon Anfang April war der Abt Johann Leitersbach geflüchtet und irrte lange unschlüssig herum; denn überall fand er seine Häuser auf den verschiedenen Gütern von Bauern besetzt. In Mühlhausen fing man ihn und ließ ihn nur gegen ein Lösegeld frei. Da suchte er in seinem Schloß zu Herrnsdorf

eine Zuflucht. Als er in den Hof ritt, schauten die trunkenen Rebellen der Schlüsselfelder Gegend bei den Fenstern heraus und zeigten ihm die Junge. Voll Schrecken wandte sich der Geängstigte in sein Kloster zurück. Tränen liefen über seine Wangen, als er die trostlose Verwüstung der schönen Abtei erblicken mußte; denn während seiner Abwesenheit hatten seine Untertanen schrecklich gewüthet. Die Altäre lagen in Trümmern, die Altarbilder lagen zersezt am Boden und scharfe Arte hatten die Chorstühle zersplittert. Schließlich hatte man den Feuerbrand in das Klostergebäude geworfen. Wenn man die Teufel aus der Hölle losgelassen hätte, würden sie nicht schändlicher gewüthet haben, bemerkt Joseph Agricola in seiner Chronik. Traurig ritt der Abt das Ebrachtal hinaus nach Bamberg. Aber auch da fühlte er sich nicht mehr sicher und wanderte bald die Regnitz hinab nach Nürnberg, wo er endlich im dortigen Ebracher Hof Ruhe fand. Als er nach Unterwerfung der Bauern in seine Abtei zurückkehrte, war keine Zelle mehr bewohnbar und er mußte im Orte Ebrach eine Zuflucht suchen, bis im Torhaus für ihn und seine Mönche ein notdürftiges Asyl hergerichtet wurde.

Den Bauern schien es bei den schlimmen Nachrichten, die vom Anmarsch des schwäbischen Bundes, des Kurfürsten von Sachsen, des Landgrafen von Hessen, den Rüstungen des Markgrafen von Kulmbach erzählten, geraten zu sein, sich der festen Plätze bei Zeiten zu bemächtigen, bevor sie noch der Feind als Stützpunkt benutzen konnte. Man kannte auch noch gar nicht die Gesinnungen des Adels, wußte nur, daß er sich in Bamberg Anfang Mai versammelt hatte, um in der Noth der Zeit seine Interessen wahrzunehmen. Gerüchte gingen um, daß im bischöflichen Schloß Giech, dessen Pfleger, Christof v. Redwitz, als Gegner der Neuerung bekannt war, ein lebhaftes Ab- und Zureiten beobachtet worden sei, daß sich die Besatzung auf der Altenburg fortwährend verstärkte. Wir wissen aus Erfahrung, wie solche Gerüchte in einer bedrängten Zeit, in der man alles für möglich hält, wirken. Zusammenläufe fanden statt und mehrten sich und die lebhafteste Aussprache über die Lage peitschte die Gemüther immer mehr auf. Mäßigung und Selbstbeherrschung sind bei aufgeregten Massen immer schwerlich zu finden. So nahmen in Bamberg die Dinge trotz allen gewünschten Entgegenkommens von Seite der maßgebenden Behörden einen bedenklichen und ungeahnten Lauf. — Es ist wohl richtig, daß die letzten gar so bauernfreundlichen Beschlüsse des Schiedsgerichtes schon unter dem Eindruck der bedrohlichen Stimmung gefaßt wurden, die natürlich in der Stadt nicht verborgen bleiben konnte. Die fremden Räte machten sich eilends davon und mit ihnen flohen die Domherren abermals aus der Stadt. Auch die beiden Bürgermeister hatten die Stadt heimlich verlassen, ohne daß man genau ihr Reiseziel angeben

konnte. Diese Aufregung der oberen Kreise wirkte in verstärktem Maße auf das Volk zurück, das von der Ungewißheit der in der Luft liegenden Gefahren in fieberhafter Spannung gehalten wurde. — Man sollte bald klarer sehen; denn schon am 14. Mai, dem Tag nach Erlassung des letzten Erkenntnisses des Schiedsgerichtes war in Hallstadt, in nächster Nähe von Bamberg, eine große Schar Bauern versammelt und bereits im Begriffe, sich eine militärische Organisation zu geben. Den maßgebenden Einfluß dabei hatte Hans Sues aus Memmelsdorf, der auch im Schiedsgericht zu Bamberg gesessen hatte. Aus dem Lager zu Hallstadt, das im ganzen folgenden Aufbruch die Oberleitung in der Hand behielt, ergingen die Aufrufe zum Aufstand in die übrigen Orte, die „mit Wegen, Hauen, und Schaufell, auch Speis und anderen, so zu einem Seltzehen gehort“ zuziehen sollten. Diesem Befehl, der, wie man sieht, bereits auf Grundlagen eines bestimmten Zieles verfaßt ist, wurde theils willig, theils unwillig alsbald Folge geleistet und ohne Zögern schritt man zielbewußt zur Tat. So rasend schnell und wild entlud sich das schwarze Ungewitter, daß innerhalb von zehn Tagen an 73 Burgen und zahlreiche Klöster in Trümmer lagen. Ein im Bamberger Archiv aufbewahrtes Verzeichnis zählt folgende zerstörte Schlösser und Klöster auf:

Stiftische Schlösser: Giech bei Bamberg, Staufenberg bei Bau- nach, Schmachtenberg bei Feil, Ebersberg im Steigerwald bei Eitmann, Nordack bei Stadtsteinach, Neustein bei Weismain, Senftenberg bei Buttenheim, Fürth am Berg im Amt Neustadt (Coburg-Gotha), Gößweinstein, Leienfels in der fränkischen Schweiz, Lichtenfels a. M., Memmelsdorf, Kupferberg, Schönbrunn a. d. rauhen Ebrach, Burgebrach, Obernhochstett bei Neustadt a. U. (?), Arnstein am weißen Main, Wachenroth bei Schlüsselfeld, Wernsdorf, Wolfsberg,

Stiftische Lebensschlösser: Buchau, Giech-Kröttendorf, Eb- neth, Wartenfels, Gleisenu, Teißenort (Amt Kronach), Weissenbrunn, Trunstadt, Pommersfelden, Kötenbach (bei Lauf a. d. Pegnitz (?), Wann- bach, Kirchbrenbach, Teuschnitz, Schmölz, Mitwitz, Attelsdorf b. Schlüs- selfeld, Peulndorf bei Scheßlitz, Wiesenthau, Pretzfeld, Hagenbach, Regens- berg, Buttenheim, Kunreuth bei Forchheim, Mühlhausen bei Pommers- felden, Reizendorf, Weyer, Gremsdorf, Bischofsberg (Bischberg), Steg- aurach, Aisch, Veilbronn, Sendelbach bei Erlangen, Hallerndorf, Reden- dorf, Schney, Wisentfels, Freiensfels (bei Hollfeld), Reidstein (Oberpfalz), Neuhaus a. d. Pegnitz, Sachsendorf, Alladorf, Schönsfeld, Mengersdorf, Obernweylersbach, Taschendorf, Küps, Wattendorf, Plankenfels, Löhltz, Kohlstein, Tüchersfeld, Kühlenfels, Wildenrode, Gößweinstein bei Potten- stein, Roth, Leiterbach, Brun, Rosenbach, Gunzendorf, drei Sitze, Me- schenbach, Königsfeld (?) an der Aulseß, Kainach, Egloffstein, Adlitz,

Eichig, Gutenbiegen, Burggailenreuth, Ailsfeld, Weyer bei Hollfeld, Fischbach, Naila, Elbersreuth, Wasserknoten, Grünstein, Friesen, Haßlach, Knetzgau, Aiderndorf, Bischofsheim, Thurnau, Rabeneck, Ermreut, Schliedenreuth, Uttenreuth, Strößendorf, Ebelsbach, Sulbach (Süllbach a. Jg?), Willenberg, Hundheubern (Hundshaupten?) bei Pretzfeld, Stensdorf, Stäbelsitz (?), Kotenkirchen, Höfen (?), Egelsdorf (?), Grub, Stockheim, Jeegendorf, Heggelsdorf,

Verbrannte Klöster: Langheim bei Lichtenfels, Banz, Neunkirchen am Brand bei Erlangen, Michaelsberg (Mönchsberg), Theres, Zum heiligen Grabe in Bamberg.

Nur wenige Schlösser entgingen der Zerstörung. Neideck, das Jörg Parsfelder, Amtmann zu Weilersbach, mit einigen Edelleuten tapfer verteidigte, verdankte seine Erhaltung schließlich doch nur den Überredungskünsten Nürnberger Vermittler, welche den Bauern begreiflich machten, daß doch einige an wichtigen Punkten gelegene Burgen zur Abwehr auswärtiger Feinde erhalten bleiben müßten. Man dachte in solchen Fällen gleich an die Türken. Streitberg und Rabenstein waren marktgräflich, Hauseck gehörte den Nürnbergern. Deshalb zogen die Bauern an ihnen vorbei. Drei verschiedene Heerhaufen hatten sich in das Zerstörungswerk geteilt, einer war von Ebermannstadt und Kirchhennbach ausgegangen, ein anderer hatte um Höchstadt und im Erbrachtal gehaust, die dritte Schar hatte sich zwischen Thurnau und Hollfeld versammelt. — Der vom Feuer gerötete nächtliche Himmel kündete den Bambergern das Unheil auf dem Lande. Die feurige Lohe des Aufzuges drohte abermals in die Stadt zu schlagen. Doch behielten die Bürger diesmal die Besinnung und da auch die angeworbenen Landsknechte treu blieben, mußten sich die Bauern, die ein Lager vor der Stadt suchend, Durchzug begehrten, damit begnügen, durch eine waffenstarrende Gasse von Bürgern und geworbenen Söldnern zu ziehen. Das alte Lager bei der Wunderburg wurde nun abermals bezogen. Bei dieser Lage der Dinge kam dem Bischof der Vermittlungsvorschlag des Nürnberger Rates recht. Wir sehen, wie die Nürnberger schon früher hier und da in den Lauf der Ereignisse eingriffen, nicht aus uneigennütigen Absichten, sondern in der Sorge um ihren Handel.

Die Bauern waren nun gerade nicht bereit, ihren offenbaren Vorteil aus der Hand zu lassen, obwohl gar nicht ersichtlich ist, was sie eigentlich noch wollten. Erst nach persönlichem Eingreifen des Bischofs Weigand und einer neuerlichen Amnestie wurde am 26. Mai ein „friedlicher Anstand“ zurecht gebracht, den die Nürnberger Vermittlung in einen dauernden Frieden verwandeln sollte. Die Ratsherren Martin Tucher, Bernhard Baumgärtner und Stephan HOLLNER kamen im Namen des

Nürnbergger Rates und bemühten sich nun zunächst, die drohenden Haufen zum Auseinandergehen zu bewegen. Das gelang ihnen im Lager bei der Wunderburg. Auch dem Hallstädter Lager begannen viele zu entlaufen, nahte ja bereits das Bundesheer, dem ein schrecklicher Ruf voranging. — Der Bischof hatte wahrlich Geduld und Nachgiebigkeit genug an den Tag gelegt. Selbst die weitesten Zugeständnisse aber hatten den Ausbruch immer neuer Unruhen nicht hindern können. Und die Bauern verlangten immer neue Erleichterungen, an die sie früher gar nie gedacht hatten. Wir finden es deshalb nicht so unbegreiflich und verdammenswert, daß sich Weigand von Redwitz, als Jörg Truchseß bereits in Schwein-



Plünderung eines Dorfes. (Kupferstich aus der Schweizer Chronik von Joh. Stumpf.)

furt Gericht hielt, am 10. Juni an ihn mit der Bitte um Hilfe wandte. Die Bauern dachten an keinen Widerstand, und von ihren Anführern verlassen gingen sie auseinander. Da versuchte der Bischof sein Gesuch rückgängig zu machen und ritt dem Bundesheern nach Haffurt entgegen, wo er tränenden Auges Vorstellungen machte. Aber Jörg Truchseß und Markgraf Kasimir waren in vollem Lauf und ließen sich nicht aufhalten. Am 17. Juni zog das Heer in Bamberg ein und blieb acht Tage in der Stadt. Ein langes, ausführliches Verhör der Bürger und des Rates wurde angestellt und daraufhin zwölf der Hauptschuldigen hingerichtet. Alle Errungenschaften des Aufstandes gingen dahin, die alte Ordnung kehrte überall wieder ein, Bischof Weigand trat für möglichste Milde ein, legte sich stets für seine Untertanen ins Mittel und erreichte viel mit seiner kräftigen Fürsprache. Die Schatzungsansprüche des Bundes wurden auf 12 000 fl. für das ganze Bistum herabgedrückt, während z. B. das Gebiet Schweinfurt allein 5000 fl. zu bezahlen hatte.

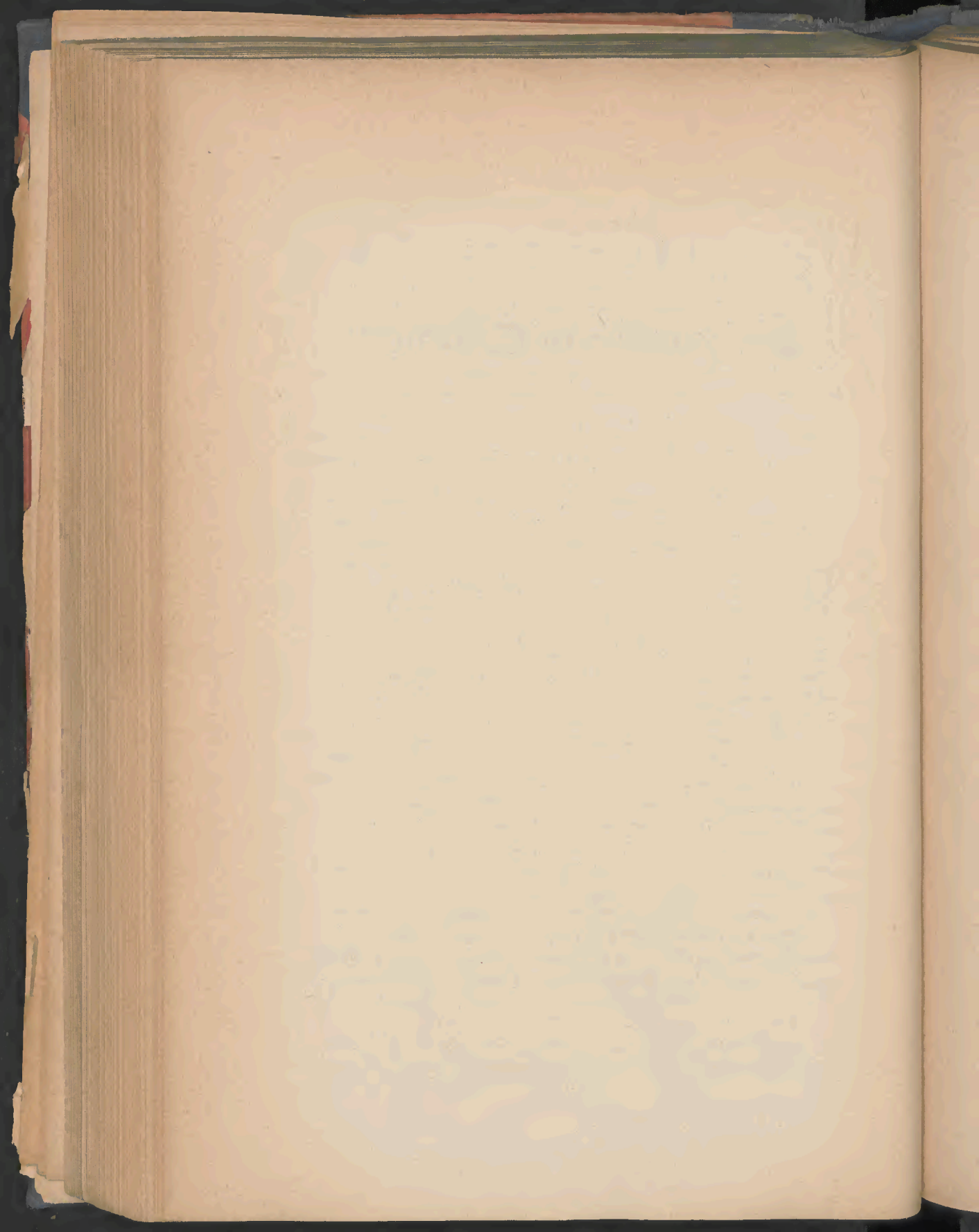
Weigand setzte durch, daß das Strafgericht nur die Schuldigen traf, daß die ganz Armen von der Vermögenssteuer überhaupt ausgenommen blieben. Trotz der persönlichen gütigen Gesinnung, die der Fürst an den Tag legte, konnte er aber der Strafe nicht alle Härten nehmen. Es hatte ja auch die schwer betroffene Ritterschaft ein Wort mit drein zu reden. Auf einem Tage zu Forchheim schloß der Bischof mit dem Adel, der bereits auf eigene Faust sich zu entschädigen begann, einen Vergleich, dem zufolge eine gemischte Kommission von bischöflichen Beamten, Adeligen und sachverständigen Steinmetzen und Zimmerleuten die angerichteten Schäden „auf das gleichst und pillichst“ abzuschätzen hatte, während jeder Adelige ein Verzeichnis über die Verluste an fahrender Habe einreichen sollte „bei Edelmanns Trauen und Glauben“. In der Folge wurde der Gesamtschaden auf die hohe Summe von 170 000 fl. geschätzt ungerechnet der Verluste des Bischofs und der Geistlichkeit. — Zur Einbringung dieses Geldes reichte die erste Umlage des zwanzigsten Pfennigs nicht hin, zwei Jahre später wurde die Vermögenssteuer durch eine Kopfsteuer von 3 fl. auf jede Herdstatt ersetzt. Als auch das noch nicht langte, mußten sich die geplagten Untertanen, „die eigenen Rauch haben“, zu einer neuerlichen Steuer von 3 rheinischen Gulden, ob arm oder reich, verstehen. Das Geld verschwand in die geleerten Taschen, die sich nie füllen wollten, so daß sich der Rat von Nürnberg über die wiederholte Belastung seiner im Bambergisches Gebiet ansässigen Untertanen beschweren zu müssen glaubt: „So ist auch offenlich am Tag, daß große Ungleichheit mit Austailung solches Schadengelts gehalten wurd, also daß manichem, wie sich das etlich selbs unverscheucht horen lassen, sein Schad zwifach oder trifach vergolten wurd, also daß etlich leiden mochten, es weren oft peurisch aufturn“ (Chroust S. 146).

Der Bischof zog von Forchheim aus von Amt zu Amt, sich neuerlich huldigen zu lassen. Am ersten Tag kam er nach Schefslitz, die Pflege Giech neu zu verpflichten. Die Untertanen mußten es auf sich nehmen, das Schloß Giech auf ihre Kosten zu erbauen und eine ansehnliche Geldstrafe zur Unterhaltung des Kriegsvolks zu zahlen, das mit dem Bischof zog. „Dergleichen ist fast in allen aufrurigen ampten gehalten und sonderlich in denen, die die schlosser in iren ampten verprent und zerrissen haben“.

So traf in Bamberg die verführten Bauern ein ähnliches Geschick wie ihre Brüder in Süddeutschland, nur daß sie nicht so bluten mußten. Jahrelang aber seufzten sie unter dem Druck der Steuern und erzwungenen Fronden.

v.

Die Heiligen in Thüringen.





## Der Prophet.

„Gottes Reich allein und sonst gar keins.“  
(Thomas Münzer.)

**D**ie Volksbewegung in Thüringen und den angrenzenden Ländern hat durch den Mann, der sie verursacht hat, einen ganz eigentümlichen Charakter erhalten. Der Umsturz der bestehenden Ordnung ging dort bis zur Gestaltung einer neuen Staatsidee. Dadurch, daß die Revolution in diesen Gegenden keine offenkundigen wirtschaftlichen Ursachen hat, ist sie viel offensichtlicher ein sozialer Kampf und zielt auf eine Neuorganisation der gesellschaftlichen Verhältnisse auf Grundlage eines geheimnisvollen inneren Erlebens Gottes, das allein als Motiv und Richtschnur des menschlichen Handelns zugelassen wird.

Thomas Münzer, der sächsische Apostel der Wiedertäufer, aus Stolberg am Harz gebürtig, vereinigte in sich eine bis zur Ekstase gesteigerte Aufregung der Seele, die ihn zum Schlusse hart an den Abgrund des Wahnsinns bringt; diese Seelenstimmung ist gepaart mit einem fanatischen Willen, alles ihm Widerstrebende in Grund und Boden zu vernichten. Manches hat er gemein mit dem Pfeifer von Niklashausen, nur sind bei ihm die Affekte gesteigert und die Motive durchdacht. Seine Predigt reißt alle Grenzen ruhiger Überlegung nieder. Blind für die Kraft aller Überlieferung, über alle Hindernisse hinweg strebt er einem Ziele zu, das seine ganze gewaltige Einbildungskraft so ausschließlich beherrscht, daß daneben kein anderer Gedanke auch nur ein Fleckchen Boden gewinnen kann. Es ist seine Größe und das Geheimnis seines Erfolges, diese Unbeirrbarkeit seiner Überzeugung, diese überwältigende Folgerichtigkeit ohne Verständnis für Zugeständnisse; es ist seine Stärke, diese vermessene Sprache, welche Vorstellungen verwirklicht und plastisch formt, die sich selbst in der kühnsten Phantasie nur blaß abzuheben wagten.

Thomas Münzers unerklärliche Macht liegt letzten Endes in dem bis ins Riesenhafte emporgetriebenen Kultus der eigenen Persönlichkeit, die jede selbständige Regung neben sich verachtet und vernichtet. Dieser Terrorismus der Persönlichkeit fuhr wie ein Sturmwind in die ohnehin schon verwirrten religiösen Vorstellungen, segte alles Schwache und Unklare hinweg und riß die an den alten Überlieferungen irre gewordenen Seelen mit sich fort. In Münzers Seele ist die Mystik des Mittelalters, welche in zartem, wenn auch manchmal unklarem Ergriffensein der Seele zu einer innigen, unmittelbaren Verbindung mit dem Unendlichen strebt, ins Größteste verwildert, alles Symbolische und Gleichnißwertige, alles Begriffliche versinnlicht und in greifbare Nähe gerückt. Und die aufgerregte Zeit, die schon lange auf das ganz Neue wartete, hat diesem fanatischen Propheten mit Furcht und Zittern gelauscht, ist durch den leuchtenden Blick seiner Augen zu unglaublicher Begeisterung entflammt worden und glaubte mit kindlicher Einfachheit den Bildern seiner Phantasie, die er so anschaulich zu entwerfen vermochte.

Münzers beherrschende Vorstellung ist ein theokratisches Reich, in dem der Geist Gottes unmittelbar regiert, der durch die Zeichen der Begnadeten sich kundgibt und aus dem Mund der Ergriffenen spricht. Sie alle verdienen Glauben, ihnen allein muß man gehorchen. Eine Obrigkeit, die von dieser Welt ist, hat keine Berechtigung, ihre Macht ist verabscheuungswürdige Tyrannei und freche Anmaßung. Alle Menschen sind Brüder und besitzen alle Güter gemeinsam, alle Standesunterschiede sind Erfindungen des Satans, nur der Unterschied unter den Menschen ist anzuerkennen, den der Geist Gottes schafft. Christus hat den wahrhaft Gläubigen das Schwert der Rache in die Hand gegeben, womit sie die Wächter der alten Ordnung erschlagen und alle Obrigkeiten, Fürsten, Herren und Priester mit Stumpf und Stiel ausrotten müssen. Luther selbst ist nichts mehr als ein Verführter und Verführer. Er ist der „Erzteufel“, der durch die Betonung des Glaubens und der Bibel alles innere Wirken des Geistes Gottes ersticht; denn nicht die Bibel an und für sich ist die absolute Norm des Handelns, sondern das unmittelbare, lebendige Wort Gottes, das aus den Tiefen der Seele spricht und in Träumen und Gesichten zur Welt der Vorstellungen drängt. In innerster Betrübniß der Seele, im Erbeben vor seinen Sünden und seinem Unglauben muß der Mensch diese Offenbarungen erwarten und die Zeichen von Gott fordern, ob sein Glaube der wahre sei. Im steten Kampfe mit den inneren Dämonen, welche die Seele verdüstern und in Trübsal versetzen, kommt der Begnadete zum wahren Glauben und Gotterleben. Wer sieht nicht ein, daß durch solche Betonung des rein persönlichen inneren Erlebens als einzige Erkenntnis- und Handlungsnorm dem Irrtum und der Selbst-



*Esichon exaudis.*  
**TOMAS MÜNCKER PREDIGER ZV ALSTET IN DVRINGEN.**

Thomas Müntzer.

(Aus „Bilder aus der Lutherzeit“, herausgegeben von Gg. Hirth.)

täuschung Tür und Tor geöffnet wird, aber auch, daß die Loslösung von jeder Art religiöser Abhängigkeit und die Steigerung des Wertes jeder einzelnen Persönlichkeit zahllose begeisterte Anhänger finden mußte. Wieviel Selbstsucht, wieviel Gewinnsucht, wieviel psychische Überspanntheit

und geistiger Hochmut schlich sich da in wirklich edle und innerliche Sehnsucht! — Dazu wirkte der fanatische Kampftruf zum göttlichen Morde erschütternd auf die Leute, die nichts sehnlicher wünschten, als jede Hemmung des Eigenwillens zu brechen. Man soll die Gegner „erwürgen ohne alle Gnade, wie Hiskias, Josias, Cyrus, Daniel und Elias die Pfaffen Baals zerstört haben, anders mag die christliche Kirche zu ihrem Ursprung nicht wiederkommen. Man muß das Unkraut austausen aus dem Weingarten Gottes in der Zeit der Ernte, dann wird der schöne rote Weizen beständige Wurzeln gewinnen und recht aufgehen, die Engel Gottes aber, welche die Sicheln dazu schärfen, sind die ernstesten Anechte Gottes, die den Eifer göttlicher Weisheit vollführen.“ „Gott hat gesagt, ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennt sie, auf daß ich nicht mit euch zürne.“ Eine solche Sprache gefiel auch denen, die ohne höhere Beweggründe nur irdische Vorteile erstrebten.

In der Zwickauer Gemeinde hatte sich Münzer zu seiner prophetischen Sendung herangebildet. Dann war er ausgezogen und hatte in Wittenberg unter den Augen Luthers gepredigt und sogar Melancthons Herz gerührt. In Alstedt gründete er einen Bund, dessen Mitglieder sich verpflichteten, einander zur Aufrichtung des neuen Evangeliums zu helfen. Sein schwärmerischer Geist hatte Freude an geheimen Bündnissen und mystischen Konventikeln. Hier kamen die Leute aus weiter Ferne zusammen, wie einst beim armen Dorfkirchlein an der Tauber, wo der Pfeifer predigte, und so ergreifend war Münzers Rede, daß kein Raum seine Zuhörer faßte und die Straßen voll von Menschen waren. Der Geist Gottes, auf den er sich berief, trieb die Ergriffenen zu mancher unüberlegten Tat und, da die Bewegung einen sehr gefährlichen Charakter anzunehmen schien, griff der Kurfürst von Sachsen ein und der Prophet mußte den Wanderstab ergreifen, was seiner unständigen Natur nicht zuwider war; denn schwer litt es ihn längere Zeit an einem Ort. Er kam nach Mühlhausen in Thüringen, wo er ein gut vorbereitetes Feld zu einer umfassenden Tätigkeit fand; denn schon zwei Jahre vorher hatte der ehemalige Zisterzienser Heinrich Pfeifer aus dem Stifte Reiffenstein dort als Volksprediger gewirkt, und als Mann der Tat die Bevölkerung so aufgereggt, daß sie Klöster und Pfarrhäuser in der Stadt plünderte. Damals hatte der Rat versucht, Pfeifer aus der Stadt zu bringen und ihn aufs Rathhaus gefordert. Aber der Prediger erschien mit einer Schar Bewaffneter, die den Herren den Tod androhten, so daß der Rat nachgeben mußte. Eine wertvolle Unterstützung erhielt Pfeifer durch einen gewissen Meister Hildebrand, der in der Vorstadt vom Giebel eines Hauses predigte, als ihm der Rat die Kanzel der Kirche verboten hatte.

Da kam nun der Meister selbst nach Mühlhausen. Seine Ankunft erregte einen Sturm der Begeisterung, sammelte aber auch die Kräfte des Widerstandes zur äußersten Anstrengung, sich des hereinbrechenden Unheils zu erwehren. Drei Tage tobte ein Aufruhr durch die Stadt, bis sich Münzer hinwegbegab und in Süddeutschland, im Alettgau und an der Schweizer Grenze predigte, wo er, wie schon erwähnt, Balthasar Hubmeier, den Waldshuter Prediger, gewann und die dortige Bewegung vorbereiten half. Die Unruhen unter den dortigen Bauern waren den Bestrebungen Münzers willkommen. Er konnte die Hoffnung mit nach Hause nehmen, daß die Revolution auch in Süddeutschland ihr Haupt erheben werde und die ununterbrochenen Verbindungen, die der Prophet mit den Aufrührern im Schwarzwald unterhielt, spornten ihn umsomehr an, unerschrocken an die Aufrichtung seines Gottesreiches auf Erden zu gehen, und zwar dort, wo er den größten Anhang hatte, in Thüringen.

Während Münzers Abwesenheit war es seinen Anhängern gelungen, ihre Stellung in Mühlhausen so zu festigen, daß sie den Rat zwingen konnten, Münzer predigen zu lassen, als er wieder in der Stadt erschienen war. Mühlhausen zählte damals ungefähr 10 000 Einwohner und zwanzig Ortschaften gehörten zu seinem Gebiet. Draußen auf dem Lande war die Stimmung nicht überall gleich. Der gesunde Sinn der Bauern widerstrebte anfangs hartnäckig einer Unterwerfung unter die phantastische Vorstellungswelt des Propheten, ja sie ließen die Gemeinde wissen, daß sie sich andere Herren suchen würden, wenn sie ihre Gesinnung ändern sollten; aber was das Wort nicht erreichte, mußte die Angst erzwingen. Brennende Scheunen und drohende Briefe machten die Bauern verzagt und andererseits diejenigen, welche gar gern von Teilung aller Güter hörten, fed.

Im März 1525 fiel in der Stadt die Entscheidung. Der Rat hatte sich doch noch ermannt, Münzer das Predigen zu verbieten, dieser aber zog seine Anhänger von nah und fern zusammen und bald widerhallte die Stadt von Waffengeklirr und Kriegsgeschrei. Da verließen die vornehmsten und reichsten Familien ihre Heimat und begaben sich in benachbarte Städte, die ruhiger waren. Die Gemeinde zu Mühlhausen wählte ihren Propheten zum Oberpfarrer und zwang den Rat zur Abdankung. Ein neuer Rat aus Münzers Freunden wurde gebildet, welcher der „ewige“ hieß und die Aufrichtung des neuen christlichen Regimentes anbahnen sollte. Jetzt hatte Münzer einen festen Platz, von dem aus er in die Umgebung wirken konnte. Alle geistlichen Häuser der Stadt verfielen dem Haffe der erregten Volksmenge, die in die Klöster einbrang und alle Bilder und Altäre zertrümmerte, alle Kostbarkeiten raubte. Eine ganze Woche hindurch versteigerte man die Messgewänder,

Samt, Seide, Perlen und anderes, was im Barfüßerkloster erbeutet worden war. Münzer selbst nahm Wohnung im Johanniterhof, welcher der Mittelpunkt seiner Werbetätigkeit wurde, die sich immer weiter ins offene Land verbreitete. In der Stadt aber begann man die Lehren Münzers in die Praxis umzusetzen. Niemand wollte mehr arbeiten; wenn man etwas brauchte, ging man zum reichen Nachbarn und holte sich Nahrung und Kleidung aus „christlichem Recht“. Münzers Predigt zog tausende vom Lande in die Stadt. Er verstand es, seinen Gottesdienst mit jenen Mitteln zu beleben, die auf das Gemüt des Volkes großen Eindruck machen mußten. Nach jeder Predigt sangen Chöre von Jünglingen und Mädchen Jehovas Verheißung an die Söhne Judas: „Morgen werdet ihr ausziehen und der Herr wird mit euch sein.“ Während so die Bewohner der Stadt für die kommenden Kämpfe vorbereitet wurden, gingen Sendboten hinaus und regten die Landschaft auf. Die Grafschaften Hohenstein, Stolberg, Mansfeld, Weichlingen, die Gegend um Schwarzburg, Erfurt, Schmalkalden, Eisenach, Meissen, Coburg, das Eichsfeld, die Landgrafschaft Hessen und das Herzogtum Braunschweig gerieten in Bewegung. Vergebens suchte Luther den Sturm zu dämpfen. Weder er und erst recht nicht andere vernünftige Leute kamen gegen das Feuer auf, das Münzers Ideen überall entzündeten. Gerade das Unerhörte, die Kühnheit seiner Predigt ergriff die Bauern und Handwerker mit unwiderstehlicher Gewalt. Nicht so sehr der Inhalt seiner Lehre war maßgebend, als sein Weckruf zum Aufstand. So schrieb er den Bergleuten im Mansfeldischen, nachdem er ihnen erklärt hatte, wie sich in der ganzen Welt die Gläubigen zum Kampfe rüsten: „Nur dran, dran, dran, es ist Zeit, die Bösewichter sind frei verzagt wie die Hunde. Lasset euch nicht erbarmen, ob auch der Esau gute Worte vorschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Regt an in Dörfern und Städten und sonderlich die Berggesellen mit andern guten Burschen, welche gut dazu sein werden. Wir müssen nicht länger schlafen.“ „Die Bauern vom Eichsfeld sind über ihre Junker fröhlich worden, kurz, sie wollen ihrer keine Gnade haben. Es ist des Wesens viel euch zum Ebenbilde. Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut. Schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod's, werft ihm den Turm zu Boden. Es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen, dieweil sie über euch regieren. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt. Gott geht euch vor, folget. Die Geschichte steht beschrieben Mathäi 24. Drum lasset euch nicht abschrecken, Gott ist mit euch. Es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit; ihr seid's nicht, die streitet. Stellet euch fürwar männlich, ihr werdet sehen die Hülfe des Herrn über euch. Da Josaphat diese Worte hörte, da

fiel er nieder. Also tut auch Gott, der euch stärke ohne Furcht der Menschen im rechten Glauben. Amen!“

Unermüdtlich war Münzer tätig, alle Kräfte zu einem Hauptschlag zu sammeln. Während im Barfüßerkloster eifrig Kanonen gegossen, Stein- und Bleiugeln aufgehäuft wurden, während man dort das besonders aus Nürnberg bezogene Pulver einlagerte, regten die Sendlinge des Propheten in den benachbarten Städten und auf dem Lande die Gemüter auf. Mansfeldische Bergleute kamen nach Zwickau und ins Erzgebirge, nahmen Arbeit an und erzählten von ihrem Propheten und ließen Bürger und Bauern zum Bunde schwören, Boten liefen zwischen Mühlhausen und Oberschwaben und gingen nach Franken und an den Rhein. Die zwölf Artikel waren eine willkommene Ergänzung der Predigt Münzers und gaben für seine phantastischen Ziele den Bauern gegenüber eine verständlichere Grundlage ab. — Wo er selbst die Bewegung in der Hand hatte, wie in Mühlhausen und der nächsten Nachbarschaft, konnte er die Vorbereitungen gründlich treffen, ohne daß vorzeitige Stürme sie störten, draußen aber sammelten sich die Bauern und die Gemeinden der Städte griffen zu den Waffen und in blutigem Ernst folgten die Jünger den Weisungen ihres Meisters. Als die ersten festen Schlösser gefallen und die ersten Klöster geplündert waren, brauchte es wohl nicht mehr viel ermunternder Worte; denn die reiche Beute und mühelosen Siege trieben Münzers Anhänger von selbst von einem Ort zum andern und hielten das laufende Rad in stetem, saufendem Schwung.

Es war hier nicht so wie in Franken, wo sich die Bauernscharen aus den verschiedenen Dorfschaften zu einem großen Haufen sammelten, der unter einheitlicher Leitung stand und eine gewisse militärische Organisation besaß. In Thüringen, ja überhaupt nördlich des Maines, auch im oberfränkischen Aufstandsgebiet kann man höchstens von Bauernlagern sprechen, die ziemlich selbständig Krieg führten. Es fügte sich gewöhnlich so, daß sich die Untertanen einer Herrschaft oder die Landleute einer natürlich abgegrenzten Gegend zusammentaten und die nächste Umgebung unsicher machten. Verbrüderungen zu größeren Haufen kommen zunächst seltener vor. Der bedeutendste war jener Haufe, der sich aus dem hessischen und sächsischen Gebiet bei Vach rottiert hatte und die Bauern der ganzen Gegend rings um die Wartburg umfaßte. Man könnte ihn den Werrahaufen nennen, weil er besonders im Werragrund hauste. Michael Sachs, Melchior und Hans Schippel führten ihn an. Sie hatten eine Fahne, auf der ein Kreuzifix gemalt war, daneben ein Hirsch, ein Vogel, ein Fisch, ein Wald, also Symbole der zwölf Artikel. Die Werra aufwärts ging ihr Marsch, auf dem sie die Klöster Herren- und Frauenbreitungen, Allendorf und Frauensee verbrannten. Die Städtchen Sal-

zungen und Schmalkalden, deren Bürger bei dem Strauß auch die Freiheit zu erringen gedachten, ergaben sich ihrer Bruderschaft. Ohne sich irgendwo länger aufzuhalten, erschienen sie bald vor den Thoren von Meiningen, das aber schon zu den oberfränkischen Häufen geschworen hatte, so daß es hier nichts mehr einzunehmen gab. Darum lehrten sie wieder um und zogen werraabwärts bis zum Fuße der Wartburg, um Eisenach zu gewinnen. Da aber die Stadt zunächst hartnäckigen Widerstand leistete, wandten sich die Bauern westwärts gegen Mühlhausen, wo Thomas Münzer sie willkommen hieß.

Ein anderer größerer Haufe war von der Hardt ausgegangen und trieb im Gothaischen unter des Sonneborner Bauern Fickel Führung sein Unwesen. Mit Todesdrohungen zwang er die Bauern der Gegend in seine Reihen, welche sich erfolgreich über die dortigen Schlösser hermachten. Die Herren von Wangenheim und Graf Philipp von Gleichen mußten den Zug begleiten. Nur Gotha selbst und seine nächste Umgebung schlossen sich nicht an, was dem eindringlichen Zuspruch des Predigers Meikum zu danken war. Das Kloster Reinhardsbrunn wurde ein Raub der Flammen. Kostbare Handschriften, deren Wert gar nicht zu ermessen ist, gingen mit der Bibliothek zugrunde, sogar die Gruft der Landgrafen von Thüringen wurde nicht geschont und die Sarkophage bei der Suche nach Gold und Edelsteinen zertrümmert.

Das ganze Land, von Fulda angefangen bis ins sächsische Erzgebirge und an die Grenzen Schlesiens, war in hellem Aufruhr. So trefflich hatte die von Mühlhausen ausgehende Aufreizung gewirkt, daß fast gleichzeitig allerorts das Feuer emporflammte. Es schien keine Hilfe und Rettung möglich. Im Kessel von Fulda hatten sich die Ausläufer der Bewegungen des Mainzer Gebietes und Frankens getroffen. Vom Harz und der Landschaft in der Buchen, ja aus dem Thüringer Wald waren die Bauern hier zusammengeströmt und lagerten um die alte, ehrwürdige Fürstabtei Fulda.

Abt Hartmann weilte damals in Mainz und an seiner Stelle führte sein Koadjutor Johannes, Sohn des alten Grafen Wilhelm von Henneberg, die Regierung. Die Säkularisationsgelüste der Henneberger scheint der Koadjutor geteilt zu haben; denn nicht nur, daß er die Artikel auf dem Rathause unterschrieb, er ließ sich auch ganz gern „Fürst von der Buchen“ titulieren und dem Landgrafen von Hessen, der zu den Bauern schickte, um ihre Gesinnungen gegen ihn zu erforschen, gaben diese zur Antwort, es gäbe keinen Koadjutor mehr, sondern Johannes habe den weltlichen Stand angenommen. Wir wissen nicht so recht, wie sich Johannes selbst zu diesen Plänen stellte, aber schon der Landgraf traute nicht ganz seiner Zuverlässigkeit. Das ganze Gebiet von Fulda fiel den Bauern zu, nie-



Ins Feld ziehendes Bauernheer. (Aus Johann Stumpf, Schweizerchronik.)

mand wagte ernsthaften Widerstand zu leisten und wer sich nicht ergab, setzte nicht nur seine Habe, sondern auch sein Leben in Gefahr, wie jener Jacob Stückrad bei Rotenberg, der sich in seinem Hofe verteidigte, bis das Haus über seinem Kopfe zusammenfiel und ihn unter den Trümmern begrub. Die Glutröthe verbrannter Klöster und Schlösser leuchtete schreckhaft am nächtlichen Himmel, eine Aufforderung für die benachbarten Bauern zu gleicher That, eine Warnung für alles, was Sporn und Helmzier trug, sich rechtzeitig zu ergeben und die zwölf Artikel zu unterschreiben.

In Langensalza hatte der Geist Gottes den Schubflicker Melchior Wigand inspiriert, einen laulustigen Haudeggen, der sich in manchem Kriege herumgeschlagen hatte und nun das Schwert Gideons zu schwingen gedachte. Er hatte eine Sekte gegründet, die nach Münzers Sinne einen apostolischen Kommunismus pflegte und schon lange ihr Gemüt für den Kampf ums Gottesreich vorbereitet hatte. Mitte April 1525 kam der Prädikant Johann Teigfuß in die Stadt und belebte diese evangelische Gemeinde mit neuem Eifer. Wigand hatte inzwischen alles zum Losschlagen vorbereitet. Am 20. des Monats, als viel Volk vom Lande zum Jahrmarkt in die Stadt gekommen war, läutete er die Sturmglocke und scharte eine verwegene Truppe von Leuten um sich, die sich mit Harnisch und Spieß, Falkonetten und Handbüchsen bewaffneten und den Rath aller seiner Macht beraubten. Sogleich gieng an die Austreibung der Mönche und Nonnen und Beraubung der Klöster. Die Geistlichen sollten Bürgerpflicht tun wie alle anderen; sie wurden angehalten, „zu frohnden, zu kassen, zu wachen, Heerfahrt zu leisten und zu heiraten“. Dann zog ein großer Haufe nach Nägelschloß hinaus und plünderte die dortigen Kirchen, zerschlug Glocken und Fenster und schleppte alles Vieh und Getreide hinweg. Ihr heiliger Eifer trieb sie aufs Land und sie ließen die Fahne der Empörung überall werbend aufflattern. Der Widerstand zerschmolz aus Angst vor den grimmigen Banden, nur die Stadt Weißensee hielt treu zum Herzog Georg von Sachsen, ihrem Herrn und antwortete der Aufforderung des Schusters: „Wir hoffen, wiewohl wir ohne Sünde nicht leben mögen, haben uns bisher anders nicht gehalten, denn frommen Christenleuten zusteht. Wir wissen uns itzund in nichts weiter zu begeben, sondern bei dem Worte Gottes und unserem gnädigen Herrn, dem Landesfürsten wollen wir, so weit unsere Leiber und Güter reichen, leben und leben.“

In der Grafschaft Hohenstein und deren Nachbarschaft hatten sich in der Abtei Walkenried, deren Mönche samt ihrem Abte ausgezogen waren, etwa 800 Bauern unter 12 Hauptleuten gesammelt. Sie brauchten Geschütze und wollten dazu die große Glocke vom Turme herabholen, was sie nur dadurch erreichen konnten, daß sie den Turm, der ein Kunst-

werk war, zertrümmerten. Die beiden Grafen von Hohenstein, Heinrich und Ernst, mußten in ihre Brüderschaft treten und auf freiem Felde mit ihnen exerzieren. Da trat der Anführer, Hans Arnold, ein Schafhirt aus Bartelsfelde, auf sie zu und spottete: „Sieh, Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen, was kannst du?“ „Ei, Hans“, antwortete der Graf, „sei zufrieden, das Bier ist noch nicht im Fasse, darin es gähren soll.“ Die Antwort kostete dem Grafen beinahe das Leben.

Bis tief ins heutige Sachsen hinein drang Münzers gewaltige Stimme. Die verlorensten Täler horchten auf und folgten der stürmenden Trommel. Für die Leute dieser Gegenden bedeutete der Ruf Münzers mehr eine Befreiung aus der Knechtschaft als eine neue Religion; denn es gab da nur wenige freie Bauern, die Leibeigenen aber bekamen die Herren ziemlich hart zu spüren. Die Erfolge der Oberländischen Bauern, welche das Gerücht und diplomatische Berechnung bis ins Sabelhafte vergrößert hatte, ließen auch die sächsischen Landleute nicht ruhig sitzen. Um Annaberg herum erstanden Bauernlager, um Königswalde und Wolkenstein entfalteten sich Sähnlein, die vor Klöster und Pfarrhäuser zogen und die Edelsitze ringsum verwüsteten. Im Vogtland um Plauen lagen an 3000 Bauern im Felde, 4000 um Gera und Ronneburg. Die Feste Coburg war überfüllt von Flüchtigen und ihre Räume voll von den Kostbarkeiten und Urkunden, die man aus Klöstern und gefährdeten Burgen in Sicherheit zu bringen gedachte. Der Abt von Veilsdorf saß auf Schloß Heldburg und viele Adelige hatten mit Weib und Kind in der Stadt Coburg Zuflucht gefunden. Bald konnten sie, wenn der besorgte Blick in der Richtung ihrer Wohnungen schweifte, Rauch aufsteigen sehen, der den Untergang ihres Heimes anzeigte.

## „Sabbt Friede.“

Erfurt.



In Thüringen hatte das Erzstift Mainz großen Besitz, dessen Hauptort Erfurt war, eine blühende Stadt an der wichtigen Handelsstraße nach Osten gelegen, ein Mittelpunkt humanistischer Bildung. Seine Universität war damals weitberühmt und die Namen der Professoren genossen hohes Ansehen. — Schon am Anfang des Jahrhunderts hatte die Gemeinde mit dem Kate gebrochen, dessen Mitglieder allein aus den „Ehrbaren“, den Patriziern, erwählt zu werden pflegten. Diese aristokratische Regierung war der Stadt nicht

immer zum Heile. Eine riesige Schuld, deren Zinsen allein 30 000 Goldgulden jährlich verschlangen, lastete auf der Gemeinde. Gerüchte von willkürlicher und schlimmer Finanzwirtschaft regten die Gemüter so auf, daß sie sich damals schon empörte und die Alleinherrschaft der Patrizier stürzte, den Altbürgermeister Heinrich Kelner durch einen Dieb hängen und später den Syndikus Berthold Kobenzahn vierteilen ließ.

Man sieht, die Gemeinde fing ihre Sache gründlich an. Als im Jahre 1521 Luther zum Wormser Reichstag reiste, holten ihn der damalige Rektor der Universität, Crotus Rubianus mit 40 Mitgliedern der hohen Schule drei Meilen vor der Stadt in feierlichem Zuge ein und einige Tage predigte der „Heros des Evangeliums“ in der Augustinerkirche, wobei er auch zum ersten Mal den Teufel beschworen haben soll, der seine Predigt zu stören wagte. „Habt Friede“, lautete der Spruch seiner ersten Predigt. Kaum war der „Richter der Bosheit“, wie Rubianus Luther nannte, fort, da fielen die Stifte Unserer Lieben Frau und Sankt Severus der aufgeregten Menge zum Opfer, die betrunken von dem gestohlenen Wein alles kurz und klein schlug und die Trümmer der Einrichtung auf die Straße warf. Drei Tage lang dauerte der Tumult. Niemand nahm sich der Verfolgten an. Erst als das Zerstörungswerk vollendet war, schritt der Rat ein, dem der Aufstand den Vorteil brachte, daß die Geistlichkeit, um sich des Schutzes der Behörde zu versichern, auf ihre Steuerfreiheit verzichtete und 10 000 Gulden Schutzgeld zahlte.

Der Franziskaner Eberlin von Günzburg hatte später in Erfurt eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltet, unterstützt von dem Humanisten Eobanus Hessus. Eberlins Predigt bekämpfte nicht nur die Sünden der Obrigkeiten, sondern wandte sich auch gegen den Mutwillen der Untertanen, denen er nichts gutes prophezeite, wenn sie das Joch des Gehorsams mit Gewalt abschütteln wollten. Aber ringsum zog sich das Unwetter zusammen und zur Überraschung des Rates erschienen am 27. April des Jahres 1525 an 5000 bewaffnete Bauern vor den Mauern. Gleichzeitig erhob sich der Pöbel der Stadt. Der Rat schickte Lebensmittel hinaus ins Bauernlager und versprach eine Antwort auf die hereingesandten Artikel. Aber trotzig lehnten die Bauern Verhandlungen mit den „Bluthunden“ des Rates ab und suchten allein eine Verständigung mit der Gemeinde. Da trat bekümmerten Herzens der Ratmeister Hans Koch an Eberlin von Günzburg heran, der merkwürdiger Weise vollkommen überrascht schien und sagte: „O Herr, tut an uns als ein Biedermann, ihr könnt wohl helfen.“ Da ging der Prediger zum Augsturm, stieg auf die Mauer und schrie mit seiner redegewohnten Stimme dem Pöbel zu: „Haltet ihr mich für einen Freund, so hört mich in Frieden.“ Und er sprach zum Frieden und warnte davor, dem Evangelium Schande, sich

selbst Angst und Tod zu bringen. „Ihr sollt nicht denken“, schloß er seine Rede, „daß ich euren Herren heucheln wollte, weil sie jetzt neben mir stehen, nein, nein, ich habe ihnen bisher nicht geheuchelt, ich wills auch förder nicht tun. Seid ihr aber meine Freunde und gefällt euch meine Lehre, so zollt mir jetzt ein Zeichen, leget das Fähnlein nieder.“ Die wohlbekannte Stimme des beliebten Predigers rührte das Volk und es tat



Lobanus Hessus 1488—1540. (Holzschnitt des 16. Jahrh.)

wie er wollte. Aniend hörten sie die weitere Predigt an und zum Schlusse hoben sie die Finger zum Schwur, es mit ihm zu halten.

So günstigen Erfolg hatte die Vermittlung des Predigers draußen vor den Toren nicht, wo die Bauern stürmisch Einlaß begehrten. Der Rat sah keinen andern Ausweg, als die Tore zu öffnen und, um die Habe der Bürger zu schützen, die Häuser der Geistlichen und die Klöster den Bauern zu überlassen. Die habgierigen Rebellen fielen über das Kirchengut her und bald bot die Stadt das nun schon zur Genüge geschilderte Bild. Plünderung, schwere Gelage und frevole Vernichtung alles kirchlichen und

geistlichen Eigentums. Die erzbischöflichen Gerichtshäuser und das Zollhaus wurden zerstört, das erzbischöfliche Wappen überall herabgerissen. Frohlockend schreibt Kobanus Hessus: „Wir haben den Bischof von Mainz hinausgejagt, wir haben alle geistliche Regierung umgestürzt; Chorgesang und Messen haben aufgehört; das Wort Gottes wird eifrig gepredigt. Wir haben, wie's scheint, die Freiheit errungen, aber es droht uns noch, ahndet's mir, ein Ungewitter.“

Der Rat hatte sich in Sicherheit gewiegt und mit geheimer Freude die Wappen des Erzbischofs in den Staub treten sehen, aber er jubelte zu früh; denn trotz aller Überredungsversuche Eberlins gewann die radikale Partei der „losen Buben“ Gewalt über die Bauern, der Pöbel der Stadt vergaß seiner Schwüre und entsetzte den Rat endgültig seiner Würde. Die Herrschaft der Straße, die alsbald begann, räumte mit den Klöstern und geistlichen Häusern vollends auf. Erfurt stand mitten drin in dem reisenden Strom des Aufruhrs.

## Das Schwert Gideons.



So brodelte es rings um das neue Jerusalem, in dem der Prophet Münzer seine Zelte aufgeschlagen hatte, wie in einem Herentessel. Jeder neue Sieg, jede Nachricht von neuen Aufständen erfüllte das Herz des „Knechtes Gottes“ mit frischer Begeisterung, entflammte seine schwärmerische Seele in Verzückung und erregte seine Phantasie zu kühnen Vorstellungen. Gott schien seinen Plänen freundlich zu lächeln. Aber noch galt es, die zerstreuten Kräfte zu sammeln, das mangelhafte Rüstzeug zu bessern und zu ergänzen, einen festen Kriegsplan zu entwerfen, die ganze Bewegung zu organisieren. Thomas Münzer zögerte; denn er hatte so viel Vernunft bewahrt, um zu erkennen, daß diese losen Haufen einem Angriff gut bewaffneter Landsknechte schutzlos preisgegeben sein müßten. Doch rechnete er stark auf einen Zuzug und gleichzeitige Erhebung der Ostfranken, die noch in ihren Lagern saßen. Da erhob sich das Schicksal wider ihn in Gestalt seines gelehrigen Schülers Heinrich Pfeifer, der voll ungezügelterm Wagemut zum Losschlagen drängte. Alle Mahnungen Münzers waren vergebens. Umsonst berief er sich auf die Offenbarung des Geistes Gottes, der ihm verbiete, auszuziehen. Pfeifer hatte von seinem Meister allzuviel gelernt; denn auch er konnte mit einer Offenbarung aufwarten, die Münzers Gesichte Lügen strafen. Er erzählte, wie er geträumt habe, er sei in einem Stall gewesen, mit

eiserner Wehr gerüstet. Da sei ein Haufe Mäuse gegen ihn gerückt, die er alleinsgesamt auseinander getrieben habe. Nicht anders sei die Deutung, als daß die Zeit sich erfüllt habe und Gott wolle, daß er alle Fürsten und Adelligen, wie jenen Schwarm Mäuse, vertreibe. Noch immer widerstand der Prophet. Ein bitterer Streit drohte unter den Gesalbten des Herrn auszubrechen und Münzer sah seinen Anhang zergehen und auf Pfeifers Seite treten. Da gestattete er diesem den Auszug und Pfeifer fiel frohlockend ins Eichsfeld ein, „plündert Schloffer und Kirchen, verjagt und fing die Edeln, kam heim, bracht vil Raubs. Da ward der gemein Böfel beißig, dieweils glückt hat.“ Jetzt mußte wohl oder übel auch Thomas Münzer ins Feld rücken, aber er war kein Heerführer und seine Waffe war nicht das Schwert, sondern die Gewalt seines Wortes und die Kraft seiner Persönlichkeit. Mit dreihundert „Buben“ machte er sich von Mühlhausen auf und „ward der Böfel in allen Stetten wegig“. Siegesficher flatterte sein Banner, in dem ein Regenbogen gemalt war, in der Frühlingsluft. Wohin er kam, empfing ihn Jubel und Ehrfurcht und während er selbst vom Pferde herab predigte, unterwarf Pfeifer das Land, das von diesem rasenden Feuer verzehrt wurde. Es häuften sich Vorräte, es füllten sich die Kriegskassen mit geraubtem Gelde und die Truhen mit Gold und Edelgestein und damastnen Gewändern, der Beute aus den eroberten Klöstern und Schlössern. Nichts war den wüsten Gefellen heilig, nichts ehrwürdig genug, daß ihr Übermut davor zurückgeschauert wäre. Sie haben „das heilig Sakrament an vielen Orten an die Erde ausgeschüttet, mit Füßen getreten und mit gotteslästerlicher Schmach gesagt: bist du unser Gott, so wehre dich unser, mit viel andern unchristlichen, unmenschlichen und unsinnigen Worten und Händeln.“ — In Frankenhauseu schlug das Heer Gottes sein Lager auf, hier ließ Münzer auf einer Anhöhe über dem Orte eine Wagenburg errichten, die er durch einen Graben schützte. 3000 Mann fanden hinter dieser Wehr Deckung. Es war hohe Zeit; denn schon erklangen die Trommeln und Pfeifen des „Teufelsheeres“, der „Söhne Baals und Nimrods“, die heranzogen, um den Propheten zu vernichten.

In stetem Briefwechsel hatten die Fürsten, der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Georg von Sachsen und die Grafen von Mansfeld sich verständigt und waren unermüdlich tätig gewesen, ihre Vasallen und Knechte um sich zu versammeln. Der 21 jährige Landgraf, kriegslustig und wohlberedt, war von Alsfeld aufgebrochen und nahm eine Stadt nach der andern ohne viel Kampf ein. Der Uhrmacher Dolhopt, oberster Hauptmann der Suldaischen Bauern, hatte sich auf dem Frauenberg bei Sulda verschanzt. Der Adajutor des Klosters, Johannes, aber war in Erkenntnis der Lage heimlich davongegangen und

befand sich bereits im Lager des Landgrafen, als man seine Flucht bemerkte. Wütend über den Verrat schrien die Bauern nach seinem kleinen Bruder, dem Grafen Poppo, der, wie sie wußten, im Schlosse von Fulda wohnte. Von Rachedurst getrieben, überfielen sie das Schloß und lärmten: „Wo ist das Herrlein? Wo ist das Herrlein? Hätten wir's, wir wollten gewiß Frieden machen.“ Aber ein Getreuer hatte den Knaben im Keller unter Fässern versteckt, wo er den suchenden Augen seiner Verfolger verborgen blieb. Am 3. Mai stand der Landgraf vor dem Frauenberg, ließ seine Geschütze ins Bauernlager donnern und das Fußvolk zum Sturm anrücken. Da ergriffen die Bauern die Flucht und bargen sich hinter den Mauern der Stadt, fest entschlossen, diese zu verteidigen. Herr Philipp



Landsknechte auf dem Marsche. (Kupferstich von S. Schaufelein.)

aber stellte die Kanonen auf dem verlassenem Berge auf und warf einige Häuser der Stadt mit den schweren Steinkugeln nieder, was die Bürger also in Schrecken und Angst versetzte, daß sie eilig die Tore öffneten. In wilder Flucht zerstreuten sich die Bauern. Mehr als tausend versteckten sich in dem Gesträuch des Schloßgrabens, wo sie drei Tage lang hungerten, ehe der Landgraf ihr Flehen um Gnade erhörte. Hierig verschlangen die Ausgehungerten die Abfälle aus der Küche, die man ihnen gab. „Man warf ihnen das Brot vor, gleich unvernünftigen Tieren. Sie mußten sich mit höhnischen Worten schmähen und sagen lassen: wo ist nun ein schwarzer Bauer und evangelischer Gott, der euch nun Hilfe und Beistand tue?“ Mit verzerrten Gesichtern grinsten die Köpfe der gerichteten Anführer von den Spießen herab, die über den Toren aufgesteckt waren.

Auch der Koadjutor hatte sein zweideutiges Wesen zu büßen; denn der Landgraf nahm Abt und Konvent von Fulda, die Ritterschaft und das ganze Land in Lehenpflicht, und befestigte so leicht und widerspruchslos seine Landesherrschaft. Dann zog er eilends nach Osten weiter.

Vor ihm wichen die einzelnen Bauernhausen, die in der Gegend um Schmalkalden lagen, zurück, ohne Widerstand zu wagen. Es rächte sich bitter die Zersplitterung ihrer Kräfte und die Selbstsucht, mit der sie nur ihren eigenen landschaftlich begrenzten Vorteil zu wahren suchten. Weder die Bauern in der Rhön noch diejenigen, welche bei Bildhausen und



Schweres Geschütz. (Kupferstich von Hans Burgkmair.)

Münnerstadt lagerten, erhoben sich, ihren „evangelischen“ Brüdern zu Hilfe zu eilen. So groß war das Bewußtsein ihrer Schwäche und der Mangel an Tatkraft, daß sie schon über Mittel und Wege berieten, ihre eigene Haut zu retten, während sie noch Gelegenheit hatten, die Niederlage ihrer Freunde durch rasches Handeln zu verhindern. Es waren eben keine Schweizer, so viel sie auch deren Beispiel im Munde führten. Es regierte sie kein entschiedener unbeirrbarer Wille und es fehlte vor allem die Eintracht, die ein gemeinsames Ziel mit vereinigten Kräften erringen konnte. Jene tiefe Überzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache, jenes

allgemeine Bewußtsein von unbedingter Notwendigkeit, das Ziel zu erreichen, wie es die Schweizer Bauern beherrschte, findet man hier nur vereinzelt bei gewissen Persönlichkeiten, die aber allein nichts ausrichten konnten.

Ungehindert zog der Landgraf weiter. In Eisenach sprach ein Blutgericht 24 Bauern und Bürgern das Leben ab. Herzog Heinrich von Braunschweig vereinigte sich hier mit den hessischen Truppen. Von Osten her drang Herzog Georg von Sachsen in die Thüringischen Wälder ein, die Grafen Albrecht und Ernst von Mansfeld riefen die kleinen Abteilungen auf, von denen Reste verzweifelt nach Frankenhäusen eilten, um bei dem Propheten einen Halt zu suchen. Münzer aber schrieb nach allen Seiten um Zuzug. Sie sollen kommen und streiten helfen wider die gottlosen Tyrannen, auf daß erfüllt werde, was Gott selber befohlen habe. „Es steht ja geschrieben, daß die Gewalt dem gemeinen Volke soll gegeben werden. Offenbarung 18 und 19. Es bezeugen fast alle Urteile in der Schrift, daß die Kreaturen frei werden müssen, wenn das reine Wort Gottes aufgehen soll. Habt ihr nun Lust zur Wahrheit, macht euch mit uns an den Reigen, den wollen wir gar eben treten, daß wir es ihnen treulich bezahlen, was sie der armen Christenheit mitgespielt haben.“ Die Gefahr schwellte das Bewußtsein seiner Sendung zu einer Größe, deren suggestive Kraft ihn selbst über sich erhob. Jetzt war er der Prophet, der von Feinden umgeben die Sache des Volkes Gottes vor Jahwe mit himmlischer Macht vertreten mußte. Noch in ernstester Stunde schrieb er wie einer, der Macht hat, an „Bruder Ernst“ (Graf von Mansfeld): „Du sollst in sicherem Geleit deiner offenbaren Tyrannei dich vor uns entschuldigen: wirst du ausbleiben, so sollst du ausgereutet werden. Wirst du dich nicht demütigen vor den Kleinen, so sage ich dir, der lebendige Gott hat es geheißten, dich von dem Stuhl mit Gewalt, die uns gegeben, zu stoßen; denn du bist der Christenheit nichts nütz, du bist ein schädlicher Staubbesen der Freunde Gottes. Gott hat es von dir und deinesgleichen gesagt, dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden. Wir wollen deine Antwort noch heut haben oder dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen. Wir werden unverzüglich tun, was Gott befohlen hat, tu du auch dein bestes. Ich fahre daher, Thomas Münzer mit dem Schwert Gideons.“

Nicht einen Augenblick wankte der Prophet in der Überzeugung, daß er siegen müsse. Freilich tat der Graf sein Bestes, aber nicht nach Münzers Sinne. Mit Georg von Sachsen vereinigt traf er vor Frankenhäusen ein und bald stieß auch der Kurfürst Johann von Sachsen zu den Truppen, die jetzt dreieinhalbtausend Reifige zählten und achteinhalbtausend Mann zu Fuß und treffliches Geschütz mit sich führten. Es war ein Wahnsinn,

daß die 2—9000 Bauern auf der Anhöhe bei der Stadt einem so wohlgerüsteten Heere zu widerstehen wagten. Es war nicht schwer, das Los der Verführten voranzusehen, sobald die Trompeten zum Sturme bliesen. Die Fürsten schickten eine Botschaft ins Bauernlager auf dem Berge und sicherten Gnade zu, wenn die Anführer ausgeliefert würden. Die Bauern schrieben zurück: „Wir bekennen Jesum Christum. — Wir sind nicht hier, jemand was zu tun, Joanneis am andern, sondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit zu erhalten. Wir sind auch hier nicht von wegen Blutvergießung. Wollt ihr das auch tun, so wollen wir euch nichts tun. Darnach hab sich ein jeder zu halten.“ Noch einmal boten die Fürsten den Bauern Gnade an, wenn sie Münzer ausliefern wollten, aber jetzt im Augenblicke höchster Gefahr offenbarte sich die Macht der persönlichen Wirkung des Propheten. Er stand auf und sprach:

„Lieben Bruder! Ihr sehet, daß die Tyrannen, unsere Feind da feind und unterstehen sich uns zu erwürgen und sind doch so forchtsam, daß sie uns nicht durffen angreifen und fordern, daß ihr sollt abziehen, sollt die Anseher dieser Sach uberantworten. Nun lieben Bruder, ihr wißt, daß ich solch Sach aus Gottes Befehl hab angefangen und nicht aus eignem furnehmen oder Kunheit; denn ich kein Krieger mein Lebtag nie gewesen bin. Dieweil aber Gott mir mündlich geboten hat auszuziehen, bin ich schuldig und ihr alle, da zu bleiben und des Ends zuwarten. Es gebote Gott Abraham seinen Sohn zu opfern; nun wißt Abraham nicht, wie es gehn sollt, dennoch folgt er Gott und fure furt, wollt das frum Kind opfern und toten. Da errettet Gott Isaac und behielt ihn beim Leben. Also auch wir, dieweil wir Befehl von Gott haben, sollen wir des Ends warten und Gott lassen fur uns sorgen. Daruber aber habe ich nicht Zweifel, es werde wol geratten und wir werden diesen heutigen Tag Gottes Hilf sehen und unsere Feind alle vertilgen; denn Gott spricht oft in der Schrift, er wolle den armen und den frommen helfen und die Gottlosen ausrotten. Nun feind wir ie die armen und die Gott sein Wort begern zu erhalten; darumb sollen wir nit zweifeln es wird Gluck auf unser Seiten sein. Was sind aber die Fürsten? Sie sind nichts denn Tyrannen, schinden die leut, unser Blut und Schweiß vertun sie mit Hoffieren und unnutzen Pracht.... Es hat Gott geboten in Deuteronomio, es soll der Kunig nicht vil pferd bei sich haben und ein großen Pracht furen, auch soll ein Kunig das Gesatzbuch teglich in Henden haben. Was tun aber unsere Fürsten? Sie nehmen sich des Regiments nicht an, horen die armen Leut nicht, sprechen nicht Recht, halten die Straffen nicht rein, wehren nicht Mord und Raub, straffen kein Frevel und Muthwill, verteidigen nicht Witwen und Weisen, helfen nit den Armen zu recht, schaffen nicht daß die Jugend recht erzogen wurde zu guten Sitten,

fordern nicht Gotsdinst, so doch um solcher Ursach willen Gott Oberkeit eingesetzt hat, sunder verderben allein die armen je mehr und mehr mit neuen Beschwerden, brauchen ihre Macht nicht zu Erhaltung Friedens, sonder zu eigenem Trutz, daß ie einer seinem Nachbarn stark genug sei, verderben Land und Leut mit unnötigem Kriegen, Rauben, Brennen, Morden. Das sind die furstlichen Tugent, damit sie jezund umbgehn. Ir sollt nicht gedenken, daß Gott lenger solchs leiden wolle; denn wie er die Cananeos vertilget hat, so wird er auch diese Fursten vertilgen.“

Gott könne auch den falschen Gottesdienst und die Sünden der Pfaffen nicht leiden. Es sei besser, als Martyrer zu sterben, als die Abgöttereie zu billigen. Er vertraue auf die mündlichen Verheißungen Gottes, die ihm den Sieg versprochen. Wenn sie auch nur wenige gegen viele und wohlgerüstete Truppen seien, so habe doch Gott auch dem Gedeon geholfen und dem Jonathas und dem David, daß sie mit geringen Hilfsmitteln Großes verrichten konnten. Eher werde sich Himmel und Erde ändern, als daß sie verlassen würden. „Laßt euch nicht erschrecken das schwach Fleisch und greift die Feind künlich an, dorst das Geschutz nicht forchten, dann ihr sollt sehen, daß ich alle Buchenstein in ermel fassen will, die sie gegen uns schießen. Ja ihr sehent daß Gott uff unser Seiten ist; denn er gibt jezund ein Zeichen. Sehet ihr nicht den Regenbogen am Himmel? Der bedeut, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Panir furen, helfen will und treut den mordrischen Fursten Gericht und Straefe. Darumb seid unerschrocken und trostet euch göttlicher Hilf und stellt euch zur Wehre. Es will Gott nicht, daß ihr Fried mit den gottlosen Fursten machet.“

In einer Überarbeitung Melanchthons ist uns diese Rede erhalten. — Also redete Thomas und sein Angesicht leuchtete, als er den Regenbogen rings um die Sonne sah bei heiterem, blauen Himmel. Denn in seiner Fahne hatte er das Zeichen des Friedens. Die treuen Anhänger des Propheten, jene verwegene Schar Entschlossener, die seine Garde bildete, waren schon durch die Rede ihres Meisters begeistert, nun wagten auch die Verzagten, die sich weit weggewünscht hatten, nicht mehr entgegen zu sein, und als Münzer siegesicher die entscheidende Frage stellte, ob sie ihn ausliefern wollten, da erscholl es laut: „Nein, nein, tot oder lebendig wollen wir hier bei einander bleiben!“ Und dazwischen hinein gellte der Schrei der Erregten: „Frisch dran und nur drein geschlagen und gestochen und der Bluthund nicht geschont!“ Zum Himmel empor brauste der Weisefang der 8000 auf dem Berge: „Komm heiliger Geist, Herr Gott!“

Es war den Bauern drei Stunden Bedenkzeit gegeben worden, aber ehe diese Frist verstrichen war, trachten alle Geschütze der Fürsten in die dichtgedrängten Haufen der totgeweihten Schar. Man entschuldigte diesen

Bruch des Stillstandes damit, daß die Münzerischen einen jungen Edelmann, Matern von Gehofen, einzigen Sohn eines alten Mannes, der als Abgesandter ins Lager kam, umgebracht hätten. Der junge feurige Landgraf ritt bei seinen Truppen hin und wider und ermahnte sie, den Frieden zu retten. Er hatte wohl Grund, seinen Landsknechten einigermaßen zu mißtrauen; denn es waren ja auch zum großen Theile Bauern. Deshalb setzte er ihnen beredt die Gerechtigkeit der fürstlichen Sache auseinander: Wie groß auch ihre Klagen gegen die Fürsten seien, keine dieser könne Ursache geben zu einem offenen Aufruhr. Sie, die Fürsten, seien zwar Menschen, die fehlen könnten, aber vieles, was ihnen vorgeworfen würde, sei erlogen und erdichtet. „Nun ist je gering die Burde, die die Unterton an Geld oder Zins tragen gegen der Sorg und Mühe, die wir tragen. Aber jedermann acht sein Beschwerten am größten, was dagegen ander Leut leiden, will niemant ermesßen. Die Bauern geben geringen Zins, darum sitzen sie sicher, mügen Weib und Kind erneren, mügen Kinder zu Zucht und Ehren bringen. Solche Sicherheit zu unterhalten, werden ihre Zins angelegt, sag mir, wem kompt der groß nutz draus? Den Untertanen. Darum sein ihre Klagen nichtig.“ Wie nicht jedes Jahr die Ernte gleichmäßig gut gedeihen könne, so wird es auch in der Regierung bald in dem einen, bald in dem andern fehlen und daher stamme das Gebot, die Obrigkeit zu ehren, weil sie wegen ihrer menschlichen Schwäche nicht immer der Gefahr der Schmähung entgehen könne. Nicht mit dem Schwerte dürfe das Evangelium verbreitet werden. Unter dem Scheine des Evangeliums treiben diese Leute Spott mit dem Namen Gottes und sinnen auf nichts anderes, als auf Raub und Mord. Deshalb sei das Recht auf der Fürsten Seite und mutig sollten sie angreifen; denn sie fechten für Gottes Sache.

Es ist natürlich klar, daß weder Münzers Rede noch die Ermahnung des Landgrafen genau so gehalten worden sind, wie sie uns die Arbeiten Melanchthons darstellen. Doch sind die Gedanken beider Parteien gewiß getroffen. Man sieht, wie abgrundtief die Gegensätze geworden waren. Wenn in den bisher geschilderten Bewegungen auf Seite der Aufständischen wirklich eine aufrichtige Überzeugung und nicht bloß Schein und Verstellung war, so ist sie am tiefsten sicher bei Thomas Münzer, dem sie die Seele verkehrte. Aber dieser Überzeugung tritt eine andere, nicht minder feste, hart entgegen.

Da Gott kein Wunder tat, wie Münzer es erwartete, mußte er unterliegen. Aber bis zum letzten Augenblick schauten seine Augen zum Himmel, von dem die Engel des Herrn erscheinen mußten, ihren Knecht zu erröthen. Aber sie kamen nicht. Die Feinde rückten heran, es starreten die eisernen Waffen; am Berge aber knieten die Heiligen, „schickten sich weder

zur Wehr noch zur Flucht“, starrten nur auf Münzer, der mit erhobenen Händen zum Himmel schaute. Da brachen die Feinde mit Schlachtgeschrei in die Wagenburg ein und schwangen die Schwerter und zückten die Spieße zu grausem Morden. Das Jammergeschrei der Getroffenen, der Wehruf der Verwundeten, das Achzen der Sterbenden ernüchterte die unglückliche verführte Schar. Verzweifeln suchten sie ihr Heil in der Flucht und liefen in tollem Wirbel den Hügel hinunter gegen die Stadt. Hinter ihnen und mitten unter ihnen die siegestrunkenen Landsknechte und schnellen Reiter. Sie stoßen und schlagen mörderisch um sich und drängen sich mit den Bauern durch die Tore und überklettern die unverteidigten Mauern. Hier und da entspinnt sich ein erbitterter Kampf und mancher Gewappneter läßt sein Leben, aber immer bleiben die Knechte Sieger. In den Straßen von Frankenhäusen floß das Blut; denn sie haben „alle so sie darin gefunden und sich zur Wehr gestalt haben, als der Bauern geschworen und verbruderte Helfer und Aufhalter, zu totgestochen und erschlagen, samt den vielgemelten Bauern, deren über die sechs tausend auf der Walsat beliben und tot befunden worden.“ 300 Gefangene schlug das Schwert des Henkers. Unbeschreibliche Grausamkeiten erzählte man sich nachher. So sollen die Weiber von Frankenhäusen aus Angst um ihre Männer eine scheußliche Tat verübt haben. Ein Keisiger versprach ihnen Fürsprache, wenn sie einen alten Priester samt seinem Kaplan, der gefangen war, tot schlügen. „Und die Frauen haben sie also zerschlagen, daß ihnen die Köpfe sind gewesen wie gefottene Krauthäupter, daß das Gehirn an den Knitteln gehangen hat.“ Die Fürsten suchten nach dem Übeltäter, aber keiner fand sich, der ihn verriet.

Auch den Thomas Münzer hatte beim Anblick des Unheils seine alttestamentliche Prophetenhaltung verlassen. Mitten unter den Geschlagenen kam er in die Stadt, flüchtete sich in eines der nächsten Häuser am Tore und kroch auf den Boden, wo ein altes Diensthötenbett stand. Er warf seine Kleider ab, die ihn hätten verraten können, umgab seinen Kopf mit einem Verband und legte sich ins Bett. Dasselbe Haus bezog ein Lüneburgischer Edelmann, Otto von Ebbe, dessen Knecht beutehungrig das Haus durchstöberte. Da fand er auf dem Boden den sonderbaren Mann im Bette und fragte ihn nach seinem Namen. Der furchtsame Prophet, den die Begeisterung verlassen hatte, sagte, er sei ein kranker Mann, der bereits tagelang im Fieber liege. Schon glaubte sich Münzer gerettet, da fand der Knecht eine Tasche mit Briefen, die offenbarten, wer der angeblickt kranke Mann war. Fürchterliche Qualen hatte der Gefangene auszustehen. Sein Leib wurde gefoltert und gepeinigt. Unerfättlich schien der Haß seiner Feinde und unmenschlich die Wollust, die sich an seinen Schmerzen weidete. Von Frankenhäusen schickte man ihn auf einen Wagen

geschmiedet in das feste Helbrungen zu Graf Ernst von Mansfeld, der ihn in einen Turm werfen und foltern ließ, um allerhand Geständnisse aus ihm zu erpressen. In der Finsternis des Verließes erschienen die Geister der Rache, wuchsen und griffen mit scharfen Krallen nach der Seele des Verlassenen. Er wand sich unter den gierigen Blicken der Dämonen, die aus dem Blute der für seine Ideen Erschlagenen emporstiegen und Rechenhaft von seiner Seele verlangten. Die Bilder seiner Phantasie, welche so viel Macht über seine Seele hatten, zerstörte das Rasseln der eisernen Ketten, die an seinen Füßen hingen, und in den Trümmern des hohen Gebäudes, das sein Geist errichtet hatte, erschaute er die Nichtigkeit seines Wollens.

Mit den anderen zerstreuten Haufen hatten die Fürstlichen leichtes Spiel. Meist liefen sie auf die bloße Nachricht von der Schlacht bei Frankenhäusen auseinander. Vergebens schrieben die zu Mühlhausen, wo Pfeifer befehligte, nach Franken um Hilfe. Aber dort nahm die Begeisterung in gleichem Maße ab wie der Wein, den man erbeutet hatte. Man lag um Kleinigkeiten in Hader miteinander und schickte nicht einmal nach Würzburg ausgiebige Hilfe. Nur eine kleine Abteilung ordnete man ab, die auf dem Marsche nach Norden sich in der Schweinfurter Gegend mit Plündern aufhielt. So war Mühlhausen preisgegeben und der übermächtige Feind fand willkommene Unterstützung in der mutlosen Stimmung, welche die Verteidiger bedrückte. Als Pfeifer der Lage nicht mehr gewachsen war, überließ er die Stadt ihrem Schicksal und floh bei Nacht und Nebel mit 400 seiner Anhänger aus den umlagerten Mauern nordwärts. Als die Bürger seiner Flucht gewahr wurden, dachten sie nicht mehr an Widerstand. Über tausend Frauen mit zerrissenen Kleidern, 500 Jungfrauen mit Wermutkränzen auf den Häuptern pilgerten hinaus ins feindliche Lager, wo sie sich das Versprechen der Schonung aller Unschuldigen holten. Dann kamen auf Verlangen der Fürsten die Bürger aus den Mauern, barfuß, mit weißen Stäben in den Händen, knieten nieder und übergaben demütig die Schlüssel der Stadt. Trotz dieses harten Bußganges wurden sie bitter gestraft. Ihre Wehrhaftigkeit wurde vernichtet; denn nicht nur ihre Waffen hatten sie auszuliefern, sondern die Bauern der zur Stadt gehörigen Dörfer mußten auch die Befestigungen schleifen. Mühlhausen verlor seine Freiheit, kam unter die Vogtei der Verbündeten und mußte versprechen, 300 Goldgulden an jeden der Fürsten zu zahlen, allen Schaden im Eichsfeld und Schwarzburgischen gut zu machen und außerdem 40 000 Gulden Brandschatzung zu erlegen.

Zwei Hinrichtungen sahen die Bürger, die besonderen Eindruck machen mußten. Heinrich Pfeifer war von Reitern eingeholt und nach hartem Kampfe überwältigt worden. Mit 92 der Seinen wurde er auf dem

Marktplatz gerichtet. Und auch Thomas Münzer hatte man aus Helldrungen herbeigeschafft. Die lange Gefangenschaft hatte ihn zermürbt, die Schwingen seiner schwärmerischen Seele waren gebrochen, sein prophetisches Licht erloschen. — Da sah er die nackte raube Wirklichkeit mit ernüchtertem Auge und das vergossene Blut bedrückte ihn schwer. „Das will ich jetzt in meinem Abschiede, damit ich die Bürde und Last von



Verurteilung und Hinrichtung gefangener Bauern. (Zeitgenössischer Holzschnitt.)

meiner Seele abwende, vermeldet haben, keiner Empörung weiter Statt zu geben, damit das unschuldige Blut nicht weiter vergossen werde“, schrieb er nach Mühlhausen. Wenn man seinem Bekenntnis glauben darf, und nicht Zwang durch die Folter oder absichtliche Entstellung des Berichtes annehmen muß, hat er schließlich auch seine Lehre widerrufen und die Sakramente empfangen. — Thomas Münzer war seiner eigenen Phantasie nicht gewachsen, die sein Urteil verkehrte und der Idee mehr Einfluß gestattete, als sein Wille durchsetzen konnte. Das sah er zum

Schlusse ein, nur darin noch seiner Mission getreu; daß er noch vom Schafott herab die Fürsten und Herren zur Milde und Gerechtigkeit ermahnte und sie durch Beispiele aus den Büchern Samuels und der Könige vor Übermut warnte. — Von einem Spieß ward der tote Leib des Propheten durchbohrt, der Kopf mit den gebrochenen Augen ragte auf dem Schadeberg an einem Pfahle, Pfeifers Haupt aber erregte noch lange das Grausen der Wanderer, die von Mühlhausen nach Bollstet zogen; denn auf diesem Weg moderte sein Schädel, der auf einen Spieß gesteckt war. Er war „eines trutzigen Todes“ gestorben, ohne Reue, ohne Widerruf.

So endete der Thüringer Aufstand in kläglichem Sterben und furchtbarer Noth. Nach und nach verblaßte das Bild des Wiedertäufers, das sich tief in die Seelen eingepreßt hatte, und seine Lehre, die noch heimliche Anhänger hatte, geriet langsam in Vergessenheit, da ihr der belebende Geist fehlte.

Fürchterliche Arbeit bekam der Henker, besonders im Heere des Herzogs Georg von Sachsen. In jeder Stadt fanden Hinrichtungen statt und wo nur etwas zu holen war, wurden schwere Brandschatzungen aufgelegt. Kurfürst Johann zog nach Eisenach und Meiningen. Die Bürger dieser letzteren Stadt riefen den Bildhäuser Haufen zu Hilfe. Da die Sache der Bauern einen so schiefen Gang nahm, dachte Graf Wilhelm von Henneberg, der vor kurzem noch auf den Gewinn Würzburgs und der fränkischen Herzogswürde gerechnet hatte, an seine Sicherheit und er vertrug sich daher hinter dem Rücken seiner bisherigen „Brüder“ mit seinen früheren „Bundesgenossen“. Wie ein Wolf fiel er in die Reihen seiner „Brüder“, die ihm gut genug gewesen waren, solange er sie zur Unterstützung seines Ehrgeizes brauchte. Wie er einst seinen Lehnsherrn, den Bischof von Würzburg, verraten und im entscheidenden Augenblick im Stiche gelassen hatte, so trug er auch jetzt kein Bedenken, die Bauern ans Messer zu liefern. Das ist so ein Beispiel dieser eigennützigen Zeit, in der Treue und Redlichkeit gar wenig wogen. — Die Bildhäuser verschanzten sich auf dem Bildstein, wo sie der Kurfürst von Sachsen, der den Haszburger Grund herauskam, belagerte. Sie wehrten sich tapfer mit ihren 17 leichten Geschützen, zogen sich aber rechtzeitig auf Meiningen zurück, sobald sie erkannten, daß sie gegen die vielen Kanonen des Feindes nicht aufkommen konnten. Da die Meininger das Schicksal Frankenhäufens fürchteten, getrauten sie sich nicht, ihre Stadt zu verteidigen, sondern verhandelten sogleich mit dem Kurfürsten und lieferten ihm den Hauptmann der Bauern, Hans Schnabel, aus, den sie kurz vorher selbst zu ihrer Unterstützung herbeigerufen hatten. Da löste sich alle Zucht und Ordnung und jeder suchte nur sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen.

Dann zog der Kurfürst in sein eigenes Land. Den Städten, die alte Freibeiten genossen, wie Schmalkalden und Arnstadt, nahm er die Privi-

legien, Frankenhäusen mußte alljährlich eine Scheibe Salz abliefern zum Zeichen seiner Hörigkeit. Im Erzgebirge gabs nicht weniger zu strafen, zu hängen, zu stäupen und zu brandschatzen. Das ganze Land war so eingeschüchtert, daß die Herren mit ihren Untertanen tun konnten, was ihnen beliebte. Die Bauern, die sich so sehr nach Freiheit und Milderung ihrer Verpflichtungen gesehnt hatten, mußten nun froh sein, wenn sie das nackte Leben retten konnten. Zum Teil mußten sie auch noch die wenigen Rechte, die ihnen verblieben waren, aufgeben. Die Herren aber nützten die Gelegenheit, ihre Herrschaft zu befestigen, weidlich aus. Das, worum sie seit Jahrzehnten mit ihren Untertanen im Streite lagen, fiel ihnen nun von selbst in den Schoß. — Ein Beispiel, wie hilflos die Bauern preisgegeben waren, wird aus der Grafschaft Hohenstein erzählt. Graf Ernst von Mansfeld erschien mit einigen Adligen zu Schiedungen vor den versammelten Bauern. Er fragte seine Getreuen, was für eine Strafe er den Empörem aufzulegen solle. Da sagte Berend von Tettensborn: „Es ist billig und recht, daß jeder Edelmann neun Bauern an seinen Jagdspieß aufstecke.“ Ein anderer rief: „Man soll die Buben alle in den großen Teich jagen und darin ersäufen.“ Balthasar von Sundhausen, Stadthauptmann von Nordhausen, aber trat auf und redete: „Gnädiger Herr, es ist wahr, dieser elende Haufe hat den Tod verdient, aber wenn ihr ihnen allen das Leben nehmt, wer will euch die Dienste tun und die Ländereien bestellen, nicht zu gedenken der Witwen und Waisen, die dadurch unglücklich werden und wovon die Grafschaft Schwarzburg ein trauriges Vorbild uns gibt. Ich stimme dafür, jedem nach seinem Vermögen leidlich an Geld zu strafen.“ Graf Ernst sah die Richtigkeit dieser Meinung ein, Herr von Sundhausen aber mußte noch lange die Rache des Adels fürchten, weil er zur Milde geraten hatte.

Während so in Mitteldeutschland die große Bauernrevolution in Rauch und Blut erstickt wurde, brach das Verhängnis auch über Württemberg und Franken herein. Doch können wir noch immer nicht die Schicksalswende der Bauern dort erzählen; wir müssen vorher die Ereignisse in Südwestdeutschland in Kürze betrachten.

VI.

An den Ufern des Rheins.





## Die Herren im Lande.



Das Gebiet des Großherzogtums Baden und der früheren Reichslande Elsaß-Lothringen umfaßte im 16. Jahrhundert noch viele größere und kleinere Herrschaften. Selbst der Besitz der mächtigeren Herren war nicht geschlossen. Kurpfalz, die Markgrafen von Baden und das Haus Österreich waren hier am Oberrhein am reichsten begütert. Zwischen deren Besitz schob sich in buntem Wechsel der Herrschaftsbereich der zahlreichen Reichsstädte, dazu kamen die Gebiete der Ritterschaft und der Stifter und Klöster. Ziemlich geschlossen war das Gebiet von Kurpfalz, jenes Landes rechts und links des Rheins, das damals Kurfürst Ludwig von Heidelberg aus beherrschte. Daran schloß sich im Süden der Besitz des Hochstifts Speyer, dessen Mitra der Bruder des Kurfürsten, Georg, trug. Philippsburg, zu jener Zeit Udenheim geheißten, und Bruchsal, das in den damaligen Urkunden als Brüssel erscheint, waren seine bedeutendsten Orte. Bruchsal, die spätere Residenz der Bischöfe, die sich in einem unaufhörlichen inneren Kriege mit den Ansprüchen der Stadt Speyer befanden, liegt hart an der Grenze zwischen jener Landschaft, die den Namen Bruhrain führt und des jenseits der niedrigen Ausläufer des Odenwaldes eingebetteten Kraichgaues, der einerseits bis an die Ufer des Neckar reicht, und dessen südliche Täler andererseits bereits zum Schwarzwald emporführen.

In der rheinaufwärts sich anschließenden Ortenau regierten damals zahlreiche Herren. Markgraf Philipp von Baden besaß unter anderen die Herrschaft Lahr gemeinsam mit Nassau und den ganzen nördlichen Teil, die „untere Markgrafschaft“, der Nordwesten gehörte mit linksrheinischen Gebieten zur Grafschaft Hanau-Lichtenberg, im Osten geboten Graf Wilhelm von Fürstenberg und die Herren von Geroldsack,

das Bistum Straßburg hatte die Ämter Oberkirch und Achern inne, die Stadt Straßburg die Vogtei Ettenheim. Die Benediktinerabteien Schwarzach und Schuttern, das Prämonstratenserstift Gengenbach waren die größten der dortigen klösterlichen Ansiedelungen. — Überschritt man das Tal der Elz dort, wo sich wie ein vorgeschobener Wächter der Kaiserstuhl am Rhein erhebt, so befand man sich bereits auf dem Boden des Breisgaaues, in welchem sich die weiten Besitzungen des Hauses Habsburg ausdehnten, das seine dortigen und die Elsäßer Lande durch Landvögte und Untervögte verwalten ließ und einen Obervogt zu Ensisheim jenseits des Rheins sitzen hatte. Aber auch den badischen Markgrafen gehörte hier ein beträchtliches Stück Land, die sogenannte „obere Markgrafschaft“, in der Philipps Bruder, Ernst, ein recht scharfes Regiment führte. Österreichisch war auch der ganze südliche Teil des Elsaß, der Sundgau samt den angrenzenden nördlichen Landschaften, wo die zehn Reichsstädte lagen. Die bedeutendsten waren Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt und Hagenau.

In den südlichen Teilen des Elsaß und des Breisgaaues spielte die Eidgenossenschaft eine wichtige politische und wirtschaftliche Rolle. Dieser fruchtbare Landstrich wurde gern als die Korn- und Weinkammer der Eidgenossenschaft bezeichnet. Besonders Basel besaß manches schöne in die österreichischen Länder eingestreute Gut und die Baseler Bürger waren gar sehr an den Schicksalen dieser Gegenden interessiert, deren Bewohner ihnen vielfach mit Gülden und Reichnissen verpflichtet waren. 10 000 Gulden an Gülden bezogen die Basler Patrizier allein aus dem Sundgau.

Im Norden endlich regierten das Haus Lothringen, dessen Herzog Anton gewöhnlich in Nancy wohnte, und die Grafen von Zweibrücken-Bitsch, die aber auch auf dem rechten Rheinufer in der Ortenau mancherlei Besitztitel besaßen. Zwischen diesen geschlosseneren Gebieten saß eine zahlreiche Ritterschaft, der mächtige elsässische Adel, in alten bergkrönenden Burgen, in den fruchtbaren Tälern erhoben sich Klöster aller Orden, fast jedes mit Grundbesitz reichlich bedacht.

Die Bauern des Rheingrabens waren nicht so übel daran. Man darf daraus, daß sich in kurzer Zeit das ganze Land rechts und links des Rheins in Aufruhr befand, keine falschen Rückschlüsse ziehen. Oft und oft sind die Aufständischen in nicht geringer Verlegenheit, wenn es sich um Abfassung ihrer Beschwerden handelt und diese sind selten in jener entschiedenen Form abgefaßt, die wir bei den schwäbischen und besonders bei den fränkischen Bauern kennen lernten. Oft genug handelt es sich gar nicht um grundsätzliche Dinge, sondern um örtliche Mißstände, die nicht als allgemeine Beschwerden gerügt werden konnten und schließlich nur durch Verhandlungen mit den örtlichen Behörden beizulegen waren.

Es sind, vom Standpunkt regierender Herren aus betrachtet, oft Kleinigkeiten, an denen der Obrigkeit nicht viel gelegen und in denen man leicht nachzugeben geneigt war. Da war eine Mühle dem gemeinsamen Nutzen einer Gemeinde entzogen worden, was natürlich die ansässigen Bauern als schwere Bedrückung empfanden, dort wurde ein, wie es schien, unberechtigter Zoll für Brücken und Straßen eingehoben, oder über ein althergebrachtes Banngeld auf privaten Weinausshank, über ein Wachgeld, das seit Großväterzeiten für die Bewachung eines Friedhofes gezahlt wurde, Klage geführt. Anderswo glaubten sich die Dorfgenossen durch Entfremdung einer zur Dorfmark gehörigen Wiese beeinträchtigt oder wünschten einen Waldstreifen zur gemeinsamen unentgeltlichen Nutzung. Sehr selten taucht hier spontan und unbeeinflusst eine Beschwerde über persönliche Unterdrückung auf, Leibeigenschaft war im allgemeinen eine unerhörte Sache und selbst die gewöhnlichen Beschränkungen der persönlichen Freiheit, wie sie im ganzen Wirtschaftssystem jener Zeit begründet waren, wie die Gebundenheit an die Scholle und die Beschränkung der Gattenwahl wurden nicht so peinlich empfunden, daß sie für sich die Gemüter bis zu Gewaltsamkeiten hätten hinreißen können. Das war wohl dem Umstande zu verdanken, daß diese Gebiete den Lebensbedingungen doch weiteren Spielraum gewährte, als das maßlos zersplitterte schwäbische Land, das dem Entwicklungsdrang des Einzelnen die allerengsten und unerträglichsten Grenzen setzte. — Immer dagegen und ausnahmslos richtete sich die Empörung in erster Linie gegen die „Pfaffheit“, besonders die Stifter und Klöster, ja in manchen Gegenden, besonders im Elsaß, waren die Schlösser des Adels ziemlich sicher.

Wollte man die verschiedenen Bewegungen, Tumulte, kriegerischen Aufläufe und ernsteren Zusammenstöße, welche das Frühjahr und der Sommer des Jahres 1525 in diesen Gegenden sah, in allen Einzelheiten schildern, müßte man Bände schreiben und der Leser würde zum Schluß doch nur den Eindruck eines tollen Wirrwars haben; denn jede Herrschaft führte sozusagen ihren eigenen Krieg mit ihren Untertanen. Bald gings früher bald später los und an manchen Orten einer Landschaft war die Erregung noch lange nicht gestillt, als die Bauern der Nachbarschaft schon wieder friedlich zu Hause saßen. Wenn die Untertanen verschiedener Herrschaften zusammenzogen, war die Verwirrung unter den Anführern selbst so groß, daß sie jede wirksame militärische Operation hinderte, und wenn nicht die zwölf Artikel zu Hilfe gekommen wären, hätte die Bewegung aus Mangel an einheitlichen Gesichtspunkten von Anfang an nur zu unwirksamen Kundgebungen geführt; denn es kreuzten sich die verschiedensten Ansprüche, Wünsche und Gewohnheiten und verflochten sich zu einem schier undurchdringlichen Gewebe, ohne ein rechtes übersichtliches Bild

von den zahllosen Einzelzielen abzugeben. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Ereignisse in den einzelnen Landschaften zu betrachten, so drängt sich sogleich der Eindruck auf, daß den Bauern selbst ihre Ziele unklar waren. Der Grund dafür ist eben in den ungleichen Untertänigkeitsverhältnissen zu suchen, in welchen die Bauern der zusammengewürfelten Haufen standen. Eine einheitliche Front bildeten sie nur gegenüber dem Klerus und im besonderen gegenüber den Ordensleuten. Wiederholt lehrt die Behauptung wieder, daß man sich über die weltlichen und größeren geistlichen Herrschaften nicht sonderlich zu beklagen hätte und sich ihre obrigkeitliche Gewalt gern gefallen lasse. So versicherten die Untertanen des Bischofs Georg von Speyer und die Philipps von Baden, auch die Elsfässer Bauern. Und wenn die österreichischen Untertanen besondere Gründe zu haben vorgaben, sich des „Schabens und Schindens“ ihrer Obrigkeit zu erwehren, so gab es doch auch hier Landstriche genug, die ausdrücklich ihre Zufriedenheit mit ihrer Herrschaft erklärten, wie die Stadt Freiburg im Breisgau, die selbst dann, als sie sich gezwungener Weise mit den Bauern verbrüdete, doch immer und immer wieder versicherte, daß sie sich in keiner Weise gegenüber dem Hause Osterreich zu beschweren hätte. In der Ortenau, wo der bischöflich straßburgische Schaffner Klaus Mayer von Ort zu Ort wanderte, um den Hintersassen des Bischofs zuzusprechen, zögerten diese nicht, zu bekennen, daß sie einen frommen Herrn und gute Amtleute hätten. — Und trotzdem war auch das Land an beiden Ufern des Rheins in hellem Aufstand, trotzdem kam es vereinzelt zu erbitterten Gefechten und im Bruchrain und im nördlichen Elß zu schweren Kämpfen. Wie soll man sich das zusammenreimen?

Das Land war schon seit vielen Jahren in Erregung. Wir haben von den Umtrieben solcher Bauernführer, wie Jost Fritz und Gugelbasta von Bühl gehört, welche die Fahne des Bundschuhs entfaltet hatten und rheinauf, rheinab für ihre Gedanken Anhänger suchten; sie verfolgten damals auch andere als rein wirtschaftliche Ziele. Denn von allgemeiner Reichs- und Standesreform hatte man zu jenen Zeiten geträumt. Schon zu jenen aufgeregten Zeiten hatte sich die Stadt Freiburg als ihrer Herrschaft treu erwiesen, im rechten Augenblick eingegriffen, mit strengem Gerichte die Rädelsführer verfolgt und den Geheimbund zersprengt.

Diese Gedanken, letzten Endes aus vielfach mißverständener gelehrter Literatur hervorgegangen, erwiesen sich demgemäß auch als viel zu wenig vollstündlich. Nur das Oberflächliche, der Aufruhr an sich, hatte werbende Kraft, das Ziel aber war doch zu absonderlich und zu unsachlich, als daß es imstande gewesen wäre, die Kräfte des Volkes zu sammeln. Aber seit langem war die Stimmung der Wideretzlichkeit, der Geist unruhigen Nörgelns nicht zur Ruhe gekommen und als die Kunde von den Auf-

ständen in Schwaben kam, als Tag für Tag an den Wirthshauistischen Neuigkeiten zu hören und zu besprechen waren, die das Blut aufregten und den Kopf verwirrten, da bekamen die alten Geschichten neues Leben und es regte sich der Drang, mit zu tun und gleich den Brüdern jenseits des Schwarzwaldes sich der Fesseln zu entledigen, die desto drückender empfunden wurden, je deutlicher und kühner die Sprache der Aufwiegler war und je phantastischere Hoffnungen sich an die Anfangserfolge der schwäbischen Bauern knüpften. Durch die Täler des Schwarzwaldes schlugen sich verwegene Gesellen, nach Art des Jost Fritz, der, wie es hieß, selbst altersgrau im Hegau aufgetaucht war und die alte zerrissene Fahne des Bundschubs zu Lehen herumzeitete, die er einstens dadurch gerettet hatte, daß er sie sich um den Leib wickelte. Diese herumziehenden Leute mengten sich unter das Volk, besonders wenn bei Festlichkeiten eine gehobene Stimmung herrschte und der Wein die Unternehmungslust erhitze. Kirchweihen und örtliche Feste, wie das „Gänseessen“ in der Ortenau waren solche gern benützte Gelegenheiten. Wenn die Bauern dann fröhlich beim Weine saßen, wurden die Berge der Hindernisse zu niedrigen, leicht übersteigbaren Hügeln; da waren alle Aufreizungen leicht zugänglich und man glaubte willig alle Lügen; denn die Zahl der verbündeten Bauern und die Erfolge ihrer Waffen, die Aussicht auf auswärtige Hilfe pfl egten stets maßlos übertrieben zu werden.

Inzwischen hatten sich ja auch die fränkischen Bauern erhoben und führten lustigen Krieg. Schon zogen ihnen aus dem Bruhrain Leute zu, die beim „Kistenleeren und Säckellegen“ dabei sein wollten. Das Großartige der ganzen Bewegung wirkte anfeuernd. Alle Wünsche, die jemals des Bauern Herz erfüllt hatten, wurden laut, alles, was er als kleine Bedrückung empfand, bekam in seinen Augen plötzlich die Bedeutung einer Lebensfrage.

Dazu kam als eine der wichtigsten Ursachen der Erhebung dieser Gegenden am Rhein, wie schon erwähnt, die längst gefaßte Abneigung gegen die Klöster, die gewiß vielfach auch aus inneren Gründen zu verstehen ist, die aber durch die maßlosen Ausfälle der Prädikanten zur Erbitterung emporgetrieben, sich zur offenen Feindschaft steigerte. Das Geschlecht dieser Zeit hatte bei weitem nicht mehr jene inneren Hemmungen zu überwinden, wie sie Erziehung und Überlieferung hervorzubringen pflegen; denn schon lange war die Ehrfurcht vor dem Geistlichen untergraben worden. Es sind ja die Gegenden, in welchen der „Karsthans“ sein Wesen getrieben hatte und Ulrich von Huttens zahlreiche Flugschriften aus der Nähe wirkten.

Die Eidgenossenschaft hatte zum großen Teil das neue Evangelium angenommen und gerade die großen Grenzstädte, deren Einfluß auf die

Bauernschaft der südlichen Rheinebene schon gewürdigt wurde, hatten sich mit Eifer der neuen Lehre ergeben. Aber auch sonst hatten die lutherischen Prediger an vielen Orten ihre Kanzeln aufgeschlagen. Straßburg war ihnen nicht abgeneigt, sogar im dortigen Domkapitel regten sich neugläubige Richtungen, die allerdings einer starken katholischen Bewegung nicht gewachsen waren. Von hier kam jener Gärtner Ziegler, der im mittleren Elsaß die evangelischen Worte, daß alle Pflanzung, die nicht von Gott stamme, ausgerottet werden müsse, auf die Pfaffen und Mönche bezog. In der Pfalz lag die Stadt Bretten, aus welcher der Freund und Helfer Luthers, Philipp Melancthon, hervorgegangen war, den der Kurfürst allzu spät um seine schiedsrichterliche Meinung über die evangelische Berechtigung der 12 Artikel angegangen hatte. Der kurfürstlich-pfälzische Hof und das Haus des Markgrafen Philipp von Baden standen der neuen Lehre nicht unfreundlich gegenüber.

In den österreichischen Vorlanden dagegen fahndete man mit großer Strenge nach ihren Verkündern und bestrebte sich mit allem Ernste, die Beschlüsse des Wormser Reichstages und des jüngsten Regensburger Konvents durchzuführen. Da kam es denn auch zu Auftritten, die eine begreifliche Erregung unter dem Volke wachriefen, wie etwa die Verbannung der 200 Kenzinger Bürger, die mit ihrem Prädikanten Othter ausgezogen waren und den Rückweg in die Heimat lange Zeit versperrt fanden. Der Druck erzeugte Gegendruck und manche, die innerlich dem reformatorischen Gedanken ziemlich ferne gestanden sein mochten, zog der Trotz und die Anhänglichkeit an ihre Bundesgenossen auf die Seite der Betroffenen. Wir würden aber der ganzen Geistesrichtung dieser Zeit nicht gerecht werden, wenn wir der allgemeinen Bewegung der ländlichen Bevölkerung gegen den Klerus jede innere Berechtigung absprechen wollten. Alle ihre Beschwerden ließen sich die Bauern des Rheintals schließlich abhandeln oder in belanglose Formen bringen, fest blieben sie aber durchwegs in ihren Forderungen nach einer demokratischen Reform der Pfarrgeistlichkeit, die sie durch den Einfluß auf die Besetzung der Pfarreien, wie ihn die 12 Artikel forderten, durchzuführen gedachten. Fest blieben sie auch zum großen Teile in dem Verlangen einer Beschneidung der Einkünfte der Stifter und Klöster.

Andererseits war aber auch hier das „lautere Evangelium“ das alles bewegende Schlagwort, das in einer Zeit, die doch noch viel von der Innerlichkeit des Mittelalters herübergerettet hatte und in seelischer Hinsicht von einem Gut zehrte, das viele Geschlechter aufgehäuft hatten, immer wieder seine Macht bewies. Die Bauern hören nicht auf, ihren Kampf als einen eigentlichen Religionskrieg zu bezeichnen, durch den das Wort Gottes aufgerichtet und erhalten werden sollte. Die Pfaffen seien

dessen ärgsten Feinde, sagten die Bauern. Die Geistlichen legen es nach ihrem Gefallen und zu ihrem Gunsten aus und wollen jede Bedrückung des Bauernstandes mit unrichtig gedeuteten evangelischen Stellen als berechtigt erweisen. Sie vor allem stehen einer Wiedergeburt der Gesellschaft entgegen und müssen deshalb ausgerottet werden. So vermischten sich auch hier wie anderswo die sozialwirtschaftlichen Neubestrebungen mit der religiösen Neuerung auf das innigste. Sie trennen zu wollen, hieße allen Mißverständnissen Tür und Tor öffnen. Daß in der Vorstellungswelt des Bauern diese Vereinigung stattfand, ist nicht zu verwundern, wo er doch mehr als andere Stände mit der Erde verbunden ist. Andererseits benützte man dieses Schlagwort auch hier vielfach als „Schanddeckel“ für die eigennütigen Wünsche und Hoffnungen der Bauernschaft, die es eben, wie der Verlauf des Krieges und die während desselben allenthalben lautwerdenden Herzensergüsse klar zeigen, doch zuletzt auf das Gut, auf den Besitz der Klöster und Stifter abgesehen hatte, auf die Kornkammern und Weinkeller, auf die Schätze und Geldtruhen. Die Persönlichkeiten der Anführer sind nach den auf uns gekommenen Schilderungen kaum so, daß man ihnen höhere Beweggründe zutrauen könnte. Es waren auch hier vielfach verkommene Leute, „Landsstörzer“, denen jeder Wirrwar willkommen war, in dem sie sich zu bereichern hofften. Sie bemächtigten sich mit Geschicklichkeit jener Schlagworte, die durch ganz Süddeutschland gingen und verführten damit ihre gewiß oftmals besser gesinnten Landsleute. Und wo das bloße Wort nicht verfiel, da mußte eben Drohung und Gewalttat zum Tuzug dringen. Der Widerstand der Besonnenen war hier bei weitem stärker als anderswo und gar manche kleine Landstadt hielt sich wacker gegen eine Übermacht von Feinden, die in Franken schon durch ihr bloßes Erscheinen zur Übergabe veranlaßt hätte. Unschlüssigkeit und Zögern hat in diesen Gegenden dem Aufruhr von Anfang an viel von seiner Furchtbarkeit genommen.

Lange wußte man in den bäuerlichen Kreisen nicht, wie man die verschiedenen Wünsche zusammenfassen sollte, da kam zur rechten Zeit das „gedruckte Büchlein“ aus Schwaben, das mehr enthielt, als was man zu erdenken gewagt hatte. Die zwölf Artikel entwarfen das Bild eines glückseligen Zustandes und machten Vorstellungen rege, die hier vielleicht an und für sich fremd geblieben wären. Das klang noch dazu fromm, feierlich und gelehrt und die Ehrfurcht des Bauern vor Gelehrsamkeit war überaus groß. Die zwölf Artikel waren das einigende Band, die Grundlage, auf welche man sich zusammenschwor, sie waren die festumrissenen Sätze, die man den Herren ohne Verlegenheit vorhalten durfte, wenn diese nach Klagen und Beschwerden fragten.

Wie man sich nun eigentlich das Verhältnis zu den weltlichen Obrigkeiten denken sollte, darüber zerbrachen sich die Bauernführer wenig den Kopf. Man erfand eine Formel, für die eben alles passen mußte. „Unbeschadet der Eide, die dem Lehnsherrn geleistet waren“, das war der Sinn der Klauseln der zu der Bruderschaft gezwungenen Adelligen, „unbeschadet der den Herrn geleisteten Eide“ lautete die Stelle, welche die Bauernartikel gewöhnlich schloß. Wie sich der Aufstand mit dem beschworenen Untertaneneid vertrug, darnach fragte man wenig. Es hieß dann einfach, wenn eine solche Frage auftauchte, die Bewegung sei gar nicht gegen die Herrschaften gerichtet, sondern habe nur den Zweck, gewisse Erleichterungen zu erreichen und gewisse Unerträglichkeiten abzuschaffen. So liegt in der ganzen Bewegung etwas Zwiespältiges, eine innere Unsicherheit. Daraus ist auch die schnelle Bereitschaft zu erklären, auf Grund irgendwelcher Artikel, die mit den zwölfen aus Schwaben nur wenig Ähnlichkeit mehr hatten, zu verhandeln.

Solche Verhandlungen wurden durch die ineinandergreifenden Herrschaftsbereiche außerordentlich verwickelt. Bei einem Bauernhaufen standen miteinander durch Eide verbrüdet die Untertanen von drei, vier und fünf Herren. Machte nun der eine von diesen seinen Frieden, wie sollten sich die Hintersassen der andern vier verhalten? Dann galt es eben, Wege zu finden, die anderen Herrschaften auch zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber das geschah jedenfalls wieder mit Zeitverlust, ehe die besonderen Wünsche zu dem gemeinsamen Ziel geführt werden konnten.

Diese allgemeinen Gesichtspunkte müssen bei der Beurteilung des Bauernkriegs am Rhein immer im Auge behalten werden. Erst von dem geschilderten unsicheren Hintergrund aus betrachtet wird manches Ereignis verständlich, verständlich auch die ganze Eigenart des Aufstands, der so ähnlich er in den Einzelheiten anderen revolutionären Bewegungen der Zeit sein mag, doch sein ganz besonderes Wesen hat.

## Die Sähnlein fliegen.



Wenn man den Aufstand in den Landschaften an den Ufern des Rheins in den Einzelheiten seiner Entstehung und seines Verlaufs schildern wollte, würde dies zu weit führen. Es ging auch hier zu wie in Schwaben und Franken. Man rottete sich zusammen und plünderte Schlösser und Klöster. So bietet sich nichts Neues, wodurch etwa das historische Bild vom Bauernkriege ergänzt werden könnte. Es genügen daher leichte Umrisse, die über den Umfang der Bauernbewegung unterrichten können. Das Besondere wird dabei eigens hervorzuheben sein.

Im Breisgau hat's begonnen. Schon Ende 1524 war die Verbindung mit den Schwarzwälder Bauern, die in St. Blasien die Herren spielten, hergestellt. Da stiegen im Herbst 1524 zwei ungleiche Gestalten von den Höhen des Schwarzwaldes herab, ein kleiner Mann von Schönau und ein hagerer langer Bauer im roten Rock, der mit Käse handelte. Im Wirtshaus des Stoffel Karrer saßen sie unter einer Schar Unzufriedener und berieten über die Aufwieglung des Breisgaus. Und als der Winter kam, stiegen die Wäldler Bauern ins Münstertal herab und die Talbauern kamen ihnen im festlichen Zuge mit Pfeisen und Trommeln entgegen und hoffnungsfroh klang das „Gott willkomm“ zum Gruß. Die Herren von Staufen waren Vögte St. Trudberts. Der Vormund des damaligen jungen Herrn war der Deutschordenskomtur von Freiburg, schon deshalb den Bauern verdächtig, weil er ein Geistlicher war. In einem Schreiben an die Auführer erbot er sich zu kommen und ersuchte sie, bis dahin „stillezustehn“. Da rief Peter Ganzenberg: „Nein, was wollen wir mit Sledermäusen! Man will uns wieder das Hälmlein durch das Maul streichen.“ Und sie fielen ins Kloster und plünderten und zertrümmerten alles, zerschlugen Tische und Stühle, Fenster und Ofen.

Wohl kam damals ein Vertrag zustande unter dem Eindruck einer kleinen Kriegsmacht, die Österreich zusammen gezogen hatte, aber die Funken, die der Wind von auswärts ins Land blies, als der Brand in Schwaben und Franken hellauf zu lodern begonnen hatte, fanden überall gehäuften Zündstoff.

So flackerte das Feuer alsbald im Gebiete des Kaiserstuhlgebirges auf. Die Untertanen des Markgrafen von Baden im Tal der Elz, die unter dem Residenzschloß Hochburg wohnten, waren eifrig daran, ringsum die Sähnlein des Aufstandes fliegen zu lassen. In den Herrschaften Badenweiler, Rötteln, Sausenberg führte Hans Hammerstein aus

Feuerbach die Bauern zu Raub und Plünderung. Man ließ sich durch Versprechungen und Einzelverhandlungen nicht mehr beruhigen, seitdem man die zwölf Artikel in der Hand hatte. Im Süden von Freiburg bekamen die Rebellen in dem gewandten Stadtschreiber Gregorius Müller einen tatkräftigen, tüchtigen Anführer. Ihm zur Seite standen einige Männer, die zur Tat entschlossen waren und ihre Gesinnung auch bekannnten, wie der Metzger Konrad Cleusler: „Ei daß uns Gotts Blut schände, hätten wir gleich anfänglich Mönch, Pfaffen und Edle tot geschlagen, so wären wir jetzt des Wesens vertragen und es tut nicht gut, wir schlagen sie tot.“ Schlimme Geistliche und Winkelprediger wiegelten die Leute auf. Der Pfarrer Andreas Metzger von Niederrimsingen war der ärgsten Schreier einer; er trug den Bauern, die das Schloß zu Munsingen eingenommen hatten, den Wein auf und half ihnen die Speicher leeren. Da warf er die Kornsäcke herunter auf den Wagen und sagte beim ersten: „Das ist die Frühmeß“, beim zweiten: „Das ist die Mittelmeß“, beim dritten: „Das ist das Fronamt.“ Dann stieg er aufs Dach, deckte die Ziegel ab und warf sie im Bogen in den Hof.

Die Adeligen aus Freiburgs Nachbarschaft waren in die Stadt geflüchtet und die Äbte der umliegenden Klöster hatten ihre Kostbarkeiten und wichtigsten Bücher dorthin gebracht. Aber ihre Hoffnung auf die Treue und Festigkeit der Stadt erwies sich nur zu bald als trügerisch. Ringsum zogen sich die Bauern zu einem eisernen Gürtel zusammen. Mitte Mai 1525 war Freiburg von allen Seiten von den aufständischen Bauern eingeschlossen. Im Osten lagerte Hans Müller von Bulgensbach, der mit seinen starken Schwarzwälder Scharen ins Breisgau gefallen war, den evangelischen Brüdern zu helfen. Im Süden stand Hans Hammerstein an der Spitze der österreichischen Untertanen und der aus der oberen Markgrafschaft Baden zugezogenen Bauern. Den Kreis schlossen die Haufen vom Kaiserstuhl, der Herrschaft Hochberg und aus der südlichen Ortenau Stammenden unter Jerg Haid von Lahr. Ein glücklicher Handstreich brachte die Bauern in den Besitz eines Blockhauses auf dem Schloßberg, von dem aus sie die Stadt mit ihren Geschützen und Büchsen bestreichen konnten. Als der Helm des Münsters durch einen glücklichen Schuß getroffen wurde, schrie Ulrich Kindhausen aus Burg: „Wir wollen den Münsterturm dem Turme von Kirchgarten gleich machen.“ Als es klar wurde, daß die feste beherrschende Stellung der Feinde der Stadt sehr bedrohlich war und Geistliche und Herren die Köpfe zusammensteckten, um über die Bedingungen der Übergabe zu beraten, da wurden auch die Unzufriedenen in der Stadt kühner und die Wachen, die auf den Mauern standen, warfen Brieflein hinab, den Bauern zur Ermutigung. Noch gingen Boten auf Boten von Rats-

wegen aus der Stadt, überall um Hilfe und Entsatz werbend, wo man noch ergebene Leute vermutete, aber es kam keine trostreiche Antwort. — So ergab sich denn die Stadt am 23. Mai 1525 und öffnete 300 Bauern die Tore. Sie schloß mit den Hauptleuten eine „christliche Vereinigung“. „Dem allmächtigen, ewigen Gott Vater zu Lob und Ehr, auch zur Eröffnung des heiligen Evangeliums göttlicher Wahrheit und zum Beistand der göttlichen Gerechtigkeit, zur Aufrichtung eines gemeinen Landfriedens und zur Abtilgung unbilliger Beschwerden, womit der gemein arme Mann von geistlicher und weltlicher Obrigkeit wider das Wort des heiligen Evangeliums Christi beschwert worden sei.“ Die Eide, womit Freiburg dem Hause Osterreich verpflichtet war, sollten dadurch nicht gehindert sein. Zwei Kreuzer Herdstattgeld verlangte Hans Müller von Bulgenbach außerdem für seine Kriegskasse nach dem Brauche seiner Bruderschaft.

Mit aufrichtigem Herzen waren die Bürger nicht bei dem Vertrag. Sie schickten trotz entschiedener Forderung weder Mannschaften noch Munition ins Bauernlager und man wußte, daß sie nach der Gelegenheit suchten, so bald als möglich aus der Gesellschaft der Bauern zu kommen. Aus dem Offenburger Abschied schlossen sie sich, nachdem die Sache der Bauern auf allen Schlachtfeldern verloren war, nachdrücklich aus, da sie niemals Beschwerden gegen den Landesfürsten hätten laut werden lassen. Schließlich kündigte die Stadt ausdrücklich den aufgezungenen Vertrag auf, nachdem sie schon längst wieder mit dem Erzherzog Ferdinand in Verbindung getreten war, der sie auf ihre Rechtfertigungsschrift hin in Gnaden aufgenommen hatte. Ihrem Beispiele folgten dann andere Städte des Breisgaus. — Der Rat von Freiburg leitete in der Folge eine strenge Untersuchung ein und ging gegen die Aufrührer mit großer Härte vor. Auf dem Lande wurden „Schmachlieder“ verbreitet, in denen man die Stadt als „bundesbrüchig“ hinstellte. In wessen Händen man diese Schriften fand, der mußte schwer büßen. Ende August ging ein zusammenfassendes Schreiben an Erzherzog Ferdinand, in dem der Rat mitteilte, daß er den Untertanen vier Artikel vorgelegt und deren Annahme mit „Raub, Brand und Totschlag“ erzwungen habe. Selbst einzelne Adelige, wie David von Landeck, gingen die österreichische Regierung an, der Stadt zu verbieten, ihren Untertanen Schaden zuzufügen. Immerhin konnten die Bauern des Breisgaus und der benachbarten Landschaften vom Glück reden, daß sie von der Kriegsfurie verschont blieben, die ihre Standesgenossen in Franken und in der Pfalz und im südlichen Elsaß schwer heimsuchte.

Bei der Belagerung von Freiburg waren auch die Reste der Ortenauer Bauernhaufen, die sich Ende April bei Oberkirch und bei dem Kloster

Schwarzach gesammelt hatten. Aus der genannten Abtei waren alle Mönche geflohen und in aller Ruhe konnten die Bauern der umliegenden Gegenden sie von Grund aus zerstören. Acht Tage feierte die Zügellosigkeit Feste im Kloster. Nicht nur alle Vorräte wurden verschwendet, Kisten und Kästen erbrochen, die Kirche und Sakristei ausgeplündert, aller Hausrat vernichtet, auch die kostbare unersetzliche Bibliothek verschonte man nicht und alle Bücher, alle Schriften und Urkunden, deren man habhaft werden konnte, gingen in Flammen auf. Noch gar manches andere Kloster in diesen Gegenden wurde heimgesucht und viele Pfarrhöfe verfielen der Plünderung.

Doch hatte hier die milde Gesinnung des beliebten Markgrafen Philipp von Baden und seine fortgesetzten Versuche, die Streitsachen gütlich beizulegen, ihre besänftigende Wirkung nicht verfehlt. Auch Straßburg, das hier herum Besitzungen hatte, bemühte sich durch seine umsichtigen und menschenkundigen Vertreter Bernhard Wurmser und Kaspar Ramler, die Absichten des Markgrafen tatkräftig zu unterstützen. Es mußten viel widerstrebende Elemente unter den Bauern zum Schweigen gebracht werden. Besonders der Schwarzacher Hause, der sich mit den über den Rhein gekommenen Elßässern verbündet und an diesen einen Rückhalt gefunden hatte, war sehr schwer zu gewinnen. Während die Gesandten der Herren in Bühl weilten, mußten sie eine regelrechte Belagerung der Stadt erleben und nach der Übergabe die Plünderung des Pfarrhofes des Städtchens mit ansehen. — Da haben zuerst die günstigen Verhandlungen mit den Oberkirchnern eine Bresche in den Zusammenhang der Bauern geschlagen. Es kam zu dem Ortenauschen Vertrag zu Reichen, einer von den wenigen Übereinkommen, die Bestand haben sollten, dank der ehrlichen Gesinnung des Markgrafen Philipp. Die Vertragspunkte, die hier vereinbart wurden, stehen auf der Grundlage der zwölf Artikel, die sie in einer gemäßigten Form zum Ausdruck bringen. Den Herren wird manches Zugeständnis gemacht, die Klöster werden gar nicht erwähnt. Sie sollten durch besondere Unterhandlungen mit ihren Untertanen ins Reine kommen. Es scheint den Herren auch nicht viel an dem Schicksal der Klöster gelegen gewesen zu sein; denn mehr als anderswo hatte unter dem hohen Adel dieser Landschaften die neue Lehre Anhänger gefunden, war ja das Prämonstratenserstift Gengenbach förmlich säkularisiert (verweltlich) worden. Der Vogt des Stiftes Graf Wilhelm von Fürstenberg, Landvogt der Ortenau, hatte schon zu Beginn des stürmischen Jahres im Einverständnis mit dem Räte der Reichsstadt Gengenbach den Abt und seinen Konvent gefangen gesetzt und mit ihnen einen Vertrag abgeschlossen, der sie verpflichtete, gegen eine Pension „vom Kloster abzutreten“.

So nahm in der Ortenau die Bewegung einen im ganzen friedlichen Ausgang. Nur im Süden hatten die Bemühungen des Markgrafen Philipp, in dessen Amt Lahr die Bauern zuerst zusammengetreten waren, zunächst noch keinen Erfolg. Die Nähe des aufständischen Breisgaus und die allzu innige Verbindung mit den Wäldlern hielt die Bauern, die sich hauptsächlich um die Klöster Schuttern und Ettenheimmünster und um die Städte Ettenheim und Kenzingen gesammelt hatten, in ständiger Erregung. Die Anziehungskraft der Vorgänge vor Freiburg war so groß, daß auch die südlichen Ortenauer vor die Stadt marschierten, wo sie dann an der geschilderten Belagerung teilnahmen. Erst auf die Nachrichten von den unglücklichen Begebenheiten im Elsaß, in Schwaben und Franken hin, wurden auch diese Bauern den Werbungen des Markgrafen Philipp und der Stadt Straßburg zugänglicher und sie gaben zu, daß der Offenburger Vertrag auch auf sie ausgedehnt wurde. Der Adel des Landes hat sich späterhin mit Eifer für seine Untertanen eingesetzt, um ihnen ein strenges Gericht zu ersparen. Bis weit in den Sommer des nächsten Jahres dauerten dann noch die Einzelverhandlungen zwischen manchen Herrschaften und ihren Hintersassen über Beschwerden einerseits und Entschädigungen andererseits. Die Bauern kamen dabei verhältnismäßig billig weg.

Einen ganz anderen Ausgang nahm der Aufstand im Bruchrain und in der Pfalz, in dem Herrschaftsbereich des Kurfürsten Ludwig und des Bischofs Georg von Speyer und teilweise auch des Markgrafen Philipp von Baden. In dem Dorfe Malsch rottierten sich in der Karwoche die Bauern und gewannen in kürzester Zeit gewaltigen Anhang. Gleichzeitig sammelte sich eine Schar Bauern auf dem weinbebauten Lezenberg, nördlich von Bruchsal, der das Rheintal beherrscht. Bruchsal selbst öffnete den Bauern willig seine Tore. Die Versuche des Bischofs von Speyer, seine Untertanen zu beruhigen, hatten dank seines tapferen Verhaltens einigen Erfolg. Mitten unter den Bauern, die sich an dem Klosterwein der Abtei Herrenalp, der im Keller floß, so daß „eine junge Gans hätte darin umherschwimmen können, ohne auf den Boden zu kommen“, gültlich getan hatten, schloß der Bischof auf einem dürftigen Strohlager. Welche Betrübniß mochte ihn bedrückt haben, als er beim Eintritt ins Kloster über einen Haufen von zerrissenen alten Büchern und schönen Pergamenturkunden zu schreiten gezwungen war. Sein Ansehen und seine Beliebtheit förderten den Austrag eines gültlichen Vergleichs, der die Bauern verpflichtete, den Bischof als ihren Herrn anzuerkennen und beide Parteien anhielt, in allen weiteren Handlungen das „göttliche Wort“ und das Evangelium zur Grundlage und Richtschnur zu nehmen. In Udenheim (Philippsburg) unterschrieb dann noch Bischof Georg einen

Vertrag, den die Bürgerschaft von Speyer mit dem dortigen Domkapitel geschlossen hatte. Die Stadt nützte eben auch wie Würzburg, Bamberg und Salzburg den Druck der Bauern auf die Geistlichkeit aus, sich einen Fremdkörper vom Leibe zu schaffen, der sie nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig in ihrer Entwicklung zu hemmen schien. Daß dabei die neuen religiösen Gedanken bestimmend waren, ist natürlich. Es ist bezeichnend, daß in den Zusammenkünften der Verschworenen, den sogenannten „Kolben“, in denen ein Handwerker, Hans von Ulm, die Rolle des Obmanns und leitenden Geistes spielte, nach aufreizenden



Plünderung eines Klosters.

(Zeichnung aus J. Murner, Beschreibung des Bauernkrieges um Weissenau.)

Keden und weinbegeisterten Gesprächen, die neuen deutschen Psalmen gesungen wurden.

Die Geistlichkeit, der überhaupt alle Daseinsberechtigung abgesprochen zu werden begann, mußte um deswillen verhaßt sein, weil sie einen höheren Rang des Daseins inne hatte. Die „Rachtung“, d. i. die Ausstattung dieses Standes mit Sonderrechten, erschien den Leuten freilich als etwas Ungerechtes und Unerträgliches. Was blieb dem Domkapitel von Speyer anders übrig als die vorgelegten Artikel zu unterschreiben, wenn vor der Tür des Beratungszimmers 500 Mann von der Gemeinde standen und für den Fall der Weigerung mit sofortiger Plünderung der Häuser der Geistlichkeit drohten? Mehrere Punkte des Vertrages atmen unmittelbar protestantischen Geist; sie sprechen von der lautereren und klaren Predigt des Wortes Gottes, der Aufhebung der Stif-

tungen für Messen, welche ein Betrug seien; denn es habe sich erwiesen, „daß es weder den Toten noch den Lebendigen nützlich, sondern verdammlich und die Genugbescheidung (Genugtuung) unseres Erlösers Jesu dadurch verletzt werde.“ — Die Immunitäten hatten ein Ende, da alle Geistlichen durch einen Bürgereid der Stadt verpflichtet wurden. Es sollte nur mehr einen Herrn geben und das war der Bischof. Es ist also dieselbe Gesinnung hier maßgebend wie wir sie schon in Bamberg getroffen haben.

Wie wenig aber diese Bewegung in der Stadt innerlich mit den ländlichen Aufständen zusammenhing, wird deutlich, wenn wir sehen, daß sie keine Rücksicht auf die Bauern nahm, trotz deren wiederholter Mahnungen. Die Tore von Speyer blieben den Landbewohnern verschlossen. Man wird sicher nicht fehl gehen, wenn man als Gründe für diese strenge Abschließung nicht nur den Standesstolz der Bürger, sondern auch die Verschiedenheit der Ziele beider Teile in Rechnung setzt. So willkommen dem Räte von Speyer die Bewegung der Bauern war, insofern sie rein städtische Anliegen förderte, ein Zusammengehen mit dem Land war ihm von Herzen zuwider. So ist es denn auch zu verstehen, daß nach der Niederlage der Bauern die Anstifter der Unruhen vom Räte strenge verfolgt wurden, sicherlich nicht nur, weil er Opfer haben mußte, an denen er seine treue Gesinnung anschaulich zeigen konnte, sondern auch aus einer bürgerlichen Überzeugung heraus. Den Haupttädelsführer Hans von Ulm haben sie damals aber nicht gefangen.

Wie die meisten erzwungenen Verträge des Krieges, so wurde auch die Übereinkunft der Bürger von Speyer mit der geistlichen Herrschaft nach dem Sieg der alten Mächte hinfällig. Der einzige Erfolg, den die Speyerer schließlich davontrugen, war die Verpflichtung der gesamten Geistlichkeit zu einer jährlichen Abgabe von 200 fl. an die Bürgerschaft; die Summe galt als Ablösung der Bürgerpflichten der Kleriker.

Vor der Hand setzte Bischof Georg von Speyer seinen Namen unter den Vertrag seiner Geistlichkeit mit der Stadt, weil ja seine Stellung dadurch unmittelbar berührt wurde. Dieses Vorgehen beweist aber auch den Friedenswillen des Kirchenfürsten; denn niemand zwang ihn, Heidelberg, wohin er sich unter dem Schutz seines Bruders geflüchtet hatte, zu verlassen.

Der Friede war damit nun freilich in diesen nördlichen Gegenden des Oberrheins noch nicht herbeigeführt. Drüben in der Pfalz zwischen der Hardt, dem Pfälzerwald und dem Rhein spielten sich ähnliche Ereignisse ab wie im Bruhain und um Speyer. Die Städte Landau, Neustadt a. S., Weisenburg und Lauterburg hielten nicht aus und wurden in kurzem „bäurisch“. Es ist auffallend, wie ganz widerstandslos Ortschaft um Ortschaft zu den versammelten Brüdern

rückte, so daß der Chronist (Haarer) schreiben konnte: „In Summa, die Bauernschaft insgemein waren fast alle eines Sinnes und ober einen Leist geschlagen.“ Auf einer Kirchweih zu Nußdorf bei Landau waren viele umliegende Ortschaften zu Spiel und Tanz zusammengekommen. Beim starken Pfälzerwein „haben sich etliche leichtfertige Anaben mit einem Gespräche zusammen verpflichtet“ und zogen noch dieselbe Nacht angeheiterten Mutes zum Mönchhof Geilweiler, der dem Kloster Eufertal bei Siebeldingen gehörte. Sie verteilten sich in die umliegenden Ortschaften, holten die Bauern aus ihren Betten und zogen am Morgen ein paar hundert Mann stark ins Siebeldinger Tal. In wenigen Tagen war die Gegend ringsum rüdrig und die Banden marschierten von Kloster zu Kloster „und lebten in Sauß“. Klingenstein, Hördt, das Johanniterhaus zu Hambach fielen ihnen zum Opfer. Unterwegs wurden einige Burgen besetzt, Bechingen, dem von Zeiskheim gehörig, ging in Rauch auf, Kroffberg am Gebirge, ein Dalbergisches Schloß, erhielt eine Besatzung, das Frauenkloster Heilsbruck wurde zu Grund gerichtet und sie haben es nachher „im Brand gegen Himmel fahren lassen“ So groß war die Beute, daß man die Hälfte davon in Kirchweiler liegen lassen mußte; denn es trieb die Bauern weiter zu großen Taten.

Am letzten April 1525 sahen die Bürger von Neustadt an der Hardt sie ringsum vor den Mauern lagern und den beherrschenden Viehberg besetzt halten. „Auf ein bloßes Schreckwort“ der Bauern hin hat die kleinmütige Bürgerschaft schon am nächsten Tage nachgegeben. Das wurde ihr von dem Kurfürsten der Pfalz übel vermerkt, der sie noch kürz vorher zur standhaften Wehr aufgemuntert hatte. — Um dieselbe Zeit waren die Untertanen des Grafen von Leiningen zu Bockenheim im Gäu (Gegend um Worms) „wegig“ geworden und zogen nach Süden. Jedes Kloster und jedes Schloß, das auf ihrem Wege lag, war verloren. Ein Zusammenstoß mit einer kleinen Schar Kurpfälzischer bei dem Orte Westhofen hielt sie nicht auf. In dem Dorfe Wachenheim, vier Wegstunden nordwärts von Neustadt, machten sie Halt und nährten sich redlich von den Vorräten des nahen Klosters Limpurg a. Hardt.

Kurz vorher hatte sich Bischof Georg von Speyer mit seinen Untertanen vertragen, die daraufhin in ihre Dörfer heimgekehrt waren, nachdem sie in Bruchsal ein „Regiment“ (Auschuß) aufgestellt hatten, das die Einhaltung des Vertrages von Udenheim überwachen sollte. Jetzt dachte auch Pfalzgraf Ludwig den Weg der Verhandlungen zu gehen, da er sich noch nicht stark genug fühlte, kriegerische Maßregeln zu ergreifen. Nach Vereinbarung traf er mit den Hauptleuten der Bauern auf freiem Felde bei dem Dorfe Forst zusammen. Während der Verhandlungen zogen die vereinigten Bauernhaufen von Winzingen bei Neustadt und Wachenheim heran, „kamen

in der Ordnung herangerückt, ließen die Setzen fliegen und sich beschauen“. Nach langer Unterredung kam man überein, die Beschwerden auf einem Landtag zu besprechen. Dagegen mußten die Bauernführer die Auflösung ihrer Rotten geloben. Am nächsten Tag erschienen die Hauptleute in Neustadt, wo Ludwig sich aufhielt, um sich sichere Zusage zu holen, wann und wo der Landtag statthaben solle. Es war ein kluger Gedanke des Kurfürsten, seine Gnade leuchten zu lassen, indem er die Unterhändler zur Tafel zog und sie gütig behandelte. Das gewann der einfachen Bauern Herz, so daß sie sich willig in alles fügten und friedlich nach Hause gingen, während der Pfalzgraf sogleich den Landtag nach Heidelberg ausschrieb.

Es war nicht leicht, mit den Bauern zu einem gedeihlichen Ende zu kommen. Die vollständige Zersplitterung der ganzen Bewegung, die den Herren später den Sieg ungemein erleichterte, war aber jetzt einem allgemeinen gütlichen Ausgleich sehr hinderlich. Man kam nicht zur Ruhe. Kaum war das Feuer an dem einen Ort gedämpft, schlugen die Flammen anderwärts empor und drohten alle Mühe eitel zu machen. Der Kurfürst von der Pfalz war kaum zu Hause, da kamen alarmierende Nachrichten aus dem Kraichgau, wo der Pfaffe Anton Eisenhut zu Gochsheim die Sturmfähnlein entfaltete. Er war bis jetzt bei den Württembergischen Bauern gestanden und kam jetzt in den Brubrain, um den erlöschenden Brand neu zu entfachen. So sah sich Pfalzgraf Ludwig gezwungen, abermals für seine Räte um das Geleit der Bauern zu bitten, denn die Feuerröte über dem Elsenzthal verkündete nichts Gutes. Aber auch diesmal war es möglich, die Bauern durch die Aussicht auf den Landtag und durch das Versprechen einer allgemeinen Begnadigung zu beruhigen.

Nach diesen zahlreichen mühevollen Teilverhandlungen war das rechte Rheinufer soweit befriedet, daß es wenigstens zu größeren Ansammlungen der Bauern nicht mehr kam. Freilich ließ die Manneszucht der ländlichen Scharen manches zu wünschen übrig und kleinere Trupps zogen immer noch unbekümmert um die von ihren Führern gegebenen Unterschriften beutelustig im Lande umher. Es war aber schon durch diese vielen, freilich papierenen Verträge Bedeutendes erreicht. Dem Entgegenkommen der Herren, dem Geschick der Unterhändler ist es zu danken, daß die Verwüstung des Landes mit all den schrecklichen Folgen, wie man sie in Schwaben und Franken zu fühlen bekam, hintangehalten und eine tüchtige Bevölkerung vor Schande und Elend bewahrt wurde.

Machen wir an dieser Stelle, wo sich ein Gegensatz zwischen den bäuerlichen Bewegungen am Rhein und jenen in den übrigen Gegenden des Reiches herausgestellt hat, einen Augenblick Halt, um zu betonen, daß der Unterschied in dem Verlauf des Aufstandes hier und dort vielleicht

zum guten Teil auf die Verschiedenheiten in der Stammesveranlagung der die einzelnen Bewegungen tragenden Menschen zurückgeführt werden kann. Die Franken in ihrem trotzigen leidenschaftlichen Wesen stehen in einem schroffen Gegensatz zu den für mystische Vorstellungen sehr empfänglichen Sachsen und Thüringern und ebenso zu den sanfteren Regungen zugänglichen Rheinanwohnern. Bei so ursprünglichen aus dem Volk herausgeborenen Bewegungen kann man am leichtesten gewisse Seiten des Volkstums durchschauen.

Ein paar zusammenfassende Worte müssen noch über den Gang der Ereignisse im Elsaß gesagt werden.

Seit Ostern war das Land längs der Vogesen von der burgundischen Pforte bis zu der Senke, die jetzt der Rhein-Marne-Kanal durchbricht, in Aufruhr. Fast gleichzeitig erheben sich die Fähnlein im Sundgau, im oberen und mittleren Elsaß. Hans in der Matten führte die Sundgauer, die eine weiße Fahne trugen, in welche mit großen Buchstaben „Jesus Christus“ eingeschrieben war. In der Stadt Mühlhausen hatten schon vorher einige Bauern Beiträge gesammelt, indem sie von Haus zu Haus zogen und den Vers sangen:

„Steuert an's Fähnlein der Gerechtigkeit,  
uns armen Bauern zur Seligkeit.“

Die Nähe der Eidgenossenschaft hatte hier ihre eigene Bedeutung. Über die Grenzen flogen die Botschaften und trotz strengen Verbotes hatten sich an 3000 Eidgenossen um 4 fl. Monatsold den Sundgauern verdungen. Auf diese Truppe gestützt und der Zuneigung der benachbarten Schweizer Bauern, die ihre Gesinnung in einem von den Gegnern nur mit Mühe zerstreuten Zug gegen Basel an den Tag gelegt hatten, sicher, zudem durch schwächliche Maßnahmen der österreichischen Regierung zu Ensisheim ermuntert, trieben die Sundgauer ungestört ihr Wesen bis in den Herbst hinein. Ensisheim, wo Wilhelm von Rappoltsstein, der das hl. Grab gesehen hatte und das goldene Vlies trug, Landvogt war, wurde in diesen aufgeregten Zeiten, da kein Kloster und Schloß ringsum sicher war, der Zufluchtsort zahlreicher Adeliger, Äbte, Mönche und Nonnen. Die Stadt hatte nur eine ganz geringe Söldnerschar in ihren Mauern, alles, was die Hände rühren konnte, mußte Wehr anlegen und auf den Mauern und bei den Toren Dienste tun, während andere in den Kirchen auf den Knien lagen und Gott um Abwendung des Unheils anflehten. — Aus dem Oberelsaß kamen die Fähnlein der Bauern herangezogen und machten zusammen mit den Sundgauern einen bedrohlichen Haufen aus, der beständig vor den Toren der Stadt lag. Das ganze Land ringsum war den Bauern zugefallen. Hätte Erzherzog Ferdinand eine militärische Macht zur Verfügung gehabt, er hätte nicht gezögert, den

Rebellen zu Leibe zu rücken, so aber mußte seine Regierung zufrieden sein, daß die elsässischen zehn Reichsstädte sich ins Mittel legten und zwischen dem Bauernlager und der Stadt Ensisheim einen Frieden zu stiften suchten. Hätte die blutige Niederlage der Bauern aus dem mittleren Elsaß bei Zabern und die Niederwerfung aller Bauernheere in Schwaben, in Franken, in der Pfalz und in Thüringen nicht so niederschmetternd gewirkt und die Sundgauer so allein stehen gelassen, ihre weit überlegene Macht hätte schärfere Mittel nicht gescheut und sich den gütlichen Ausgleich entzogen.

Das alte Kloster Altdorf, im Bistum Straßburg gelegen, war der Mittelpunkt des sogenannten niederen Hausens, der sich aus dem mittleren Elsaß zusammengezogen hatte. Erasmus Gerber, ein kühner Mann, hatte den Oberbefehl. Sie alle, die Leute von Ebersheim-Münster, aus dem Albrechtstal und Urbistal, die von der württembergischen, damals österreichischen Herrschaft Reichenweyer, die aus dem Ried und von Markolsheim, deren Oberster Wolf Wagner über zehn Hauptleute kommandierte, und die Bauern der Gegend um Barr lagerten am 7. Mai 1525 vor St. Pilt, ganz nahe dem festen Kappoltweiler, wo Herr Ulrich von Kappoltstein, der Sohn des österreichischen Landvogtes, seinen Sitz hatte. Alle diese einzelnen Banden hielten die zwölf Elsässer Artikel zusammen, die im allgemeinen mit den schwäbischen Artikeln übereinstimmten, aber viel kürzer und bestimmter gefaßt waren und besonders die biblischen Begründungen wegließen. Man hat die Frage aufgeworfen, ob diese Artikel nicht die Grundlage der berühmten schwäbischen gewesen sind. Mit den Odenwäldern hatten die Bauern vom mittleren Elsaß gewiß Fühlung, trug ja ein Haufe, der aus der Gegend von Andlau stammte, den Spruch auf seinem weißen Fähnlein, der auch im Sigill der Odenwälder zu lesen war: „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.“ Streifzüge über den Rhein stellten die Verbindung mit den Breisgauern her; wir wissen, daß der Breisgauer Aufstand mit den Vorgängen jenseits des Schwarzwaldes in engem Zusammenhang stand.

Junker Ulrich war in schwerer Bedrängnis. Sein Vater riet ihm zur Nachgiebigkeit, keine Stadt konnte Hilfe versprechen; denn jede hatte mit sich selbst genug zu tun. Um sich herum hörte Ulrich nur Stimmen des Aufruhrs, der Drohung und Anklage und wußte nicht, wer noch in seiner Stadt überhaupt verläßlich war. Was half's? Als die Hauptleute der Bauern unterm Tore standen, reichten ihnen viele Bürger zum Willkomm die Hände und hörten beifällig ihre Rede, „daß sie weder Schloß noch Stadt begehrten, sondern allein, daß man das Evangelium helfe schützen und schirmen, daß es lauter und klar gepredigt werde; sie seien auch niemand feind, als den Pfaffen, Mönchen, Nonnen und Juden; diese

allein wollten sie strafen.“ In der That hat der Aufstand in diesen Gegenden mehr eine Richtung gegen die Geistlichen als gegen den Adel. In dem Eide, den die Bürger den Hauptleuten der Bauern leisten mußten, hieß es ausdrücklich, „daß dieser Eid ihnen an ihnen vorigen Eiden, die sie ihren Herrschaften getan, unabbrüchlich sei, sie sollten im Gegentheil ihren Herren wie von Alters her dienen, gehorsam sein und ihnen Zins, Gewerf und ländlichen Frondienst leisten und mit nichten gedenken, daß sie ihren Herren nicht gehorsam sein wollten.“ Wie aber stimmten diese Vorbehalte mit den Elsäßer Artikeln überein? Sind da nicht wiederum Beziehungen mit Franken zu erkennen, wo man vor knapp 14 Tagen eine Deklaration zu den zwölf Artikeln machte, die ähnliche Gedanken enthielt, freilich im Zusammenhang mit großen politischen Plänen, die aber hier zu fehlen scheinen.

Der große Haufe von Altdorf, von Gerber geführt, zog inzwischen nordwärts. Eine Zeitlang war Straßburg in großer Gefahr, zumal Verräter aus der Stadt mit den Bauern Verbindung unterhielten. Der Anschlag scheiterte an der Wachsamkeit des Rates, der die Verschwörer an dem Leben strafte. Sich aber um die Stadt zu lagern, wie die Franken um Würzburg, schien den Bauern viel zu aussichtslos. Sie ließen die Reichsstadt liegen und zogen westwärts ans Gebirge, plünderten zuerst die Abtei M a u r s m ü n s t e r gründlich aus und bezogen dann eine Wegstunde nördlich davon bei Z a b e r n ihr Lager. Das alte Kloster war aller seine Habe beraubt worden, die Bibliothek war gut genug, als Brennstoff zu dienen und stundenweit lagen die Wege voll von pergamentenen Urkunden und Blättern aus alten Handschriften. Alle goldenen und silbernen Gefäße stapelten die Bauern im Lager auf, wo sie später den Lothringern in die Hände fielen. — Von Zabern aus suchte Erasmus Gerber Verbindung mit den Lothringer Bauern, die bereits in Bewegung waren.

## „Den Bauern ward der Schimpf zu hart.“



Über die Vogesen hinweg hatte so der Geist der Empörung nun auch die Untertanen des Herzogs von Lothringen ergriffen. Bei Dieuze waren die Bauern zusammengelaufen und hatten sich auf die zwölf Artikel berufen, die ihnen von jenseits des Rheins zugekommen seien. Über dem hier niedrigen Kamm des Gebirges hinweg standen sie in steter Verbindung mit Elsässer Bauernlagern, die um Saargemünd aufgeschlagen waren. Herzog Anton von Lothringen, der strenge der alten Lehre anhing, war unter allen Forderungen der Bauern besonders denjenigen abhold, welche den Geist des Luthertums atmeten. Ihm und seiner strenggläubigen Umgebung waren die Bauern nichts anderes als Ketzer und der Kampf gegen sie ein eigentlicher Religionskrieg. Die Franzosen aber hatten schon damals keine andere Meinung von den deutschen Bauern als heutzutage. „Barbaren und Hunnen, Sugambren, Cimbern, Teutonen“ nannten sie dieselben, wie mit Halbwilden mußte man mit ihnen umgehen. Es fiel dem Herzog leicht, ein starkes Heer aufzubringen. Die inneren Schwierigkeiten, mit denen wir die zersplitterte und noch nicht befestigte Landesherrschaft in Deutschland rechts des Rheins kämpfen sahen, bestanden in Lothringen nicht und eine ausgiebige Hilfe zog ihm sogleich unter seinen Brüdern, Claudius von Guise, Statthalter der Champagne, dem Grafen Ludwig von Vaudemont und dem Bischof Johann von Metz und Verdun zu. So waren in kürzester Zeit 10—11 000 Mann marschbereit. Der größte Teil des Heeres bestand aus fremdländischen Truppen, Franzosen, Niederländern, Spaniern, Albanesen und Stradioten, jenen leichtberittenen wilden südländischen Söldnern, die ähnlich wie die Schweizer in fremden Kriegsdiensten ihr Brot verdienten. Die deutschen Landsknechte machten nur einen geringen Teil des vielsprachigen Heeres aus, dessen Zusammensetzung schon an und für sich wenig menschliche Rücksichten im Kampf erwarten ließ. Während der Herzog, wie ein alter Kreuzfahrer gegen „die Kinder Belials“ marschierte, ordnete seine Gemahlin in der Heimat Gebete und Gottesdienste an, und Scharen von Wallfahrern zogen zum heiligen Nikolaus, dem Patron Lothringens, um seine Fürbitte für den Sieg des Christentums zu erleben.

Die Lothringer Bauern waren vor dem anrückenden Herzog schleunigst auseinander gegangen oder ins Elsaß geflüchtet, so daß der Fürst in

seinem eigenen Lande nichts mehr zu tun fand, aber die dringenden Gesuche der österreichischen Regierung, des Bischofs und Stadtrates von Straßburg kamen seinem eigenen Wunsche, den Kreuzzug zu vollenden, entgegen. Je näher das Heer dem Aufstandsgebiet kam, desto zahlreicher wurden die deutschen Herren, die sich im Lager einfanden, um den Zug gegen ihre rebellischen Untertanen mitzumachen. — 30 000 Bauern sollten sich in und bei Zabern zusammengefunden haben, die Erasmus Gerber, anführte. Er rechnete sehr stark mit weiterer Verstärkung; denn ein ansehnlicher Haufe lag beim Dorfe Lupfstein, nicht weit hinter



Ritter und Keisige. (Kupferstich von Hans Schäufelein.)

Zabern. Auf beiden Seiten war man zum Kampfe entschlossen. Die Erbitterung hatte einen solchen Grad erreicht, daß kein Friedensbote seines Lebens sicher war. Die aus den Wäldern der Vogesen herabsteigenden Truppen des Herzogs von Lothringen schlugen am 16. Mai im Angesicht der festen Stadt und des an diese gelehnten Bauernlagers ihre Zelte auf. Eine Kapelle wurde errichtet, in welcher man die Bilder des Heilandes und der Mutter Gottes, des heiligen Nikolaus und St. Georgs aufstellte. Dort versammelten sich die Fürsten und Edlen und dankten Gott für seinen Schutz auf dem Marsche durch das Gebirge und dafür, daß er ihnen die Feinde, denen kaum eine Möglichkeit zum Entweichen mehr offen stand, in die Hand gegeben habe.

Der Haufe bei Lupfstein mußte zuerst daran glauben. Dort waren die Brüder des Herzogs, Claudius von Guise und der Graf von Vaudemont in die Wagenburg eingedrungen, welche die Bauern in aller Eile errichtet hatten. In wildem Sturm überrannten die Albanesen und Stradioten die

schwache Befestigung, aus der die sich tapfer wehrenden Verteidiger ins Dorf zurückwichen. In ihrer Verzweiflung drängten sie sich in die Kirche des Ortes, deren Dach schließlich in Feuer aufging. Auf ihren Spießen streckten die eingeschlossenen, dem Tode geweihten Bauern ihre Hüte zu den Fenstern heraus und schrien um Gnade. Aber niemand wagte sich an das brennende Gotteshaus und die Unglücklichen starben eines jämmerlichen Todes. Die lothringischen Söldner kannten kein Erbarmen. Bäche von Blut rannen durch die Gassen des rauchenden Dorfes und die aufs freie Feld geflüchteten Weiber waren schutzlos den Stradioten preisgegeben. Erasmus Gerber verlor in der allgemeinen Niedergeschlagenheit, welche die Kunde von diesem entsetzlichen Wüten der Feinde unter den bei Zabern lagernden Bauern hervorrief, die Zuversicht auf einen guten Ausgang der Sache und begann mit Herzog Anton zu verhandeln. Doch dieser ging auf keine Bedingungen ein und Gerber, der bei den Seinen keine Unterstützung mehr fand, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Am 17. Mai 1525 streckten die Bauern die Waffen. Mit weißen Stäben in den Händen verließen sie, begleitet von herzoglichen Landsknechten, die Stadt, nachdem sie die Waffen auf einen Haufen zusammengeworfen hatten. Ein jeder mochte hoffen, aus dem Gericht, das ihn erwartete, mit heiler Haut davon zu kommen. Kaum aber hatte der lange Zug die Tore der Stadt verlassen, so fielen die Kriegsknechte über die Wehrlosen her und richteten unter ihnen ein fürchterliches Blutbad an. Der einzige Zufluchtsort war die Stadt hinter ihnen, die sie nun in wilder Flucht zu erreichen suchten. Die blutgierigen Söldner liefen ihnen nach und hieben alles schonungslos nieder, was ihnen gerade unter die Hände kam; sie drangen mit den Fliehenden in die Stadt und erschlugen, was häuslich war und die Waffen zur Abwehr erhob, ohne Erbarmen. Berge von Leichen lagen in den Toren und Gassen, sodaß der Verkehr gehemmt wurde. Auf 10 oder 15 000 schätzte man die Zahl der Toten, die man in den nächsten Tagen begraben mußte. — Erasmus Gerber hatte sich ins bischöfliche Schloß geflüchtet und sich dort ergeben. Trotzig spottete er bis zum letzten Augenblick des Herzogs. Als er bereits mit dem Strick um den Hals unter der Weide stand, drohte er noch und lachte des Todes. Er wünschte dem Herzog Glück, daß er ihn gefangen habe, sonst wäre es ihm (dem Herzog) noch schlecht ergangen. Sein ehemaliger Barbier erdroffelte ihn und hängte den Leichnam an die Weide.

Je nach der Gesinnung der Chronisten wird der Überfall aus dem Hinterhalt verschieden begründet und beurteilt. Die einen geben einen Wortwechsel zwischen den ausziehenden gedemüthigten Bauern und den Landsknechten als Ursache an; es habe dann einen Tumult gegeben, in dem man nicht mehr nach Recht und Unrecht fragte. Andere glauben an

offenen Verrat. Herzog Anton war jedenfalls an dem schrecklichen Ereignis nicht unmittelbar beteiligt. Seine Anhänger sangen den Toten manches Spottlied in die Grube nach:

„Den Bauern ward der Schimpf zu hart  
Ihr mußten viel entlaufen;  
der ein starb hie, der ander dort  
man gab ihn' Streich zu kaufen.  
Das schuf ihr Evangelium,  
sie waren blind und also dumm,  
sie mochten nit gar entrinnen.

Da war groß Not und traurig Klag  
von Mannen und von Wiben;  
ich acht, es sei von Gott ein Plag,  
viel Mutwill tätens trieben.  
Sie waren all der Reichen find (feind)  
ich sagt schier auch des Teufels Kind,  
das hat man wohl erfunden.“

(Eliencron, III., 387.)

Dem Herzog aber erstanden Sänger, die seine Verdienste priesen und ihm den Lorbeerkranz wanden:

„Lothringer, du viel frummer Herr,  
Gott tu dir dein Leben fristen!  
Der Bosheit bist du sicher leer  
und ganz ein frummer Christen.  
Dir nit gefiel der Bauern Rott,  
Darumb noch mancher lieget tot,  
von deinem Volk erschlagen.  
Das gab dir Gott den rechten Lohn,  
Woll' dir sein Gnad zusenden,  
daß mögst allzeit gar wohl bestan  
und dein Vorsatz vollenden,  
die lutheri ganz tilgen ab,  
die Bauern bringen an'n Bettelstab,  
die sich darein ergeben.“

(Eliencron, III., 388.)

Es war gewiß kein Bauernfreund, der diese Verse gedichtet hat. Herzog Antons Hof beherbergte solche Poeten und Chronisten genug. Als oberster Feldherr hätte der Fürst die an dem Morde Schuldigen jedenfalls zur Rechenschaft ziehen sollen, wenn er das Blutbad verabscheut hätte. Den Frauen zwar, die andern Tags aus der Stadt kamen und weinend um Gnade für die gefangenen Männer und um Verschonung der Stadt vor völliger

Verwüstung baten, ließ er Nahrungsmittel reichen und seine Gnade ankündigen. Auch rettete die Fürsprache elsässischer Edelleute vielen Gefangenen das verwirkte Leben. — Lange noch blieben die Toten zum



Landsknecht. (Kupferstich von unbet. Meister.)

Teil unbestattet auf dem sogenannten Marterfelde liegen, so daß der Wanderer der verpesteten Stadt in weitem Bogen auswich. Der Anblick der aufgeschichteten Schädel und Knochen der damals Umgekommenen hielt noch jahrhundertlang die Erinnerung an den gräßlichen Tag wach.

Das Heer des Herzogs von Lothringen zog von Zabern nach dem zerstörten Kloster Mursmünster, mit dessen Urkunden und Büchern die Bauern die Ofen geheizt hatten. Auf dem Marsche in die Heimat hatte



Kriegsleben. Im Hintergrund ein brennendes Dorf, Gefangennahme und Hinrichtung.  
(Kupferstich von Albrecht Dürer, „Aus der goldenen Ehrenpforte“.)

es noch eine schwere Schlacht zu bestehen. Wohlgerüstete Bauern, unter ihnen 4000 Landsknechte und Schweizer, verstellten ihm in einer gutbefestigten Stellung bei Scherweiler den Weg. In dieser Schlacht, die erst begann, als die Sonne schon zur Rüste ging, kämpften die

Bauern mit dem Mute der Verzweiflung. Sie wußten, welches Schicksal bei einem unglücklichen Ausgang ihrer wartete und hielten dabei tapfer ihre festen Stellungen. Mehrmals liefen die Landsknechte gegen die



Belagerung einer Stadt.

(Aupferstich von Albrecht Dürer, „Aus der goldenen Ehrenforte.“)

Wagenburg an, ohne sie nehmen zu können. Endlich, als es schon dunkel wurde, begannen die Reihen der Verteidiger zu wanken, Reiterei zersprengte die fliehenden Bauern vollends und hieb viele Hundert nieder. Aber auch der Herzog von Lothringen hatte an ein halbes Tausend seiner

Fußtruppen eingebüßt. Die Nacht deckte die Flucht der Geschlagenen. Alles, was die Bauern auf ihren Plünderungszügen erbeutet hatten, fanden die Lothringer in den Wagen aufgestapelt. Kelche, Monstranzen, Kreuze und Geld, alle Geschütze, und selbst das Fähnlein des Hauses fielen den Siegern in die Hände. Auf dem Markte von Nancy konnte man in den nächsten Tagen Sachen aus der Scherweiler Beute um billiges Geld haben, die Kirchen und Klöster aber bemühten sich vergeblich, ihr geraubtes und davongeschlepptes Eigentum wieder zu erhalten, schon auf dem Marsche war manches kostbare Stück abhanden gekommen. — Auf dem Schlachtfeld erstand bald eine kleine Kapelle, in welcher später die Gebeine der Erschlagenen aufgetürmt wurden. Über der Thür war zu lesen:

Ist nicht eine sondere Klage  
Dreizehntausend in einem Grab?

Der Herzog von Lothringen aber war trotz der Bitten Erzherzogs Ferdinand, die Empörung im Sundgau niederzuschlagen, geradewegs heimgezogen. Erst unterwegs ließ er die gefallenen Adelligen feierlich bestatten. In der Heimat angekommen, machte er sich auf und pilgerte zum hl. Nikolaus, zu dessen Ehren er eine reiche Stiftung errichtete aus Dank für den glücklich vollbrachten Feldzug.

## Wattweiler.



Die schreckliche Mär von dem Blutbad bei Lupfstein, Zabern und Scherweiler machte tiefsten Eindruck auf die aufständischen Bauern. Zudem häuften sich die kläglichen Berichte aus Schwaben, wo Jörg Truchseß einen Bauernhaufen nach dem andern auf die Knie zwang. Ein paar Tage nach der Schlacht bei Zabern hatte der Kurfürst von der Pfalz seine letzten Bedenken fahren gelassen und war in den Brubrain gezogen, wo er die Bauern zu Paaren trieb und sich und seinen Bruder, dem Bischof Georg von Speyer, Ruhe im Lande verschaffte.

Der Schwäche der österreichischen Regierung allein dankten die Bauern des Südens, in den rheinischen Gegenden, daß sie dem Schicksal ihrer Brüder im Norden entgingen. So weit aber hatten die Nachrichten von dem Gemetzel dort die in der Ensisheimer Gegend lagernden Bauern doch eingeschüchtert, daß sie Verhandlungen nicht mehr abgeneigt waren. Die Abordnungen der elsässischen Reichstädte, von der Regierung zur Vermittlung berufen, dazu Gesandte aus Basel, Zürich und Solothurn, langten bei den Bauern zu Isenheim an. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Auch die Tagsatzungen, die Ende Mai, Anfang Juni und im Juli

1525 zu Basel stattfanden, führten zu keinem greifbaren Ergebnis. Die Eidgenossen gaben sich redliche Mühe, beiderseits annehmbare Artikel zusammenzustellen. Bald war die eine Partei nicht einverstanden, bald fand die andere Härten und Schwierigkeiten, schließlich zerfielen alle Einigungsversuche, als die österreichische Regierung erklärte, ohne Zustimmung des Erzherzogs nichts unterschreiben zu können, und Ferdinands Entschluß auf sich warten ließ.

Es ging schon in den Herbst, als die Bauern nochmals zu den Waffen griffen, nicht ohne Grund befürchtend, den Aufschub würden die Österreicher zu energischen Rüstungen benützen. Sulz und Uffholz waren bereits eingenommen, da hat die tapfere Abwehr der Stadt Wattweiler den Aufstand im südlichen Elsaß entschieden. Ein gewisser Lienhard Ott, der mit auf den Mauern stand, hat ein Lied auf das denkwürdige Ereignis gedichtet. Er schildert, wie der Abt von Murbach der Stadt zu Hilfe zieht, wie dann die Bauern von dem schwer geschätzten Uffholz kommen und durch ein Weib einen Brief in die Stadt schicken, den man unbeantwortet ließ. Einen zweiten Brief schicken die Bauern. Aber die Boten stehen umsonst vor den geschlossenen Toren. Da werfen sie das Schreiben in den Graben, aus dem ihn die Bürger herausfischen. Bedenkzeit wurde nicht gewährt, „in schwerer Ordnung“ kommen die Bauern angerückt, mit wütenden Drohungen, daß alles, was über sieben Jahre alt sei, unter ihren Händen sterben müsse. Auf seinem Gaul saß Wetzel, der Hauptmann der Bauern, und Hans an der Matten trug einen Hut auf einer Hellebarde als Feldzeichen voraus. Stürmend liefen sie an die Tore, überquerten den Graben, legten Leitern an die Mauer. Schlecht bekam ihnen der Spaß:

„Des lob ich auch die Weiber all;  
sie trugen Steinen jung und alt  
wohl auf die Maur und Wehren.  
Gar manchen Becken man damit warf,  
daß er sein Augen tät verkehren.“

Die Kugeln der Büchsen der Verteidiger lichteteten die Reihen der Stürmenden, Schloß Hirzenstein ob der Stadt ließ seine Falkonettlein lustige Weifen singen, Ströme siedenden Wassers verbrannten den Bauern das Gesicht. — So mutig man gekommen war, so feige war die Flucht:

„Sie luffen über die Dorfwall hinab,  
Da sach man manchen Beckenknab  
schandlich von dannen ziehen.  
Ihren keiner wollt der hinderst sein,  
sie tätten eilends fliehen.“

Weit unten sammelten sich die Angreifer wieder und erneuerten den grimmigen Eid, Weiber und Kinder, jung und alt sterben zu lassen. Dann liefen sie nochmals an, ernsthaften Mutes. Doch umsonst war ihr Schreien und Schießen. Eine einzige Leiter konnten sie anlegen und der darauf stand, fiel jämmerlich in den Graben. Pulver und Steine gingen ihnen aus, die Bürger stachen und schossen und schleuderten Steine. Viele, Bauern rollten getroffen hinab. Da ergriff die andern Angst und sie flohen regellos davon; wie die Hunde krochen sie auf allen Vieren durch die Reben. Sechs Stunden hatte der heiße Kampf gedauert. Die Niederlage hat so niederschmetternd auf die Bauern gewirkt, daß sie den ganzen Krieg aufgaben. Als die Morgenglocken läuteten, da schlugen die Trommeln:

„Wohlauf ihr Geden alle samt!

Daß wir von himmen kommen!“

(Nach Liliencron III., Nr. 339.)

Und sie flohen wirr auseinander.

Noch einmal sammelten sich Mitte September 1525 zu Habsheim und Kirheim einzelne Gemeinden, doch kam es zu keinem ernstlichen Kampfe mehr. Nur die Unterstützung der Schweizer erklärt die kurze Fortdauer des Widerstandes. Die österreichische Regierung zu Ensisheim fing die Bauern auf der Straße ab und strafte so schwer die Schuldigen, daß man die Stadt nur die „blutige Schlachtbank“ hieß und ihren Namen von „ensis“ (= „Schwert“) abzuleiten begann. Viele Familien verließen Haus und Hof, um in der Schweiz eine neue Heimat zu suchen.

## Um den Frieden.



Wie war es inzwischen den Breisgauern ergangen, die unter Gregorius Müller zu Selde lagen? Markgraf Ernst von Baden hatte gehofft, er würde den Herzog Anton von Lothringen bewegen können, weiter nach Süden zu ziehen, zunächst den Sundgau zu beruhigen, dann aber auch in seinen Landen Ordnung zu machen. Als diese Erwartung keine Aussicht auf Erfüllung mehr hatte, beschäftigte ihn der Gedanke eines friedlichen Austrags mit den Bauern näher. Auch diese waren unter dem Eindruck der Elässer Ereignisse für einen solchen Plan zu haben. Der österreichischen Regierung konnte auch kein besserer Dienst erwiesen werden und die Schweizer taten alles, die Parteien in ihren Friedensplänen zu unterstützen. „Es sei jetzt des Schimpfes genug.“ Wo die Eidgenossen ihre Hand im Spiele hatten, vertrauten die Bauern auf eine gerechte Übereinkunft.

Anfang Juni 1525, zur Zeit, als Würzburg befreit wurde, tagten die Abordnungen des Markgrafen Ernst, Straßburgs und anderer Städte sowie der breisgauischen Bauern zu Offenburg i. B. Der Vertrag vom 13. Juni, der sogenannte erste Offenburger Vertrag, bedeutet eigentlich eine Niederlage der Bauern. Diese verpflichteten sich zu allen Zinsen und Diensten, die sie vordem geleistet hatten, zu neuer Huldigung, Auslieferung alles geraubten fremden Eigentums und Auflösung ihrer Häufen und erhielten als einzige Zusage das Versprechen, daß sich die Herrschaften mit ihnen auf besonderen Tagatzungen gütlich auseinandersetzen wollten. Die Punkte, in denen keine Übereinstimmung erzielt werde, sollten auf einer Zusammenkunft in Basel einer näheren Beratung unterzogen werden. Der einzige offenbare Erfolg der Bauern war, daß die Herren auf den kleinen Zehnten verzichteten und in den einstweiligen Stillstand der Frondienste willigten. Während die beiden Markgrafen von Baden und der Graf von Fürstenberg, die Stadt Straßburg und andere Herrschaften den Vertrag annahmen, der somit auch den Schwarzwälder Bauernhäufen zur Auflösung brachte, sträubte sich die österreichische Regierung wieder, auf ein Sondervorgehen zu verzichten. Die Gerüchte, daß der Pfalzgraf mit seinem siegreichen Heere heraufziehen wolle, um den Breisgau zu strafen, mochten wohl das Zögern der Österreicher in Ensisheim verursacht haben. Diese handelten da nicht aufrichtig; denn mit den Bauern aus dem Oberelsaß hatten sie zu Basel bereits Frieden geschlossen, aber jetzt beriefen sie sich immer wieder auf die Notwendigkeit der landesfürstlichen Zustimmung. Der gegen Ende Juli 1525 zustandegekommene Basler Ausgleich hat dann einige Artikel des Offenburger Vertrages näher erläutert, insbesondere die Bestrafung der Schuldigen den Landgerichten der Orte überwiesen, wo die Angeklagten ansässig waren. Einzeln und gemeinsam wurde dann noch über gewisse Fragen, wie die der Entschädigungen, verhandelt. Gewöhnlich war Basel Tagungsort. Die Untertanen des Markgrafen Ernst von Baden kamen dabei nicht schlecht weg. In den 40 Artikeln, über die man schließlich übereinkam, erschien manche ihrer Beschwerden getilgt, besonders die, welche die Rechte des Landesherren nicht unmittelbar berührten. So sollten nur mehr Weltgeistliche Pfarreien besitzen und die Bestallung der Pfarrer widerständig sein, diese auch zur Residenz verpflichtet sein. Todfall und Ungehorsame (Strafe für Verhöhnung mit Hörigen eines andern Herrn), kleiner Zehent wurden aufgehoben. Die Jagd auf Raubtiere oder anderes schädliches Getier sollte unter gewissen Bedingungen (Auslieferung der Jagdbeute) frei sein, die Herrschaft sollte Bau- und Brennholz nach Bedarf liefern. Auch einige Zugeständnisse hinsichtlich der Zinsen und Gülten erreichten die Bauern, und einige Änderungen im bisherigen Ge-

richtswesen. — Durch Mäßigung hatten also die Bauern hier manches von dem erreicht, das sie angestrebt.

Noch immer war es zwischen den österreichischen Untertanen im Breisgau und ihrer Herrschaft zu keinem Schluß gekommen. Erzherzog Ferdinand war schon daran, einzumarschieren, nur die Vorstellungen des Markgrafen Philipp von Baden hielten ihn ab. Endlich, da die Bauern des Sundgaus die Ungeduld nicht mehr meistern konnten, wiederum zu Spieß und Wehre griffen und Miene machten, sich ohne Umstände den Eidgenossen zu ergeben, schickte der Erzherzog seiner Regierung die Weisungen für einen zweiten Offenburger Tag. Es war schon Mitte September 1525. Der Vertrag kam schließlich zustande, aber er sah ganz anders aus, als der, den Markgraf Ernst von Baden gewährt hatte. Die 16 Artikel verpflichteten die Bauern zur Ergebung auf Gnade und Ungnade, Entschädigung, Auslieferung der Rädelsführer, sechs Gulden Brandschatzung für jedes Haus, die der unschuldigen Witwen und Waisen und der Treugebliebenen ausgenommen. Die Weiber und Kinder der Geflohenen sollten diesen ins Elend folgen, ihre Habe eingezogen werden.

Das waren herbe Bedingungen, vollständiges Aufgeben aller Hoffnungen von Seite der Bauern. Kein Wunder, daß die Aufregung im Lande nicht zur Ruhe kam, daß sich trotzige Reden vernehmen ließen, wie „zwingen Eid sind Gott leid“. Eine bewaffnete Streifabteilung der Regierung fahndete nach den Schuldigen und in Ensisheim fanden die Ergreifenen keine milden Richter.

Bis ins nächste und übernächste Jahr hinein zogen sich noch die Streitigkeiten über die Entschädigungsansprüche zwischen Landesfürsten, Ständen und Untertanen hin. Manche Herren, wie Ritter Christoph Fuchs zu Triberg, Bischof Christoph von Basel begegneten ihren Untertanen mit Milde. Sonst aber begann ein Gezänk zwischen den Ständen wegen der Entschädigungen. Was den Untertanen an Zahlungen aufgebürdet wurde, war wahrlich nicht gering, 100 000 fl. verlangten die Stände des Breisgaus, Freiburg allein 20 000 fl., die markgräflichen Untertanen zahlten 15,500 fl. den Ständen des Landes. Wichtig waren auch die Befehle an alle Hintersassen, die Urbare, Roteln und Zinsbücher, die während der Empörung zugrunde gegangen waren, wiederherstellen zu helfen und wahre Auskunft über verlorene Zins- und Schuldurkunden zu geben. Wie sehr die Bauern dabei dem guten Willen der Herrschaften ausgeliefert waren, ist leicht zu begreifen. Das Verlorene wird kaum zum Schaden der Herrschaften ersetzt worden sein.

VII.

Zusammenbruch in Francken  
und im Allgäu.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is faint and difficult to decipher but appears to be organized into two lines.



## Die Rache für Weinsberg.



Wir haben das Heer des schwäbischen Bundes verlassen, als die drei großen Bauernhäufen von Baltringen, vom Allgäu und vom See den Vertrag von Weingarten angenommen hatten. Die Allgäuer gaben damit ihre Sache keineswegs verloren, die Seebauern aber hielten sich treulich an den Vertrag, bereit, alle Versuche von anderer Seite, das Land um den Bodensee wiederum zu bewegen, selbst nieder zu schlagen. Im Allgäu hatte der Aufstand zu große Ausdehnung gewonnen, als daß der Vertrag vereinzelter Häufen hätte überall für bindend angesehen werden können. Reste der Baltringer schlugen sich zu jenen Allgäuer Häufen um den „Knopf von Leubas“, die durchaus nicht im Sinne hatten, die Waffen zu strecken.

Der Truchseß von Waldburg aber begann nun seinen Strafzug. Er war von vornherein nicht gerade aussichtsreich. Man muß sich nur klar machen, daß vom Hegau angefangen bis an die Ufer des Mains und von da bis in die Berge der Rhön und bis ins walddreiche Thüringen hinein alles im Aufstand war, daß sich gewiß weit über hundertfünzigtausend kräftige Bauern in Bewegung befanden. Ihnen gegenüber konnte der Truchseß nur ungefähr 10 000 Mann ins Feld stellen, die aber bei weitem nicht gleich zuverlässig waren, sondern immer wieder einmal störrisch den Gehorsam verweigerten. Die Landsknechte waren ja auch Bauernsöhne, und es dauerte doch eine Weile, ehe sie die gegen die Allgäuer geäußerte Gefinnung änderten, daß ihre Spieße keine Bauern stächen. Zudem gabs oft in den entscheidenden Augenblicken Schwierigkeiten in der Auszahlung des Soldes und wenn das Geld fehlte, waren die Truppen nicht weiter zu bringen. Einen großen Vorteil hatte der Bund allerdings und das war die Reiterei, der die Bauern keine ebenbürtige Macht entgegen zu

stellen hatten. Aber selbst diese Truppe war nicht überall zu verwenden und bald hatten es die Führer der Bauern heraus, daß gebirgiges Gelände, waldbreiche Gegenden, Sümpfe und Moore sie nahezu vollständig vor den gefürchteten Reissigen schützten. Auch auswärtige Hilfe fehlte den Bauern nicht. Im Schwarzwald wartete noch immer Herzog Ulrich von Württemberg auf die Gelegenheit, seinen angestammten Thron wie-



Landsknechte. (Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.)

der zu erobern. Seine Kriegserfahrung und sein Haß gegen alles was österreichisch war, hätten Herrn Jörg Truchseß überaus gefährlich werden müssen, wenn dem Vertriebenen die gewaltige Macht der Bauern zur Verfügung gestellt worden wäre. Die Lage des Bundeshauptmanns war also keineswegs von allem Anfang an beneidenswert. Allzu bald aber stellte sich heraus, daß ihm in den Bauernlagern selbst die stärksten Bundesgenossen erwachsen, die Uneinigkeit und Zwietracht unter den Empörern, welche keine größere gemeinschaftliche Unternehmung erlaubten, und die Unfähigkeit, kleine selbstsüchtige Ziele hinter die allgemeine Wohl-

fahrt zurück zu stellen. Dazu standen die Bauern unter einer falschen Vorstellung von Massenwirkungen. Sie vertrauten allzu sehr auf ihre schreckenerregende Zahl, ohne sich darüber klar zu sein, daß die große Menge der kriegsuntüchtigen Leute und jener zahllosen, die nur gezwungen das Lager bewölkerten, jede Unternehmung, die auf Mut und Tapferkeit gestellt war, nur hindern mußte. Ein Kanonenschuß war für solche Leute gewöhnlich das Zeichen zur wilden Flucht. Wohl hatten auch die Bauern eine ziemliche Zahl von Geschützen und Handbüchsen aller Art aus den eroberten Städten bekommen und aus zerstörten Schlössern und Burgen zusammengeraubt, aber es fehlte ihnen an Leuten, die das Feuer-  
gewehr richtig zu bedienen verstanden und an jeder Erfahrung, es wirksam aufzustellen. Der Mangel an innerer Manneszucht machte selbst kleinere Haufen uneins. Eine Zusammenfassung zum großen war hier



Soldatenzug. (Virgil Solis.)

unmöglich. Schon das gegenseitige Mißtrauen ließ es nicht zu, einem der Hauptleute eine größere Macht in die Hand zu geben, und war es endlich einmal gelungen, trotz all dieser Schwierigkeiten mehrere Haufen zu vereinigen, so hatte ein solcher Verband doch höchstens einen Bestand von wenigen Tagen, da sich bei dem vollständigen Mangel einer Verpflegungsfürsorge sogleich empfindlicher Mangel an Lebensmitteln einstellte, der unter den Bauern Mißmut und Unbotmäßigkeit hervorrief. So mußte sich ein etwa vereinigtcs Heer in kurzer Zeit schon aus diesen rein äußeren Gründen wieder in kleine Haufen auflösen.

Das kleine Heer des schwäbischen Bundes aber vereinigte trotz der schon geschilderten Mängel durchwegs Truppen, welche in jahrelangen Kämpfen an den verschiedensten Fronten an Schlachtenlärm gewohnt waren, die mit Schwert und Speiß, mit Feldschlangen und Hackenbüchsen umzugehen verstanden, denen das Lager die Heimat bedeutete, denen Plünderung eine gerechte und rühmliche Form des Erwerbs, das Getöse der Feldschlacht und blutiger Mord ein willkommenes Fest war. Zielbewußte, kampferprobte Führer behielten die Zügel der Schlacht wenigstens solange in der Hand, bis die Flucht des Feindes und die Beutegier der Landsknechte

die einzelnen Verbände des Heeres in der Umgebung des Schlachtfeldes zerstreute.

Der Vertrag von Weingarten brachte dem Bundesheere zunächst den großen Vorteil, daß er die Bauern des Allgäus und Bodensees von ihren Brüdern im Hegau und Schwarzwald trennte. Vielen edlen Herren aber war dieser Vertrag zum Verdrusse geschlossen worden. Es fiel ihnen besonders beschwerlich, daß sie die Verordneten von Städten als Schiedsrichter anerkennen sollten. Die Städte seien ja dem Adel niemals freundlich gesinnt gewesen und die Verhältnisse von Stadt und Land himmelweit verschieden. Der Truchseß entschuldigte sich damit, daß er einem sehr beträchtlichen Heere gegenübergestanden sei und froh sein müßte, einem Kampfe ausgewichen zu sein, dessen ungünstiges Ende nicht nur die schon aufständischen Bauern zu einer unüberwindlichen Macht hätte werden lassen, sondern auch noch alle Gemeinden, die bisher treu geblieben waren, auf die feindliche Seite hätte zwingen müssen. Noch mancher hegte dieselbe Besorgnis wie Jörg Truchseß. Dies zeigt ein Brief des Landtschreibers zu Ravensburg an den oberschwäbischen Landvogt Ziegler. Dort heißt es über den Zug des Bundesheeres in den Hegau: „Gott geb glück, daß es wohl gang; dann solt des Bunds Heer einmal geschlagen werden, fiel das ganz Land wieder umb und wären die Bauern Herrn.“

Jörg Truchseß hatte vor, zunächst den Hegau und den Schwarzwald zur Ruhe zu bringen und dann, ohne Gefahr im Rücken befürchten zu müssen, ins Württembergische vorzurücken. Hilferufe der Städte im Hegau, die samt Kadolfszell, wo die Regierungsabordnung und zahlreiche geflüchtete Adelige sich aufhielten, hart von den Bauern bedrängt wurden, forderten zum schleunigsten Vormarsch auf. Ermunternd klang ein Brief aus Kadolfszell: „Die Bauern in ihrem Hochmut schicken uns täglich Boten herein mit der Drohung, uns bei längerem Widerstand zu spießen, zu henken und in viel andere Wege lästerlich zu töten und zuvorab allen Adel von der Welt abzutun. An ihnen hilft kein anderer Vertrag, als der, welcher mit Totschlag, Raub, Brand und dergleichen Taten gemacht wird. Wo ein ander Vertrag gemacht wird, werden Fürsten und Adel in Zukunft nicht mehr Ehre, Ruhe, Fried und Einigkeit haben. Die Bauern sind durch euren Anzug ganz verzagt, auch nicht sonderlich stark. Darum fahret mit der Kriegshandlung fort gegen diese Bauern und nehmet keinen Vertrag an.“ Bei Steißlingen lagen 8—10 000 Aufständische im Felde. Der Truchseß hatte ein Manifest vorausgesandt, das allen Rebellen Tod und schonungslose Ausrottung ankündigte, die sich nicht auf Gnade und Ungnade ergeben würden. Leipheim und Wurzach waren noch in frischer Erinnerung und das Beispiel ihrer Brüder bei

Weingarten allzu neu, als daß es nicht hätte Schule machen müssen. So kamen, während der Truchseß gegen den Hohentwiel zog, Boten aus dem Bauernheere, das einen Vertrag anzunehmen geneigt war, der dem Weingartner ähnlich lautete. Die Verhandlungen waren aber noch zu keinem Ergebnis gelangt, als dem Bundeshauptmann von den Bundesständen in Ulm der strenge Befehl überbracht wurde, stracks nach Württemberg zu ziehen. Wahrscheinlich hatten die kurz vorher eingelangten Berichte



Jörg Truchseß von Waldburg.

(Zeichnung von Prof. Otto Rüdert, München.)

aus Franken, wo der Aufstand ungeheuren Umfang angenommen hatte, und die Forderungen der dortigen Bundesstände, um schleunige Hilfeleistung die Bundesversammlung zu dieser strikten Weisung veranlaßt; denn Pfalz, Würzburg und Bamberg, sowie der Markgraf Kasimir hatten nicht unbeträchtliche Truppenteile zum Bundesheere gestellt, die sie jetzt in ihrer Not selbst gern bei sich gehabt hätten. Eine Abgabe dieser Streitkräfte hätte aber eine verderbliche Schmälerung der militärischen Bedeutung des Bundesheeres zur Folge gehabt.

Vergeblich wies der Feldhauptmann auf die strategische Gefährlichkeit eines so plötzlichen Abzuges hin. Die Schulweisheit der Ulmer Herren mute ihm zu, einen gefährlichen Feind im Rücken zu lassen. Der Bund drohte, die Hauptleute und Knechte des Eides gegen ihren Obersten zu entbinden, wenn dem Befehle nicht sofort Folge geleistet würde. Was blieb Herrn Jörg übrig? Er ließ die Hegaubauern hinter sich und die Hegaustädte in ihrer unsicheren Lage und schwenkte nach Norden ab, überschritt den unwegsamen Heuberg in beschwerlichem Marsche und lagerte am 1. Mai bereits bei Spaichingen. Ohne längeren Aufenthalt zog das Heer weiter dem Neckar zu; denn es kam alles darauf an, den Bauern, die um Stuttgart herum in mehreren Lagern versammelt waren, keine Zeit zu Vorbereitungen zu lassen. Am Wurmlinger Berg, der später durch Uhlands Lied „Die Kapelle“ berühmt geworden ist, machte das Bundesheer halt. Jetzt galt es an die Bauern heranzukommen und den geeignetsten Augenblick zum Treffen zu erspähen. Im Süden regte sich Herzog Ulrich wieder, lag den Bauern des Schwarzwaldes unaufhörlich in den Ohren, ihm zu seinem Herzogtum zu verhelfen. Da rief Hans Müller von Bulgenbach, der im Augenblick großer Gefahr den dritten Mann aufgeboten hatte, voll Unmut aus, die Bauern seien nicht ausgezogen, Herren einzusetzen, sondern sie abzusetzen; er wies den Herzog ab und marschierte nach Westen zu, den Brüdern im Breisgau hilfreiche Hand zu bieten.

Das Anrücken des Bundesheeres löste unter den oberhalb Stuttgart bei Degerloch versammelten Bauernmassen widersprechende Empfindungen aus. Es war schwer zu einem Entschluß zu kommen, der den allgem. Beifall gefunden hätte. Die Meinungsverschiedenheiten unter den Hauptleuten nahmen bedrohlichen Umfang an. Es stand die gemäßigte Partei unter Hans Gerber und Matern Feuerbacher einer radikalen gegenüber, die Hans Wunderer führte. Es war doch etwas anderes, über mehr oder minder wehrlose Schlösser herzufallen und unbewaffnete Mönche und Nonnen auszutreiben, als sich mit einem kriegsgeübten Heere zu messen. Jetzt hieß es das Leben wirklich in die Schanze schlagen, und mit unerbittlichem Ernste erprobte die Schneide des Schwertes die Härte der Grundsätze der Bauern. Wundernehmen kann es uns nicht, daß die Führer, welche den zügellosen Bauernhaufen ohne Zögern bei Raub und Plünderung vorangingen, die Verantwortung gerne los gewesen wären, als rotes Blut statt goldigen Weines zu fließen drohte. Sie kannten zudem ihre Leute und wußten wohl auf Grund vieler Vorkommnisse, wie unzuverlässig die vielen tausende Landleute waren, von denen die Hälfte oder noch mehr nur gezwungen mittaten und die erste Gelegenheit suchten, sich davon zu machen, wenn sie nicht die Rache der übrigen

gewärtigen mußten. War es doch bekannt, daß viele nur unter Tränen zu Schwert und Spieß gegriffen hatten. So schien sich hier dieselbe Lage entwickeln zu wollen wie bei Weingarten. Der Obervogt von Göppingen, Jacob von Bernhausen, ein Freund bauerlicher Forderungen,



Troß. (Aus dem „Triumpf Kaiser Maximilians“.)

der im Lager der Bauern weilte, mußte nun die Mittelsperson machen: er sollte um freies Geleite für die Unterhändler der Bauern bitten. Er kam gerade zu einer Zeit ins Lager am Wurmlinger Berg, als sich der Truchseß in einer peinlichen Lage befand, da das Fußvolt infolge rückständigen Monatsoldes streikte. An der Straße von Tübingen nach Stuttgart in einem tief eingeschnittenen Tale liegt noch heute die altersgraue romantische Kirche des Zisterzienserklosters Bebenhausen. Es

gehörte schon damals nicht zu den reichsten Gotteshäusern und hatte nur wenig vermögende Untertanen. Auf einem Zug gegen Tübingen hatten sich in diese einsame Abtei einige Fähnlein Bauern aus dem Gäu gelagert und ließen es sich beim Klosterwein gut sein, obwohl der Feind in der nächsten Nähe hielt und seine Reiterei das Tal in wenigen Stunden erreichen konnte. Der Feldhauptmann hatte nicht übel Lust, die Schar abzufangen und machte sich auf den Marsch. Da zwang ihn die Meuterei des Fußvolkes stille zu liegen. Um Zeit zu gewinnen, zeigte er sich einem Vergleich mit den Bauern nicht abgeneigt, aber der Bauernhauptmann Wunderer kümmerte sich überhaupt nicht um die angebotenen Verhandlungen und suchte sich mit jenen Schwarzwäldern, die unter der Führung des Thomas Meier von Sulz herüberkamen, zu vereinigen. Er zog mit seinen Leuten gegen das feste Städtchen Herrenberg an der Ammer am östlichen Rande des Obergäus. Hinter dem Städtchen erheben sich die bewaldeten Höhen des Schönbuch, von dessen äußerstem westlichen Ausläufer ein Schloß ins Gäu herabschaute. Im Angesicht des Ortes feierten die Württemberger und die aus dem Schwarzwald unter Pfeifen und Trommelschlag eine freudige Verbrüderung. Herrenberg war keineswegs gewillt, sich so schnell in die Gewalt der Bauern zu begeben. Sechs Stunden währte der heiße Kampf um Stadt und Schloß. Wunderer und die Schwarzwälder, nicht minder die Bauern der nächsten Umgebung waren die thätigsten beim Sturme, während sich die Stuttgarter teilnahmslos verhielten.

Keine Drohungen hatten die Knechte des Bundes zum Gehorsam gebracht, selbst die Nachrichten von der ernstlichen Gefahr Herrenbergs vermochten nicht die Hartnäckigkeit der streikenden Truppen zu brechen. Erst die Einnahme der Stadt änderte ihre Gesinnung. Nun zog der Feldhauptmann auf Herrenberg zu und fand die Bauern auf dem Berg Rücken hinter dem Schloß in gut geschützter Stellung. Die vorgerückte Dunkelheit hinderte vorerst einen Angriff. Ein Bote der Bauern erschien im Bundeslager mit einem Brief, der eine Herausforderung zur Schlacht enthielt. Die Herren brannten vor Kampfbegier, galt es ja zum ersten Male den Schimpf von Weinsberg zu rächen. Sie versprachen dem Boten seidene Kleider, wenn er die Bauern zum Widerstande zu bewegen vermöchte. Doch von Seite der Bauern war der Kampfesifer nur vorgetauscht worden, um ihren Rückzug zu verdecken. In der Stille der Nacht brach das Bauernheer auf und war am nächsten Morgen zum Verdrusse Herrn Jörgs verschwunden. Es hatte sich durch die Wälder in sein altes Lager zwischen Sindelfingen und Böblingen begeben. Trotzdem der Weg dahin nur einige Stunden betragen mochte, konnte der Truchseß den Entwichenen nicht sogleich folgen; denn das Fußvolf sah

sich um Schlachtenfold und Beute betrogen und verweigerte abermals den Gehorsam. Eilends mußte der Bundeshauptmann nach Urach senden, um von dort her Geld zu beschaffen. Tagelang lagerte er in Weil im Schönbuch. Die einzige Beschäftigung der Kriegsknechte bestand während dieser Zeit im Anzünden und Plündern der umliegenden Ortschaften.



Landsknecht. (Kupferstich von J. Bind; Wien, Albertina.)

Im Lager der Bauern hatte man die kostbare Zeit, die so gut zur Beratung eines Kriegsplanes hätte verwendet werden können, in Zank und Streit vergeudet. Herzog Ulrich warb wiederum durch seinen Vertrauten Dr. Fuchssteiner um die Heereskraft der Bauern. Vergebens widerstand Theus Gerber diesen Versuchen, war es doch allen Grundsätzen und dem ganzen Sinne der Bauern entgegen, eines Fürsten eigenste Angelegenheiten zu unterstützen. So tief war der Zwiespalt im Bauernlager, daß der fähigsten einer, Matern Feuerbacher, der oberste Hauptmann, gefangen gesetzt wurde, weil er allzu ungestüm dem Werben Ulrichs entgegen war. Er und die andern Gemäßigten, wie Theus Gerber waren

für Unterhandlungen mit dem Bunde, der einen gemeinen Landtag in Aussicht stellte. Die Geneigtheit zu Unterhandlungen legte man unter den Draufgängern als Verrat und Heimtücke aus. Nur mit Gefahr ihres Lebens kamen die Friedensboten des Bundes an den Standort der Bauernräte; sie brachten die Botschaft Herrn Jörgs, der Ergebung auf Gnade



Landsknecht.

und Ungnade verlangte und auf die Auslieferung der an der Bluttat von Weinsberg Beteiligten bestand.

Aber wenn selbst der römische Kaiser zu diesem wütenden Volke von Frieden und Vertrag gesprochen hätte, er wäre nicht seines Leibes und Lebens sicher gewesen, hat Theus Gerber später gestanden. Die Bauern waren mit Blindheit geschlagen, sonst hätten sie einsehen müssen, daß sie mit ihren 15 000 Mann dem gegen 10 000 Mann starken Feinde mit seiner trefflichen Ausrüstung unmöglich gewachsen sein konnten. Statt nachzugeben erbaten sie Aufschub, aber während sie am nächsten Tage frühmorgens über den Vorschlag des Bundeshauptmanns berieten, schlugen schon die Kugeln der Bündischen in ihre Reihen. Der Ritter

Bernhard Schenk, der bei den Bauern war, ordnete ihre Haufen. In drei Treffen gestaffelt erwarteten sie den Feind. Die Weiber und Moose, die wellige Gegend waren nicht übel ausgenützt. Schon drei Stunden dauerte der Kampf, ohne daß das Bundesheer einen nennenswerten Vorteil zu verzeichnen hatte. Erst die Besetzung Böblingens, dessen Vogt es mit dem Bunde hielt, und die schnelle Einnahme des Schlosses schufen Raum. Geschützfeuer vertrieb die Bauern aus ihren guten Stellungen hinter den Weibern und aus dem moosigen Grunde, so daß auch die bündische Reiterei wirksam eingreifen konnte. Von der einen Seite durch die Reifigen des Frowin von Hutten gefaßt, auf der anderen den starrenden Spießen der Fußtruppen preisgegeben sank ein Fähnlein der Bauern nach dem anderen in den Staub. Manch tapfere Tat wurde zwar verrichtet, aber die Flucht war nicht mehr aufzuhalten. Der Wald bot die einzige Rettung vor „der Bauern Tod“. Die Fußknechte des Bundes verfolgten die Flüchtigen, von denen mancher erstochen oder von den Bäumen geschossen wurde, „daß er herabfiel wie ein Storch aus dem Nest“. Bis an die Stuttgarter Steige waren die Feinde hinter der wilden Flucht her. An 4000 Bauern hatten in der Schlacht ihr Leben gelassen. Als das Bundesheer so zerstreut den Bauern nachjagte, plünderte und tötete, zeigte sich plötzlich in der Ferne eine gewaltige Staubwolke, als ob eine große Heerschar heranrückte. Man vermutete später, daß es Herzog Ulrich gewesen sein könnte, der nach den Ausagen gefangener Bauern an diesem Tage erwartet worden war. Der unglückliche Ausgang der Schlacht nahm ihm wohl den Mut zum Angriff, der den Siegern, deren Truppen nicht mehr in Ordnung beisammen waren, leicht hätte gefährlich werden können.

Wehe allen jenen Bauern, die sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht hatten und nun in die Hände der schweifenden Bundestruppen fielen! Ihrer wartete ein jammervolles Geschick. Die Verwandten derjenigen Ritter, die in Weinsberg gemordet worden waren, sahn deten mit Eifer nach solchen, die bei jener Bluttat dabei waren. Der Pfeifer Melchior Nunnenmacher aus Ilsfeld, der dem Grafen Helfenstein auf seinem Gang zur Richtstätte spottende Weisen gepfiffen, hatte sich zitternd vor der Rache der Herren in Sindelfingen versteckt und war in einen Taubenschlag gekrochen, um vor den Häschern sicher zu sein. Es fanden sich genug Verräter, die um ihres eigenen Lebens willen ihre Kameraden an den Galgen lieferten. Als das Gerücht auftauchte, daß jener Pfeifer in dem Dorfe versteckt sei, heischte der Truchseß von den Bewohnern seine Auslieferung und drohte mit Verbrennung der Ortschaft samt allem, was darin, wenn der Verbrecher nicht binnen einer halben Stunde vor ihm stehe. Da begaben sich Männer und Weiber auf die

Suche nach dem, dessen Tod ihre Rettung bedeuten sollte. Sie durchwühlten die Heuböden und leuchteten in die Keller, schrien nach ihm und drohten ihm. Angstlich flatterten die Tauben um ihre von dem unglücklichen Pfeifer besetzte Wohnung und umkreisten in engen Bogen ihr luftiges Haus. Das mag wohl die Aufmerksamkeit der Suchenden auf das Versteck gelenkt haben. Ein Weib und ein Kind entdeckten Tunnensmacher, mehrere Männer zogen ihn aus dem engen Käfig und führten ihn mit Gewalt vor Herrn Jörg, der den Totgeweihten mit harten Worten empfing. Draußen auf dem Felde ließ er sein Opfer an einen Apfelbaum binden mit eiserner Kette, so daß es wie ein bissiger Hund vor seiner Hütte nur zwei Schritte Spielraum hatte. Dann ließ man Holz herbeischaffen und rings um den Armen einen Scheiterhaufen in einer kleinen Entfernung aufrichten. Georg Truchseß von Waldburg, der Bundeshauptmann, selbst und die andern vom Adel, die mit dem Grafen von Helfenstein verwandt waren, trugen Scheiter herbei. Vor den entsetzten Augen des Unglücklichen flammte der Holzstoß auf. In Todesangst zerrte er an seiner Kette, lief wie ein Tier schreiend um den Baum, bis Hitze und Qualm seine Stimme brachen. So starb der Pfeifer an dem Pfahle. Die Ritter aber schauten ohne Erbarmen dem gräßlichen Schauspiel zu. Das war ritterliche Rache! Welche Gefühle mögen die anderen Gefangenen durchkostet haben, die schauernd dieser Hinrichtung beiwohnten. Wie einst die Tat von Weinsberg beim Adel, so wirkte jetzt diese Hinrichtung bei den Bauern. Der Ruf nach Rache ging durch das Land. Von Bauernlager zu Bauernlager eilte die Kunde von der grausamen Tat der Ritter und aus unzähligen Herzen drangen verwünschende Flüche zum Himmel.

In heller Flucht war das Bauernheer bei Böblingen auseinander gestoben. Wie vom leibhaftigen Bösen verfolgt, leuchteten die Flüchtigen über Berg und Tal. Hunderte sah man an den Ufern des Rheins um Überfahrt bitten. Sie waren wie eine lebendige Schilderung des Unglücks, das die Sache der Bauern betroffen hatte, und ihr Anblick dämpfte gewaltig die Festesfreude und Siegeszuversicht der Rheinbauern, die eben im schönsten Plündern waren. Noch mancher wurde auf der Flucht gefangen, dem das Schuldbewußtsein als eigener Richter aufstand. Matern Feuerbacher wollte nach der Schweiz entkommen, aber er wurde in Kottweil aufgegriffen. Nach langer Haft wurde der Hauptmann von Wunnenstein auf Grund seiner wackeren Verteidigung später in Freiheit gesetzt. Thomas Meier, der Schwarzwälder Hauptmann, ließ sein Leben unter dem Schwerte des Henkers von Tübingen, und Jäcklein Kohrbach, der noch zuletzt versucht hatte, die Flucht aufzuhalten, fiel in die Hände des Vogtes vom Hohenasperg. Theus Gerber, „einer

der bösesten Buben und oberster Principal“ — was er in Wirklichkeit nicht war — entkam. Der Vogt von Hohenasperg schickte Jäcklein Kohrbach dem Bundesheer nach, das auf dem Marsche nach Norden begriffen war dem Laufe des Neckars entlang. Zwischen Neckargartach



Das Recht der langen Spieße.

(Holzschnitt von J. Amman, aus Fronspurger, Kriegsgeschichte; Frankfurt 1866.)

und Fürfeld im Angesichte Weinsbergs loderte der Scheiterhaufen, der den „wildern Jäcklein“ verbrannte. Die Stadt Weinsberg mußte von den Bewohnern geräumt werden, wurde dann an allen Ecken angezündet und ging samt allem Gute, das darin lag, samt allem Vieh, das in den Ställen stand, unter. In weitem Umkreis schlugen die Flammen

brennender Dörfer zum nächtlichen Himmel. Das Feuer war Wegweiser für den Kurfürsten von der Pfalz, der nach langem Zögern sein mitfühlendes Herz, welches das Vergießen von Christenblut verabscheute, zum Schweigen gebracht hatte.

### Ludwig von der Pfalz zieht ins Feld.



Schon seit langem stand Kurfürst Ludwig von der Pfalz mit dem schwäbischen Bunde in Fühlung. Jörg Truchseß selbst hatte den Fürsten zur eiligen Rüstung gemahnt, als er noch auf dem Würlinger Berge lag. Der Bischof Konrad von Würzburg und sein eigener Bruder, Bischof Georg von Speyer, lagen ihm unaufhörlich in den Ohren; denn schon mehrere Wochen dauerte die Belagerung des Frauenberges bei Würzburg und ungewiß war man über die Lage der Eingeschlossenen; selten nämlich gelang es einem Boten, durch den Ring der Bauern zu brechen. Der Kurfürst von Trier, in dessen Ländern die Bauern nur kurze Zeit ohne Glück revoltiert hatten, war inzwischen in Heidelberg eingedrückt und einige Fähnlein aus Hessen und Geldern lagerten vor der Stadt. So wurde Kurfürst Ludwig von mehreren Seiten gedrängt, dem Bundesheere zuzuziehen und an der Vernichtung des letzten Widerstandes der Bauern teilzunehmen; denn man versah sich noch harter Kämpfe um Würzburg, wo die Bauernschaft eines großen Theiles von Franken versammelt war.

Doch der Kurfürst von der Pfalz hatte mit den Bauern seines Landes einen Vertrag geschlossen und mußte erst über diese moralische Bindung hinwegkommen. Das erleichterten ihm die Bauern sehr, denn so stark beherrschten die Führer den Übermut ihrer Leute nicht, daß nicht trotz Brief und Siegel allerhand unbezähmbare Begierden bei der großen Masse lebendig geblieben wären. Immer wieder trafen Klagen von Übergriffen kleinerer Trupps der Bauern ein. Die Hauptmannschaft, die zu Bruchsal residierte, hatte freilich wenig Schuld daran, aber war nicht dieses fortbestehende häuerliche Regiment, das jederzeit zum Sturme aufrufen konnte, an sich schon eine unerträgliche ständige Drohung? Wir sahen, wieviel dem Kurfürsten daran gelegen war, die wertvollen Kaufmannsgüter, die im Städtchen Bretten lagen, zu erhalten und die Ehre seines versprochenen Geleites zu retten. Es war ein Hauptpunkt des Stillstandes, wenigstens für ihn, daß die Straßen frei sein sollten und die Wagen der Kaufleute ungehindert weiterziehen konnten. Aber wie die

Geier auf ein Nas lauerten die beutelüsternen Bauern auf den Reichtum, der hinter den Mauern verborgen lag. Der Kurfürst schickte Herrn Wolf von Flehingen mit einer Schar niederländischer Fußknechte und wenigen Reisigen aus, das ihm anvertraute Gut zu sichern. Aber bei Unteröwisheim verlegten ihm an 3000 Bauern den Weg und zwangen ihn zur Umkehr. Die Niederländer waren nicht zu bewegen gewesen, eine gewaltsame Sprengung der Sperre zu versuchen.

Auch die Bauern des Kraichgaues unter Anton Eisehut waren unverlässliche Vertragsgegner. Philipp von Nassau, Herr zu Wiesbaden, hatte mit ihnen auf einem Stillstand bis zum künftigen Landtag unterhandelt. Als er wegritt, belästigten sie ihn mit drohenden Gebärden, „dermaßen, daß sie (die Räte) eine ganze Nacht in Gefahr Leibs und Lebens gestanden auch sich alle Stund und Augenblick anders nichts dann Sterbens getrösten mußten“ (Haarer). Wer will es also dem Kurfürsten zu übel halten, daß er einem unsicheren Frieden die treffliche Gelegenheit, mit Gewalt den Aufstand zu dämpfen, vorzog? War ja alles in diesem ganzen Aufbruch darauf eingestellt, Zeit zu gewinnen und Treue und Glauben wurden unzählige Male durch Heimtücke und Hinterlist getäuscht. So zog denn Herr Ludwig, als er sich hinreichend gerüstet glaubte, aus Heidelberg und überließ das Schloß Jettenbüchel Herrn Schenk Veltin von Erbach zur Bewachung. Der Deutschmeister Dietrich von Cleen und Bruder Georg (der Bischof von Speyer) blieben in Heidelberg, welche „das Schloß und die Stadt in guter Gewahrsamb hatten, dermaßen, daß alle ding daselbst in Zeit des Kurfürsten Abwesen und Heerzugs friedlich und in gutem Wesen bestunde“. In 13 Gliedern ritten die pfälzischen Reisigen dem Heere voran, umschwärmt von einer Anzahl Reiter, die die Gegend absuchten und im Notfall zum Haupttrupp stoßen konnten. Der Marschall Wilhelm von Haabern führte sie an. Im 5. Gliede zog das Kennfählein. Dem reisigen Zug folgte der „gewaltige Haufe“ unter dem obersten Feldhauptmann der Pfalz, Herrn Schenk Ebert, Herrn zu Erbach. Johann, Wild- und Rheingraf trug die Hauptfahne. Dann kam des Erzbischofs von Trier Mannschaft, dreihundert Kofse bildeten den Kern, elf Reiter ritten in der Reihe. Den Beschluß der ganzen Reiterei bildete der Jülich-Klevische Hauptmann mit seinen zweihundertfünfzig Pferden. Blau-weiß waren die Farben der Fahnen, nur der gewaltige Haufen führte ein rotes Banner mit dem pfälzischen Wappen. Herr Leonhard von Schwarzenberg war der Oberst über dreitausend Fußknechte, die in Ordnung den Reitern folgten. Tausend Mann waren zum Geschütz verordnet, die Georg Nippenberg befehligte. Friedrich Halbgeachsen kommandierte den Troß. So geordnet zog Seine Kurfürstliche Gnaden ins Brubrain hinaus, die

Bauern zu strafen. Beim Dorfe Malsch kam zum ersten Gefecht. Es war ein größerer Ort, „beinahe einem Flecken zu vergleichen“, mit schönen großen Häusern, welche eine gewisse Wohlhabenheit der Einwohner verrieten, die an den Hängen ringsherum zahlreiche Weingärten besaßen. Hier hatten sich die Bauern mächtig verschanzt und als der Marschall mit dem Kennfährlein die Straße durch die Weingärten zog und sich keines anderen versah, als daß er das Dorf verlassen fände wie die



Lagerleben.

(Holzschnitt in der Art des H. S. Beham, 1800—1850; Dresden, Samml. Fried. Aug. II. Kof. 276.)

früheren, die man auf dem Zuge bereits eingenommen hatte, da pffiffen ihm plötzlich die Kugeln um die Ohren, so daß er schleunigst Deckung suchte. Nun gings an gewaltigen Sturm und bald brannte der Flecken lichterloh. Weiter ging der siegreiche Marsch ins Gebiet des Bistums Speyer. Auf Schloß Kislau hausten nur noch vier Bauern, die es versäumt hatten, rechtzeitig zu entweichen. „Dieselben vier ließ er alsbald durch ihren selbstbestellten Henker morgens, als sie sich am wenigsten versahen, auf der Brücken enthaupten und gleich zur Brücken hinab in Graben, den Fischen zu einer Speis, werfen“.

Zu Christi Himmelfahrt erschien das kurfürstliche Heer unter den Mauern Bruchsal's. Das Bauern-Regiment war längst davon. Die Bürger öffneten die Tore, unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter hielt der Pfalzgraf seinen Einzug. Noch am selben Abend erwarteten die vor dem bischöflichen Schlosse versammelten Bürger ihr Gericht.

Da trat der Hofmeister Ludwig von Fleckenstein auf den Platz hinaus und hielt eine „wohlgeschickte, ernstliche Rede“, tadelte „solchen lästerlichen bösen Aufruhr, Widersetzung und mutwilliger Handlung“. Da sie aber selbst keine Schuld an dem Ausbruch der Rebellion trügen, wolle Ithro fürstlichen Gnaden sich damit begnügen, wenn sie „kürzlichen die Anfänger, Hauptleute und Redlinsführer“ auslieferten. Lange bedachte sich die Gemeinde. Es war viel verlangt, daß die Bürger ihre eigenen Genossen ans Messer liefern sollten. „Also auf langem Bedacht wurden etliche Arme von gemeiner Versammlung des Rats und der Gemeind angegeben, derselben ließ der oberst Feldhauptmann etlich und siebenzig annehmen und sie allesamt übereinander in ein Turm gefänglich legen, in welcher Gefängnis sie dermaßen gedrängt saßen, daß sie beinahe erstickt wären“. Andern Tags, als die Sonne unterging, öffnete man den Turm und führte die Gefangenen, „die vor Hitz und Angsten schwitzten, daß es von ihnen rann“, aufs neue in den Ring der Landknechte. Da stand der Henker mit scharfem Schwerte. Fünf hatten bereits ihr Leben ausgehaucht, schon kniete der sechste hin und erwartete den tödlichen Streich. Die andern lagen auf den Knien „mit aufgereckten Händen und schrien ohn unterlaß umb Gnad und Barmherzigkeit“. Das konnten die Herren, die im Kreise standen, nicht mehr mit ansehen und legten Fürbitte für die übrigen ein. Wie mögen diese aufgeatmet haben, als ihnen das schon verwirkt geglaubte Leben geschenkt war. Mit Freuden legten sie den neuen Eid ab und bedankten sich höchlich.

Schon der frühe Morgen hatte eine Hinrichtung gesehen. Truchseß Georg war inzwischen über die Kraichgauer Bauern gekommen und hatte deren Hauptmann Antonius Eisenhut gefangen, den er dem Kurfürsten „zu einer Verehrung“ nach Bruchsal sandte. Nach kurzem Verhör wurde der Stab über den Rebellen gebrochen. Die Bauern der verschiedenen speyrischen Ämter aber mußten sich bereit erklären, 40 000 fl. Brandschatzung zu zahlen, alle Wehr auszuliefern und von neuem zu huldigen. Die Bürger der Stadt selbst versprachen, die Tore und Pforten abzubrechen. Diese allgemeine Öffnung der Stadt war eine schlimme Strafe. Der Besitz der Stadtschlüssel war ein streng behütetes Recht der städtischen Obrigkeit und das Zeichen ihrer unabhängigen Gewalt, die Sprengung der Tore also eine schwere Demütigung.

Im Kraichgau im Orte Hilsbach begrüßten sich die Führer des Bundes und des pfälzischen Heeres und vereinbarten die Vereinigung der beiden Heere. Als sich am nächsten Tage die Pfälzer den Bündischen näherten, die auf den Höhen von Fürfeld lagen, veranstalteten diese eine Parade vor den Fürsten, und während die Pfälzer die Höhen hinaufzogen, legten die Bündischen die Luntten an alle Geschütze, die Fußknechte schossen ihre Rohre los, „daß es gar waidlich unter einander schall“.

### Jagd auf Menschen.

Von nun an ging der Marsch der beiden Heere gemeinsam. Wie schwer es dem schwäbischen Bunde aber trotzdem hätte fallen können, den Aufstand so restlos zu besiegen, zeigt das Beispiel von Neckarsulm. Eine ganz unbedeutende Anzahl, nicht mehr als 300 Bauern, lagen in der Stadt. Ahnungslos nahte sich das Kennfähnlein des Feindes und an die bedingungslose Ergebung der Bauern bereits gewohnt, dachten sie nicht anders, als daß sie die Tore sperrangelweit offen finden würden. Wie überraschte es sie aber, als ein wohlgezieltes Feuer aus der Stadt sie empfang. Sie wichen zurück und die Fußtruppen rückten zum Sturm an, nachdem eine heftige Kanonade die Kapitulation hatte erzwingen wollen. Von zwei Seiten legten sie die Sturmleitern an. Wie die Löwen wehrten sich die Bauern, die in kürzester Zeit Ersatz erhofften; denn sie hatten ins Hauptquartier nach Würzburg um eiligen Zuzug geschrieben. Wirklich hatte sich Götz von Berlichingen, dem sein Führeramt längst schon unleidlich war, mit den Odenwäldern und Neckarbauern auf den Weg gemacht, unter dem Vorgeben, den bedrängten Landsleuten zu Hilfe zu kommen. Bei Krautheim sammelten sich die von den Hauptleuten aufgebotenen Männer des Taubertales und des Odenwaldes, sofern sie es nicht vorzogen, bei ihrem Herde sitzen zu bleiben. Von den von Würzburg Ausgezogenen meinten wohl viele, es ginge nach Hause und unterwegs verlief sich eine große Anzahl.

Herr Götz, der oberste Feldhauptmann, lief in der Nacht den Bauern davon. Bei Adolfsfurt sahen sich diese, als der Morgen des 30. Mai herankam, von ihrem Führer verlassen. Welche Flüche und Verwünschungen mögen dem tapferen Ritter nachgefolgt sein, der zwar verwegen im Hinterhalt zu lauern verstand, sich aber vorsichtig aus dem Staube machte, sobald die offene Feldschlacht sein Leben bedrohte. Er berief sich darauf, daß die vier Wochen, für die er verpflichtet worden war, herum seien und daß er bei den befreundeten Bundesständen Gnade für die Rebellen suchen wolle.

Nach den zwei vergeblichen Stürmen auf Neckarsulm bezogen die Bündischen das Nachtlager. Der Kampf hatte die einzelnen Truppenteile weit auseinander zerstreut. In weitem Bogen um die Stadt flammten die Wachtfeuer. Da stiegen die Bauern ungesehen von den Hängen des Odenwaldes herab. Welch günstige Gelegenheit! Ein Überfall auf die kleinen zerstreuten Abteilungen eröffnete unberechenbare Aussichten zum Siege. Mit Spannung warteten die Tapferen in der Stadt auf den Kampfruf ihrer Brüder. Die aber stuzten, als sie die zahlreichen Wachtfeuer sahen und glaubten nicht anders, als daß an jeder Flamme viele hunderte sich wärmten. Ohne einen Angriff zu wagen, zogen sie wieder ab, nicht nur das Schicksal der eingeschlossenen Bauern, sondern auch ihr eigenes entscheidend.

Am frühen Morgen donnerte das Geschütz des Bundes mit erneuter Gewalt in die Stadt, bis sich die Tore aufthaten und vier Friedensboten zum Bundeshauptmann hinausließen. Herr Jörg ging glimpflich mit der Stadt um, aber Mauern und Türme mußten die Bürger sogleich zu schleifen beginnen und ihrer Waffen sich begeben. Von den Bauern, die man drin betraf, wurden diejenigen herausgesucht, die mit bei Weinsberg gewesen. Mit Stricken aneinander gefesselt führte man sie paarweise ins bündische Lager. Ein Duzend verlor noch am selben Abend den Kopf, „die übrigen seind einzig im Ziehen verzettelt worden“, haben also unterwegs ihr Leben eingebüßt. — Das war für die Knechte ein leichtes, lustiges Kriegsführen, Dörfer anzuzünden und Menschen zu morden, Stehlen und Rauben, alles war erlaubt. Böckingen, wo Jäcklein zu Hause war, mußte die Schandtaten seines Dorfgenossen mit vollständiger Zerstörung büßen, merkwürdigerweise blieb Ballenberg, die Heimat Metzlers, ziemlich verschont, nur des Bauernhauptmanns Haus wurde zur „Kurzweil“ dem Erdboden gleich gemacht.

Vor dem Bundesheere zogen sich die Bauern über Jagst und Kocher zurück und vereinigten sich erst im Taubertale mit anderen Aufgeboten. Sie schafften ihre Wagen aufs rechte Tauberufer hinauf und stellten sie auf einer Anhöhe über Königshofen am Waldestrande zu einer Wagenburg zusammen. Durch das umliegende Gehölz glaubten sie sich vor der feindlichen Reiterei genügend geschützt. Es mögen noch an 5000 beisammen gewesen sein. Underthhalb Duzend Feldgeschütze richteten sie gegen das Bundesheer, das aus dem Schüpfgrund von Sachsenflur her an die Tauber kam. Da flogen den Söldnern die Kugeln der Bauern entgegen und geboten ihrem Marsche Halt. Freilich war die Freude der Bauern nur von kurzer Dauer.

Reiter tauchten alsbald in ihrer unmittelbaren Nähe auf und fielen mit Trompetengeschmetter, ehe die Bauern zur Besinnung kommen konn-

ten, in deren wankende Reihen. Schmäblich suchten die Hauptleute und Anführer zu allererst ihr Heil in der Flucht, sie „hieben den Wagenpferden die Streng ab, sassen darauf und entrannen fast alle“. Als das bündische Fußvolt das Schlachtfeld erreichte, begann ein fürchterliches Morden. Der Chronist Herolt aus Schwäbisch Hall berichtet also darüber: „Sie warfen die Wehre von ihnen; die, so die Wehre behielten, wußten nit, wie sie solche brauchen sollten; sie hatten sehr viel Handrohr, aber vor Zittern und Angst wußten sie nit, wie sie diese brauchen sollten; sondern fliehen war ihre beste Wehr: ist ein ganz elend Gejagd daraus worden. Ein Röttlein hatte sich in einen Wald getan und zur Wehr gestellt, sich verhauen; die sind von Fußknechten erstochen; viele von den Bäumen mit Handrohren herabgeschossen; viele von Reitern an die Spieß gefast und von den Pferden zertreten, deren bei 1300 gewesen“. Auf der einen Seite wilde Grausamkeit, auf der andern tödliche Angst, die jede Verteidigung lähmte. An 3000 Bauernleichen bedeckten das Schlachtfeld, 300 Gefangene und alles Geschütz fielen dem Bunde in die Hände, „dann ging man leichts Muts auf die Wahlstadt und bliesen zu den Pauken alle Trompeter“.

Die Überlebenden, die, von Entsetzen gejagt, das Taubertal aufwärts und auf heimlichen Wegen nach Würzburg flohen, verbreiteten schnell die Kunde von der Niederlage bei Königshofen an der Tauber. Allenthalben brach der Widerstand jetzt zusammen. Die Sieger aber nahmen Merzgentheim ein, für dessen Schonung der Komtur Wolfgang von Bibra Fürbitte einlegte, und zogen weiter nach Osten, dem Bischof Konrad von Würzburg sein Land und seine Stadt zu gewinnen.

Im Bauernlager vor Würzburg herrschte eine unsägliche Verwirrung. Die Obersten waren beim Landtag in Schweinfurt und die anderen Hauptleute gaben widersinnige Befehle. Verblendet schenkten sie den von Königshofen flüchtigen Genossen keinen Glauben, sondern ließen sie gefangen setzen; dagegen fand ein Märlein williges Gehör, das Bösewichter unter das Volk brachten, daß die Bauern bei Königshofen nicht geschlagen seien, sondern sehnsüchtig der Hilfe harreten. Und der Dachs kroch aus dem Bau. In aller Stille brach das Bauernheer am Pfingsttag (4. Juni) vor Morgengrauen das Lager bei Heidingsfeld ab und marschierte Königshofen zu, „verbunden sich auch zusammen, das sie der Bündischen keinen leben lassen, sondern die Reutter henken und den Fußknechten die Hels abschneiden wollten“. In der Ebene von Sulzdorf schon hätten sie ihren Mut beweisen können, „aber alsbald man sie angriff, da gaben sie die Flucht“ (Fries S. 323). Verfolgt von den Reitern, kamen viele Tausende um, „das Feld lag allenthalben voll. Man sagt auch, das die Straßen uf Ochsenfurt zu bis uf ain Viertail Meil Wegs an die Stadt ein

und ein mit Bauern gezettelt gelegen waren. Etlich Raifige hetten bis in die 60 Bauern gefangen, die sie hinter sich furen und schätzen wollten; aber die wurden bei der Banden wägen uf ainen Hauffen alle erstochen; dann dieweil die Bauern sich vereinigt, kein Bündischen mit dem Leben davon zu lassen, also wollt der Obristhauptman, daß man dits tags auch kein bauern gefangen nehmen solte“ (Fries).

Wie Spreu im Wind stob das Bauernheer auseinander. Brennend und mordend setzte das Bundesheer seinen Weg gegen Würzburg fort. Eine kleine Schar versprengter Bauern hatte sich in die Trümmer des zerstörten Schlosses zu Ingolstadt bei Sulzdorf geworfen und schrie daraus um Gnade. Aber die Bündischen kannten keine Gnade und richteten ihre Kohre auf das rauchgeschwärzte Gemäuer. Verzweifelt wehrten sich die 200 Bauern hinter den Ruinen. Ein Sturm mißlang: „dannoch



Gefangene Bauern. (Holzschnitt aus Livius, röm. Historien; Mainz, Schöffer 1525.)

wurden sie des Arbeiten im Sloss mit Staintragen, Tarresen werfens und Wörens mued und kraftlos; so vertroß die Bündischen heraus nit wenig, daß die im Sloss sich ihr so lang ufhalten sollten, wurden demnach aus Schame und Jorn gegen ihnen dermasen erhitset, das sie erst den rechten Ernst furwendeten und anfingen, das Sloss von neuem zu sturmen, eroberten dasselbig und erstachen darin, wen sie funden“ (Fries). Lorenz Fries erzählt weiter, daß sich einige Bauern in einem Keller verborgen hatten. Dahinein warfen die Landsknechte Stroh, streuten Pulver darauf und zündeten es an, so daß die armen jämmerlich erstickten. Den Beteiligten blieb das Morden bei Ingolstadt zeitlebens in Erinnerung. Schärtlin von Burtenbach erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Etlich ließen sich in der Wagenburg erstechen, knurrten wie die Säu; etliche steckten die Köpfe in die Erde, vermeinten man sehe sie nicht; auch etliche huben die Händ für die Augen, die andern gen Himmel, Gnad begehrend. Und war ein solch Morden und Würgen ohne allen Widerstand, als wenn ein Hauße Wölfe unter einen Hauffen Gänse oder Schafe fällt: stach ein Reuter allein zehn oder mehr Bauern, die bei einander stunden, deren sich keiner wehrte“.

Nichts wirft ein helleres Licht auf die Roheit dieser Zeit als diese grausame Hinschlachtung wehrloser, von Todesangst gelähmter Menschen. Mag die Sache des Bundes gerechter gewesen sein, als die des „armen Mannes“, an grausamem teuflischen Haß, an niedriger Gesinnung hatte er die durch wenige verbrecherische selbstfüchtige Leute verführten Bauern zehnmal übertroffen. Ein Flugblatt aus dem Jahre 1525 zählt 120 Schlösser und 40 Klöster auf, die in 12 Meilen rund um Würzburg von den Bauern zerstört worden seien, in ganz Franken aber sollen es 292 Schlösser und 52 Klöster gewesen sein. (Vgl. Anhang.) Die Zahlen sprechen an und für sich dafür, daß von beiden zu viel im Frankenland waren. Das Flugblatt vermag auch noch zu melden, daß dem Bischof 3000 Fuder Weins ausgetrunken und 10 000 Malter Getreide „verheert“ worden seien. Aber es gibt keine Zahl für die gemordeten Leute an. Ohne Zweifel hat der Bauer übel gehaßt und großen Schaden am Gute des Nächsten angerichtet, aber er hat hundertmal mehr Achtung vor dem Menschenleben bewiesen und sich selten zu Mordtaten hinreißen lassen. Der Makel tierischer Roheit liegt auf dem Zug der Rache und daß auch der Bischof bei aller Tapferkeit ein hartes Herz hatte, wird die Erzählung des weiteren Verlaufes des Krieges genugsam zeigen.

### Unser Frauenberg tut seine Tore auf.



Dem Bundesheer stand der Weg nach Würzburg offen, nachdem die letzten Bauernhaufen bei Sulzdorf, Ingolstadt und Giebelstadt zersprengt waren. Am nächsten Tage schon wurde das Heidingsfelder Bauernlager vom bündischen Fußvolk bezogen. Auf dem Nikolausberg, wo noch die Feldschlangen der Bauern standen, erschien der bischöfliche Marschall Heinz Truchseß von Wetzenhausen und Herzog Ottheinrich an der Spitze von 200 Reitern: „daruf kame er ongeverlich zwischen neun und zehen uren vor mittag, lies die Trumpeter blasen und die Hörpauken schlagen“. Hatte die Bürgerschaft bisher noch einen Zweifel an der Wahrheit der schrecklichen Gerüchte, die vom Lande in die Stadt kamen, so sah sie jetzt, daß sie aufs Außerste gefaßt sein müsse. Versuche zur Gegenwehr fanden beim größten Teil der Bürgerschaft keine Unterstützung mehr. Das Regiment des Aufruhrs ging also gleich in die Brüche und die alten Gewalten nahmen wieder ihre Plätze ein. Es begann sich „wunderlich zu verkehren“ schreibt der Würzburger Magister Lorenz Fries. „Darvor hatten die Gaistlichen, wo es ihnen anders so gut wart, hinter die Burgere ge-

flöhēt, nu flöhēten die Burgere hinter die Gaistlichen, darvor suchten die Gaistlichen bei den Burgern an umb Schutz und Schirm, jetzund kamen die Burgere zu den Gaistlichen, fleheten und baten umb Furschrift und Unterhandlung bei ihrem Herren, dem Bischofe. Etliche hatten in solcher Zeit der Entböhrgung sich in Kriegsknechtklaiden klaiden lassen; die zogen



Übergabe einer belagerten Stadt. (Aus Dürers Ehrenspforte.)

sie wieder aus und schluffen in die vorigen ihre gewonliche Klaidere, so waren auch vil unter den Burgern, die ihr Haare abschneiden und Kolben machen lasen, aber yzund das Haare geren wieder gehabt hetten“.

Es ist wohl kein Widerspruch mit den wirklichen Geschehnissen, wenn der Rat der Stadt nun in einem Bittschreiben an Jörg Truchseß und den Bischof den Beitritt der Stadt zum Bund der Bauern auf Gewalt und Zwang zurückführte, die Empörung „unzweivenlich aus Anregung des Satans“ erregt bezeichnend; denn jene, die jetzt um Verzeihung baten,

waren die Gemäßigten des alten Regiments, die nur widerwillig das Joch der Bauernherrschaft getragen hatten; sonderbar klingt es aber doch, wenn der Kat schreibt, „dann wir je seiner fürstlich Gnaden allweg herzlich geliebt“; denn die Herrschaft des Bischofs sich mit Hilfe der Bauern zu entledigen, war ein Gedanke, der dem stolzen Bürgertum keineswegs fremd war. Schließlich ergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade.

Am 2. Juni 1525 zog das Bundesheer 4000 Mann stark mit Trommelschlag, Paukens- und Trompetenschall in Würzburg ein. Sogleich begann das Strafgericht. Die Bürger und Inwohner wurden auf den Markt befohlen, die von den auswärtigen Städten vor die Marienkapelle; die Leute aus den bischöflichen Ämtern und Dörfern mußten sich auf dem Rennweg



Aufständische Bauern vor dem Richter.

(Holzschnitt aus Stumpf, Schweizerchronik; Zürich 1543.)

sammeln. Es wurden ihnen die vier Artikel verlesen, auf welche sie schwören sollten: Annahme einer angemessenen Schatzung, vollständige Entwaffnung, Auslieferung der Schuldigen, neue Ergebung in die fürstliche Hoheit und Urfehde. Dann tat der Scharfrichter sein blutiges Werk, 60 Köpfe, darunter das des Obersten Hauptmanns Jacob Kohl fielen auf dem Markt, 19 vor der Marienkapelle, 36 auf dem Rennweg. Die Tore des Schlosses auf dem Marienberg öffneten sich unter dem Jubel der tapferen Besatzung ihrem Herrn. 3000 Gulden Brandschatzung erlegten die Bürger von Würzburg und wurden arm dadurch, die entwaffneten Bauern bekamen weiße Stäbe in die Hände und kehrten heim. Unterwegs fielen viele der Mordlust der bündischen Soldateska zum Opfer, „alsdann vil todter Körper in den Weingärten, am Weg und in Gräben lagen, die erschossen und erstochen waren: es war ein jämmerliches und erschrocken Wesen“.

Die Gefangenen, unter ihnen Tillmann Riemenschneider, der berühmte Bildhauer, führten Landsknechte zum Grünbaum (Rathaus), wo sie bis auf weiteren Befehl warten mußten. Hofmeister Sebastian von Rotenhan und Domherr Hans von Lichtenstein traten ein paar Stunden später in Begleitung mehrerer bischöflicher Räte zu ihnen und lasen die Namen von 40 Bürgern vor, über die noch weiter gehandelt werden sollte. Riemenschneider war der erste. Oben in den engen Verliesen des Frauenbergs sollten sie ihr Urtheil erwarten. Als sie ins Schloß traten, fiel Hans Hornung, „ein frommer Mann“ nieder, da rief ein Landsknecht: „Stöß ein Helleparten in den Böswich!“ Man tat das zwar nicht, aber die Schimpfreden der Besatzung verhießen nichts Gutes. Eustachius von Thüngen schalt: „Ihr Bösewichter, ihr habt uns hie oben wollen schinden, wir wollen euch braten!“ Tagelang schmachteten die Gefangenen in einem Gewölbe, das als Kohlenkammer gedient hatte. Einzeln führte man sie dann zum Verhör heraus, viele kehrten nicht mehr zurück, den Eingeschlossenen zum Entsetzen. Man hatte sie aber nur in andere Räume geschafft, wo Salpeter und Kalk lag. Man ängstigte die Armen durch Drohungen und üble Späße. Da raffelte ein Schlüssel an der Thür und eine Stimme erscholl: „Wohlan! Die Böswich müssen izt alle sterben!“ Der Schrecken der Gefangenen belustigte das Hofgesinde nicht wenig. Nach und nach entließ man ihrer 14, die anderen 26 blieben abermals 14 Tage in der dunklen Kohlenkammer. 16 von diesen, unter ihnen auch Riemenschneider, sparte man auf für ein letztes peinliches Verhör. Mit noch zwei andern wurde Riemenschneider „vom Henker hart gewogen und gemartert“. An neun Wochen verbrachten die Gefangenen in den Verliesen der Bischofsburg. Erst am 2. August ließ man sie frei, einen jeden „of Verpflichtung und Meinung aufgelegter großer merklicher Schatzung, ihnen angezeigt mit wenig Freuden“.

Nach mehrtägigem Aufenthalt in Würzburg, nachdem sich die Kriegsknechte ausgeruht und in jeder Weise schadlos gehalten hatten, theilte sich das Bundesheer, der Kurfürst von Trier und Pfalzgraf Ludwig, sowie Herzog Ottheinrich zogen heimwärts, Jörg Truchseß weiter gegen Schweinfurt. Aber Würzburg durfte noch nicht zur Ruhe kommen. Der Bischof warb ein Fähnlein Fußknechte, die er unter Kaspar von Rotenhans Befehl in die Stadt legte, um jeden neuen Ausbruch einer Feindseligkeit im Keime zu ersticken. „nun was der Sold gewiß und der Wein sehr gut: so tet ihnen das Mußiggehn auch gelieben; darumb sie ansingen, allenthalben großen Mutwillen und Unzucht zu treiben, und mußten sich die Burgere schmußen und trucken, wann sie wisten, was sie gehandelt hetten. wurden von den Knechten und anderen, die sie hievor vervolgt hetten, mit schmählichen, höhnischen Worten hoch-

lich angezogen. und luden die Knechte je ainer den anderen in sein losiment und herwiderumb, schlembden und dembten, gaben nichts darfur; und wann sie des Weins voll warden, das dann ir groste Arbeit was, furten sie ain schendlich Wesen mit Fluchen, Schwören und Gotzlösterung, schlugen die Ofen und Fenster ein; auch trieben sie und ihre Trösser ire Unzucht mit ihren Weibern, Anhängen und Dirnen in den Herberigen öffentlich und unverschemt, scheueten daran niemants, es weren Junkfrauen, Kinder, Frauen oder Mann; dorsten die Burgere nichts klagen, wiewol etliche aus ihnen bei dem hauptman und anderen Gewaltigen durch Gelt zuwegen brachten, das ain zeitlang niemant zu ihnen gelegt, so wart doch derselbigen, sobald si aufhöreten zu geben, nit verschönet, sonder mußten von neuem geben oder disen lastn in ihrem Haus auch gewertig sein. Damit auch die Vorstette vor den Burgeren in der Stadt kein Vortail hetten, wurden die gemelten Knechte, als sie ein Zeit lang in der Stat gelegen, nach einander in die Vorstette auch gelegt kein Sand, kein Haug und kein Bleichbach, aber in die Vorstat jenseit Mains kamen sie mit dem Läger nit, darumb das man besorgt, sie wurden sich mit dem Hofgesind, so stätigs us- und abging, nit vertragen mogen. Allererst sahen und lerneten die Burgere zu Würzburg, was Kriegen teth und was sie angefangen hetten“ (Fries).

Schwer litt die Bevölkerung der Stadt unter diesem wüsten Treiben der Söldner; die Schatzungen des Bischofs beraubte sie ihrer Habe. Auf Jahrzehnte war der bürgerliche Wohlstand vernichtet, der Bürgerstolz gebrochen. Der Bischof aber verließ bald darauf in Begleitung des Koadjutors von Fulda, des Grafen Johannes von Henneberg und dessen Vater Wilhelm von Henneberg an der Spitze von 300 Reitern und 300 Söldnern die gedemütigte und gequälte Stadt, um die Huldigung seines Landes von neuem entgegenzunehmen. Zwei Monate lang war er unterwegs, ritt von Amt zu Amt, und Ort zu Ort. Allenthalben fielen einige Köpfe unter dem Schwerte des Scharfrichters. Nirgends aber wurde irgendein Widerstand geleistet. Der Geist der Neuerung und des Aufruhrs war erstickt.

In Schweinfurt traf Markgraf Kasimir von Kulmbach mit dem Bundesheer zusammen.

Lange hatte der Markgraf mit einem entschiedenen Angriff auf die Bauern seines Landes, die samt und sonders in Aufruhr standen, gezögert. Er wartete eben ab, wie die Sachen in Würzburg ausgehen würden, um sich doch im gegebenen Falle die Aussichten auf das Bistum nicht zu verderben, die er zu haben glaubte. Er dankte es seiner zwiespältigen Politik und dem blinden Losstürmen der Bauern auf den Frauenberg, daß ihn persönlich der Aufstand bis jetzt so ziemlich verschont hatte. Als nun aber

der Bund siegreich näher kam und die Hoffnungen auf einen Sieg der Bauern immer geringer wurden, als sich der Pfalzgraf zum Strafzug aufgemacht und seine Fahnen mit denen Herrn Jörgs vereinigt hatte, sah Kasimir wohl ein, daß er keine Zeit mehr verlieren dürfe, wenn er nicht zu dem ganzen Handel zu spät kommen wollte. Mitte Mai war er mit 1000 Fußknechten und 400 Reitern, sowie 14 Geschützen aus Ansbach aufgebrochen und hatte oberhalb Markt-Erlbach eine feste Stellung bezogen. Hier wartete er die Entwicklung der Dinge ab, behielt immer noch Fühlung mit dem Hauptquartier der Bauern zu Heidingsfeld und rüstete sich andererseits noch stärker aus. Vor ihm, im Tale der Aisch und deren Zuflüssen ging inzwischen ein Schloß nach dem andern in Flammen auf.



Soldatenzug. (Kupferstich von Hans Schäufelein.)

Hohen-Kottenheim, Allstadt, Birnbaum, Sugenheim, Speckfeld, das Edel-fräuleinstift Birkenfeld und das kleine Kloster Riedfeld teilten das Schicksal anderer fränkischer Schlösser und Klöster. Auf eine offene Schlacht ließ es der Markgraf nicht ankommen. Dafür hielt er seine Heeresmacht für viel zu schwach, aber seine Reifigen führten einen für die Bauern furchtbaren Kleinkrieg. Ringsum flammten die Dörfer; einsame Mühlen und Wirtschaftshäuser an den Straßen wurden überfallen und niedergebrannt. Das Landvolk flüchtete in die Wälder oder nach Neustadt, das bald die Menge der Menschen mit ihrer Habe nicht mehr fassen konnte. Gutenstetten, Diespeck, Stübach, Oberndorf, Meinheim gingen in Flammen auf. Es war als wollten sich die beiden Parteien gegenseitig vollständig zu Grunde richten.

Der Wonnemonat ging seinem Ende zu, da wurde die Not der Bauern groß; denn von allen Seiten angegriffen, ohne Führung, zersplitterten sie ganz planlos ihre Kräfte. Um Hilfe gebeten, ordnete der Heidingsfelder Bauernrat einzelne Haufen dahin und dorthin ab, ohne die Ausführung seiner Befehle überwachen zu können, widersprechende Weisungen ver-

wirren vollends die Köpfe. Während Gregor aus Burgbernheim mit Bauern aus der Markgraffschaft von dem Würzburger Lager aus gegen Süden den Aischgrundbauern zu Hilfe zu kommen suchte, nahm eine Schar von 500 Mann aus der Umgebung Windsheims, also dem oberen Aischthal, die Richtung auf Neustadt zu. Die Hilferufe der Neustädter haben also doch eine Wirkung gehabt. Kein kriegerisches Gepräge trugen die paar hundert Mann zur Schau. In kleineren Trupps wanderten sie gemeindeweis mit ihren Pfarrern daher, wie sie zur Kirche zu gehen pflegten. Der Markgraf nahm die Gelegenheit wahr und fiel überraschend mit all seinen Reitern über die Leute her. In großem Schrecken liefen diese auseinander, eine große Anzahl starb unter den Spieß. Von den Gefangenen verloren alsbald zehn Männer, die Fähnlein trugen, den Kopf. Noch in derselben Nacht brannten die schweifenden Reiter Oberlaimbach und Hambühl nieder und plünderten Unterlaimbach aus. Die Fürbitte Bernhard von Hefberg's hatte den Ort vor dem vollständigen Untergange bewahrt. Der Bauernhauptmann Gregor gab sich ehrliebe Mühe, den Markgrafen irgendwie zu fassen. Er zog das Aischthal aufwärts und lagerte hinter den sichernden Gartenhecken Windsheims, willens aus dem Taubertal und der Umgebung alles, was Spieß und Stangen zu tragen imstande war, an sich zu ziehen und den Eroberungszug des Markgrafen zu hindern. Kasimir aber war nicht gesonnen, eine solche Macht in seinem Rücken zu lassen und zog sich auf Leutershausen zurück, wo er solange blieb, bis die Niederlagen der Bauern bei Königshofen und Ingolstadt ihm den Weg von selbst frei machten.

## Meister Au-Weh präsentiert die Rechnung.



Den Weg des grausamen Markgrafen, der erst jetzt seine wahre Gestalt enthüllte, bezeichneten Rauch und Blut. Was nun folgte, war ein ungefährlicher, rücksichtsloser Plünderungszug. Wie einst die Bauern von allen Seiten auf Würzburg zuzogen, um die Festung zu erobern, so marschierte jetzt das Heer, das Entsatz bringen wollte. Damals waren alle Schlösser und Klöster, die am Wege lagen, vernichtet worden, jetzt gingen den Wohnungen der Bauern nicht viel besser. Die Dörfer, die nicht verbrannt wurden, mußten harte Geldbußen zahlen.

Als Kasimir in Uffenheim lagerte, kamen die Gesandten von Ritzingen zu ihm, seine Gnade für die Mainstadt zu erflehen. Die Abordnung



Markgraf Kasimir von Kulmbach.

fürchtete den Markgrafen so sehr, daß sie Herrn Ludwig von Hutten als Fürsprecher zu sich rief und unter seinem Geleite vor Kasimir trat. Als sie ins Schloß zu Uffenheim kamen, höhnte sie Eberhardt Geyer,

der Amtmann: „Siehe, kommt ihr Herren von Kitzingen! Vor Zeiten hätt mein gnädiger Herr Markgraf vierthalbhundert Junkern zu Kitzingen, jetzo hat er vierthalbhundert Böswichter.“ Herr Ludwig aber nahm die Bürger in Schutz: „Ei, Lieber, es wäre schad, daß alle Böswichter wären. Mein gnädiger Herr hat noch viel Erbiebdermänner zu Kitzingen. Oder ist niemand frumm dann der Amtmann zu Uffenheim allein, der doch die Ausbeut von meines gnädigen Herren Schafen in der Kirchen uf dem Altar eingenommen hat?“

Am 7. Juni 1525 abends ritt Herr Kasimir mit vier Fähnlein Fußvoll und allem Geschütz in Kitzingen ein. Man hielt es für ein gutes Zeichen, daß er bei der Begrüßung durch den Rat den Stadträten die Hand reichte. Das war aber eine furchtbare Täuschung! Irgend einmal hatte man sich aufgeregter Weise verlauten lassen, man wolle den Markgrafen nicht mehr sehen. Dieses unbedachte Wort rächte Kasimir in entsetzlicher Weise. Nachdem die vor dem Rathause im Ringe der Knechte eingeschlossenen Bürger durch das Schauspiel einer Hinrichtung mehrerer Burgbernhaimer Bauern, die man am Wege aufgegriffen hatte, eingeschüchtert waren, verlas der markgräfliche Sekretär die Namen derjenigen, die als Rädelshführer und Urheber des Aufruhrs angegeben worden waren. — Das war ein großes Wehklagen, als das Urteil bekannt wurde, daß 60 Bürger des Augenlichtes beraubt werden sollten. Wie ein böser Geist spukte Meister Augustin, der Henker, in der Stadt. Ohne Erbarmen vollzog er das Urteil, ja er konnte kaum schnell genug damit fertig werden; denn für jeden Gerichteten war eine Belohnung ausgesetzt und alle mitgebrachte Habe der Bestraften fiel ihm zu nach Henkersrecht. Die Unglücklichen, die den furchtbaren Schmerz überlebten, mußten hinaus ins Elend wandern und die Stadt in 10 Meilen Umkreis meiden.

Teuer mußte Kitzingen die Gnade des Markgrafen erkaufen. 3000 fl. Brandschatzung waren in den nächsten zwei Jahren zu zahlen. Zweieinhalb Gulden forderte man von jedem Bürger Haus- und Schloßgeld ein. Die zerstörten Schlösser sollten damit wieder aufgebaut werden. Auch das abgetragene Kloster zu Kitzingen mußten die Bürger aus eigenem Säckel neu errichten. Als dann noch der Befehl kam, neue Büchsen herzustellen, sah sich der Rat gezwungen, eine neuerliche Umlage auf die verarmte Stadt zu legen. Reich und arm hatte ein Wochengeld von 15 Pfg. zu zahlen. Damit war der Wohlstand der Gemeinde auf viele Jahre hinaus vernichtet. Trauer und Armut kehrte in die Häuser ein, in denen strebende Leute ihre Angehörigen verdorben und ihre Habe vernichtet sahen. Meister Augustin blieb als eine entsetzliche Schreckgestalt noch viele Jahre in der Erinnerung der Kitzinger, die ihm den Namen Meister Auweh gaben.

## Der Spruch über Rothenburg.



Nach diesem Strafgericht, das dem Markgrafen kein gutes Andenken gestiftet hat, ritt Kasimir nach Würzburg und von da nach Schweinfurt, wo er den Bundeshauptleuten begegnete und sich ihnen auf dem weiteren Zuge durch Franken anschloß. Es war keine Schwierigkeit mehr zu überwinden. Stadt und Land ergab sich ohne Schwertstreich. Blutgerichte in den größeren Städten machten allemal zu allem gefügig. In Bamberg trennte sich der Markgraf wieder von dem Bundesheere. Er hatte den Auftrag in der Tasche, den Aufruhr der Stadt Rothenburg ob der Tauber zu strafen.

Als das Bundesheer zu Heidingsfeld vor Würzburg lagerte, waren unter anderen Schuldbewußten und Gnadeslehenden auch die sehr gedemüthigten Herren von Rothenburg zu den Feldherren gekommen. Seit jenen Tagen, als die Rothenburger ihr schönstes Geschütz in die Bauernschanzen von Würzburg gesandt und so ihren Tribut für das Bündnis mit den Bauern gezahlt hatten, wurde es in der einst aufgeregten Stadt immer ruhiger. Es kamen viele wieder zur Besinnung und die Erkenntnis, daß man der Stadt keine Wohlthat mit der Verbrüderung getan habe, gewann von Tag zu Tag an Boden. Die eingebildete und oft bloß vorgeschützte Angst vor den räuberischen Bauern, die sich der Stadt hatte bemächtigen können, wich rasch der begründeteren Furcht vor dem Strafgericht des Bundes. Die Schande drückte schwer auf die Gemüther der Patrioten. Nicht ein einziger feindseliger Bauer war unter den Mauern erschienen, die hoch und stolz jedem Angriff Hohn zu sprechen schienen. Wie tapfer hatte die wackere Bürgerschaft einst dem Übermuth und dem Neide benachbarter Herren getrotzt! Wie tief war sie gesunken, sie hatte sich mit ihren Hinterassen verbunden und sich verpflichtet, gegen den beschworenen Landfrieden, gegen Recht und Gesetz zu kämpfen. In stillen Stunden, wenn in der Maienblüthezeit die Dämmerung heraufstieg, mochten alte Erinnerungen kommen und die frohsinnige Jugend sehnsuchtsvoll über die Mauern nach der Wiese schauen, die im Blumengewande zu Tanz und Ringelreihen lockte; aber fest verschlossen und wohlbewacht waren die Tore, damit die herumziehenden Bauernbanden keine Versuchung ankäme, in der Stadt ein loses Spiel zu treiben und sich mit ungerechtem Gute zu bereichern.

Herr Stephan von Menzingen sah die Zahl seiner Anhänger hinschmelzen, wie der Schnee in der Sonne zergeht. Da verließ sich einer um

den andern und ließ sich nicht mehr sehen. Stephans Rachedurst war gefühlt, so fest war sein Verhältnis zu den Bauern nicht, daß es ihn auf verlorenem Posten zu trotzigem Widerstand aufgereizt hätte. In aller Heimlichkeit gingen Boten von ihm hinaus zum Markgrafen nach Ansbach und kamen nächstlicher Weile zurück. Was hatte der Adelige mit Kasimir zu verhandeln? Welche Gedanken gingen in seinem Gehirne um? Wollte er die Stadt an den Markgrafen verraten, wie er sie den Bauern verraten hatte? Kannte er die geheimen Absichten des Brandenburgers auf Würzburg und das fränkische Herzogtum und suchte er diesen zu gewinnen, indem er ihm seine Hilfe zusicherte? Man weiß es nicht. Jedenfalls scheint dieser vertrauliche Briefwechsel einen freundlichen Ton gehabt zu haben; denn später war dem Markgrafen daran gelegen, das Leben Stephans von Menzingen zu retten, das der Rat für sich forderte. Eine Heldengestalt ist der Führer der Gemeinde nicht; aber Ehrgeiz, Sucht eine Rolle zu spielen, Empfindlichkeit, die für eine erlittene Kränkung harte Rache forderte, Wankelmuth sind Eigenschaften seiner Seele, die stark auffallen. Dabei fehlte ihm aber nicht ein Zug angeborener Ritterlichkeit, die ihn vor Rohheit und Maßlosigkeit bewahrte. Stephans Verhalten spricht deutlich für die Ratlosigkeit der radikalen Partei, die schließlich so groß wurde, daß sie freiwillig auf das Stadtrégiment zu Gunsten des alten Rates verzichten wollte. Florian Geyer, der vor kurzem den Bundesschwur der Rothenburger entgegengenommen und zum Verdruße der übermütigen Gesellen strenge Weisungen zur Handhabung städtischer Ordnung hinterlassen hatte, weilte seitdem öfter in der schönen Tauberstadt. Man brachte ihn manchmal mit Menzingens Diplomatie in Beziehung. Der Rat sah den Ritter nicht ungern, solange dessen Ansehen tolle Begierden im Zaume hielt. Erst nach der Unterwerfung bat er Herrn Florian, die Stadt zu verlassen, um sich nicht als Fehler von Bauernführern eine umso schwerere Strafe zuzuziehen.

Der Rat aber weigerte sich damals, die Verantwortung in dem gefährlichen Augenblick allein zu übernehmen. Von vielen Bürgern unterschriebene Bittgesuche, in denen man für Wiederherstellung des Gottesdienstes und Ausweisung Dr. Karlstadts eintrat, bestärkten den Rat in seiner freudigen Erwartung des Umschwungs. — Als in den ersten Junitagen die gehetzten und geängstigten Flüchtlinge aus den Schlachten von Königshofen und Ingolstadt in die Stadt kamen und die entsetzlichen Ereignisse berichteten, war der Mut der Auführer gebrochen. Nicht im Besitze einer wirksamen Wehr, ohne eine verlässliche Mannschaft durfte es die Stadt nicht wagen, das Bundesheer feindselig an die Mauern herankommen zu lassen. Der schwäbische Bund hatte genügsam bewiesen, daß er in solchen Fällen keinen Späß verstünde. So zog denn eine Abordnung des alten

Kates, der Altbürgermeister Erasmus von Musloe, ein aufrechter, gerader Mann, und Conrad Eberhard mit dem Stadtschreiber Thomas Zweifel, der auch in bösen Zeiten dem Kate die Treue bewahrt hatte, und einem vierten Rathsherrn gegen Heidingsfeld, wo der Truchseß von Waldburg lagerte. Die Gesandten sollten der Stadt möglichst günstige Bedingungen erwirken.

Die Abordnung des Kates von Rothenburg kam im Bundeslager vor Heidingsfeld an, als Jörg Truchseß im Begriffe war, seinen Einzug in Würzburg zu halten, sie wohnte auch dem Strafgericht über die Bürgerschaft bei, welches überallhin Entsetzen verbreitete. Dem Bundeshauptmann mußte es willkommen sein, wenn der Schreck, der den Abgesandten bei dem Trauerspiel in die Glieder fuhr, sie zur Bußfertigkeit bewegte. Es war ein trauriges Geschäft, das die vier Rothenburger auszuführen hatten. Auf Demütigung, Spott und Hohn mußten sie gefaßt sein. Als sie durch das Lager einritten, wiesen die Kriegerleute mit Fingern auf sie, stießen sich an und verhöhnten die Abgeordneten der einst so stolzen Stadt. „Ei kumpt ihr, kriecht ihr zum Kreuze, es ist eben Zeit, wir wollten sunst selbst sein kommen und euch dahaim gesucht haben!“ Nach dem Abendessen wurden die Rothenburger vor die Bundesstände gerufen, die in ihrer ganzen Erhabenheit versammelt waren. Im „neuen Hof“, einem Wirthshaus, saßen sie, der Kurfürst von Trier, der Pfalzgraf, der Bischof von Straßburg, der Bischof von Würzburg, Herzog Ottheinrich und Herr Jörg Truchseß, des Bundes oberster Hauptmann, umringt von vielen Grafen und Herren. Vor dieser erlauchten Gesellschaft erzählten die Gesandten demüthig den Hergang des ganzen Aufstandes in der Landwehr; sie bekannten sich ihrer Verfehlungen schuldig, daß sie durch tätige Theilnahme am Aufruhr dem Landfrieden, dem Rechte zuwider gehandelt hätten und baten um Gnade. Streng war die Gegenrede des Feldhauptmanns, der auf die furchtbaren Leiden hinwies, die in Folge Unterstützung des Aufstandes durch die Rothenburger über das Land gekommen seien, streng waren die Bedingungen, unter denen er sich bereit erklärte, die Stadt wiederum zu Gnaden anzunehmen. Die Rothenburger sollten die Fußknechte des Bundes einen Monat hindurch besolden, 100 Zentner Pulver liefern, dem Bunde Urfehde schwören und noch obendrein sich den Forderungen des besonders geschädigten Würzburger Bischofs fügen.

Vergebens suchten die Abgesandten das Mitleid der Bundesstände dadurch wachzurufen, daß sie die Armut der Stadt in rührenden Worten schilderten. Unerbittlich blieb der Spruch des Hauptmanns. Man gab ihnen kurze Bedenkzeit und führte vor ihnen während dieser Frist das Schauspiel der Einnahme Würzburgs auf, sie zum Nachgeben zu bringen. Des Abends ließ der Truchseß die Rothenburger abermals vor sich kommen.

Länger als zwei Stunden währten Rede und Widerrede. Schließlich wurde den Unterhändlern die Wahl gestellt, entweder den ersten Vorschlag anzunehmen, oder 8 fl. Brandschatzung für jedes Haus ihrer Stadt zu zahlen. Notgedrungen ließen sich die Ratsherren auf den zweiten Vorschlag ein. Innerhalb 14 Tagen mußte das Geld beisammen sein. Es war eine Ironie des Schicksals, daß jener Stephan von Menzingen, dessen Feindschaft gegen die Stadtregierung aus einer Steuerhinterziehung hervorgegangen und dessen zugkräftigstes Aufreizungsmittel das üble städtische Steuersystem gewesen war, jetzt als erwählter „Steuerer“ von Haus zu Haus ziehen mußte, um das Lösegeld abzufordern. Manche böse Rede hing sich an seine Fersen; denn für viele bedeutete die Besteuerung Verlust von Brot und Obdach, „dann welcher oder welche die Brandschatzung nit hetten oder geben wollten, den ward mit Weib und Kinden aus der Stadt hinweg zu ziehen geboten, dann der Reich den Armen allhie zu Hilf zu kommen nit verordnet was, aus Ursachen, daß die Aufruhr von dem armen gemain Volk wider die Reichen und Oberkaiten entstanden was. Deßhalb viel armer Leit, die sölicher Schatzung nit zu geben hetten, mit Weib und Kinden hinweg zugen.“ Mit ihnen machten sich heimlich und offen viele davon, die um ihren Kopf fürchten mußten. Jörg Spelt und Ernfried Kumpf, die zwei Bauernräte, hatten auch rechtzeitig das Weite gesucht. Das Barfüßerkloster an der Mauer war in diesen Tagen stark besucht; denn hier konnte man an Stricken ins Freie gelangen. Auch Dr. Karlstadt floh über die Mauer.

Der Rat kam in Verlegenheit und mußte gewärtigen, daß sich die Rache der Feinde an den Unschuldigen kühlen würde, wenn alle Schuldigen entkommen wären. Deshalb quartierte er die Barfüßer aus und stellte ihr Kloster unter strenge Bewachung. Auch Stephan von Menzingen gedachte zu fliehen. Am Kirchweihsonntag, den 18. Juni, war alles zur Flucht bereit. Nach der Predigt stand er an einem Goldschmiedeladen und redete mit Kilian Erschlich, einem Tuchmacher, der sein eifriger Anhänger gewesen war. Da machten sich die Stadtknechte an ihn heran und ergriffen ihn. „Helst, ihr Bürger, helst ihr christlichen Brüder!“ rief er sich wehrend. Aber die Häuste der Knechte waren fest. „Juncker, die Bruderschaft hat ein Ende!“ war die boshafte Antwort. Das Volk wachte jetzt selbst über denjenigen, der es ins Unglück gestürzt hatte. So ist es immer bei mißglückten Unternehmungen.

Ende des Monats Juni kam der Markgraf, sorgenvoll empfangen. Brettheim und Ohrenbach, die Herde der Revolution in der Landwehr und in Franken, verschwanden vom Erdboden. Nur die Wälder boten den obdachlosen Bewohnern Schutz. Von den 70 angeklagten Bürgern erschienen nur 19 in dem Ring, die andern waren entflohen. Fünf von den

Totgeweihten stürmten in ihrer Verzweiflung gegen den eisernen Ring und schlugen sich glücklich durch, die anderen erreichte ihr Schicksal. Vergebens bat Stephan von Menzingers Weib händeringend um Gnade für ihren Mann. Der Markgraf selbst konnte ihn nicht retten, obwohl er sein Leben gern erhalten hätte; denn der Rat und die Bürger verlangten seinen Tod als des Haupträdelsführers, und dem Vorwurf offener Ungerechtig-



Sinrichtung von Rädelsführern. (Aus dem Weistunig.)

keit wollte sich Kasimir doch nicht aussetzen. So fiel auch des Junkers Kopf, dann rollte Dr. Deuschlins Haupt in den Sand. Der blinde Mönch weigerte sich zu knien und empfing stehend den Todesstreich. Man sagte nachher, das Blut sei wie ein Bach vom Markte herab durch die Gasse geflossen.

Als der Markgraf seine Aufgabe erfüllt hatte, begann erst noch die Stadtjustiz ihr Werk und spürte etliche Schuldige auf, die sie zum Tode

verurteilte. Des Tuchschere's Etzschlich Haus, der Ausgangspunkt der Ver-  
schwörung, wurde niedergerissen und der Platz zum Zeichen ewiger Ver-  
femung mit Salz bestreut. Noch manchen Tag hatte der Henker mit  
Brandmarken und Auspeitschen zu tun.

Man sagt, kein Rothenburger könne seine Heimat je vergessen. Die Ver-  
bannten sehnten sich nach ihrer schönen Stadt. Ernstfried Kumpf bot alles  
auf, Verzeihung zu erlangen und die Erlaubnis zur Rückkehr zu erwirken.  
Er betrat niemals mehr seine Vaterstadt, „sonder ist auslendig unsinnig  
worden und also taube und ohn Vernunft im Elend vergangen“ (Hoff-  
mann).

Surchtbar hatte Rothenburg seinen Anschluß an die Sache der Bauern  
gebüßt.

### Pfeddersheim.

Auch der Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte noch Aufgaben  
zu lösen. Seine ursprüngliche Absicht, in den Rheingau und nach Mainz  
zu ziehen, gab er zwar auf, weil dem Statthalter von Mainz eine gütliche  
Beilegung der Wirren gelungen war. So blind waren die Bürger der  
großen Städte doch nicht, daß sie glaubten, ohne den starken Rückhalt,  
den ihnen die Revolution auf dem Lande gewährte, ihre Errungenschaften  
aufrecht erhalten zu können. — In der linksrheinischen Pfalz aber und  
in den dortgelegenen Gebieten des Bistums Speyer hatte der Geist des  
Aufruhrs durch unbekannte Einflüsse neue Nahrung erhalten und um die  
Zeit, da mit Würzburg der Mittelpunkt der fränkischen Empörung fiel,  
suchten die Bauern in der Pfalz wieder zusammen zu kommen. Es scheint  
der Wunsch nach Rache für die Niederlage der fränkischen Brüder unter  
denen, die sich um Neustadt herum sammelten, sehr rege gewesen zu sein.  
Man hörte sagen, daß sie den Pfalzgrafen mit seinem Heere erschlagen  
wollten, und „hatten das Spiel wacker angefangen, dann sie im Land  
mit Mord, Brand, Raub und Raube den Fürsten, Grafen, Herren und  
Ritterschaft, auch allen Geistlichen ein unüberwindlichen Schaden getan“  
(Haarer). Es waren gewiß die verzweifeltsten Gesellen, die das Land von  
neuem in Unruhe versetzten und hunderte Unschuldige ins Verderben rissen.  
Vor Bluttaten und gewalttätiger Behandlung Wehrloser schreckten sie  
nicht zurück. Den Vogt zu Zell, der auf dem kurfürstlichen Schloß Dirm-  
stein wohnte, töteten sie samt 15 Mann der Besatzung und warfen die  
Leichen zu den Fenstern hinab. In dem Leiningischen Schloß Westerberg  
zwangen sie die Gräfin, ihnen die Mahlzeit zu kochen und sie bei Tisch zu  
bedienen, „eines so stolzen hoffärtigen Gemüts waren die Abenteuer“. In  
unbegreiflichem Übermute luden sie mit jedem zerstörten Schlosse neue

Schuld auf sich und, da sich nirgends eine starke Hand zum Widerstand erhob, „ließen sie sich bedünken, sie wären schon Meister im Land und hätten den Sieg in Händen.“

Aber schon nahte der Kurfürst, verstärkt durch ein Mainzer Fähnlein und spürte die herumziehenden Banden bei dem Orte Pfeddersheim auf. Man hätte erwarten können, daß diese Schar der unruhigsten Leute aus aller Herren Lande bis zum letzten Mann um ihr Leben kämpften. Darauf machte sich auch der Kurfürst gefaßt, der sich nur vorsichtig dem Orte näherte und eine längere Belagerung in Aussicht nahm. Hatten nun die Bauern keine rechte Vorstellung von der Heeresmacht Ludwigs oder versuchten sie einen Durchbruch oder war es nur eine großartige Scheinbewegung, die ihren prahlerischen Reden Nachdruck verleihen sollte, kurz, sie rückten in geschlossenem Zuge zum großen Erstaunen der Herren aus den Toren in die Weingärten gegen den „gewaltigen Haufen“ des Feindes. Ganz unverständlich ist es nun, daß sie, die so tapfer ausgezogen waren, bei den ersten drei Kanonenschlägen urplötzlich kehrt machten und Hals über Kopf Pfeddersheim zustrebten. Natürlich eilten die Kurfürstlichen ihnen nach und hieben alles nieder, was sie erreichten. An 4000 Bauern sollen bei diesem Strauß ihr Leben gelassen haben. Ein Mißverständnis, ähnlich dem zu Zabern, kostete noch manchem das Leben, einige Duzend verloren durch Hentershand den Kopf. Im Lager zu Pfeddersheim fanden sich zur selben Zeit die Abordnungen des Rheingaus, von Frankfurt, Worms und Speyer ein und zerrissen die den Geistlichen abgedruckenen Urkunden. Überall wurden die alten Verhältnisse wiederhergestellt, schwere Schatzung erhoben. Noch war die Stadt Weisenburg zu bezwingen und das schien keine leichte Arbeit zu werden, da sie gut befestigt war und eine Menge trefflicher Geschütze besaß. So umzingelte sie der Kurfürst, ließ Schanzen und Gräben in Eile errichten und der Zeugmeister Georg von Tippenburg richtete das Geschütz so sicher, daß sich die Bürger nichts Gutes versprachen. Aber sie hatten sich rechtzeitig um einflußreiche Fürsprecher umgesehen und ehe sie die weiße Fahne aufzogen, hatten im Namen des kaiserlichen Regiments Graf Dietrich von Manderscheid, Fritz von Lindbach und die Gesandten von Straßburg, Worms, Speyer und Hagenau die Verhandlungen aufgenommen. Nach Blut dürstete der Kurfürst nicht und war mit einer Entschädigung von 8000 fl. zufrieden. Bevor das Heer auseinander ging, verteilte man noch Kriegserinnerungen. Der Kurfürst von Trier bekam eine schöne Karttaune „auf neue Form, fast (sehr) säuberlich gemacht“, Graf Ludwig von Veldenz nahm eine gute Halbschlange mit nach Hause.

Nach mehrtägiger Raft nahmen die beiden Kurfürsten „gar ein freund- und lieblichen Abschied von einander“. Während Herr Richard durchs

Wasgau nach Norden zog, marschierte das pfälzische Heer über Rheinzabern nach Germersheim, wo es den Rhein überschritt. „Also zohē Sein Churf. Gn. noch mit einem schönen reisigen Zeug, wohl bei 6 oder 700 Pferden ohn sonderlichen Pracht oder Triumph als ein mutsamer Fürst, so zu keinem Übermut geneigt, in sein Stadt Heidelberg und auf sein chfl. Schloß, da S. Gn. noch alle Ding in gutem richtigen Wesen fand.“ Am nächsten Tag wurde in der Kirche im Beisein des Kurfürsten und aller Grafen und Herren ein feierliches Hochamt gesungen zur Dankagung für den siegreichen Feldzug, worauf die Truppen auseinandergingen und in die Heimat zogen.

### Wo es begonnen hat, dort endet's.



ern Jörg Truchseß von Waldburg freilich wartete noch mancher harte Kampf; denn das Allgäu hatte er nur halb beruhigt verlassen und seit Wochen stand es wiederum in hellem Aufruhr. Dort war Herrn Jörgs Heimat und er zögerte nicht, den Hilferufen des ausgeplünderten Adels und der vertriebenen Geistlichkeit williges Gehör zu schenken. Es wurde schon erzählt, welch verhängnisvolle Wirkung der unklare Weingärtner Vertrag auf die Allgäubauern ausgeübt hatte. Man war sich über die Ausdehnung, die landschaftliche Gültigkeit des Vertrags ganz im Unklaren. Mittelschwabens Zugehörigkeit zum Allgäu war eine umstrittene Frage. So kam das Land zu keiner Ruhe und da es unter Bauern und Herren gleicherweise genug Leute gab, die mit einem solchen Ende des Aufruhrs keineswegs zufrieden waren, brandelte es an vielen Orten weiter, bis die Flammen wiederum zusammenschlugen. Um Memmingen zog sich das Unwetter zusammen.

Abteilungen des schwäbischen Bundesheeres hatten die Orte Boos und Niederrieden geplündert, dann zogen sie unter Führung Diepolts von Stein, Eitel Siegmunds von Berg und Leopolds von Gundelsheim nach Memmingen. Der Rat dieser Stadt hatte nämlich die Bundestruppen gegen die gefährlichen Umsturzvorbereitungen einer radikalen Partei in den unteren Schichten der Bürgerschaft heimlicher Weise zu Hilfe gerufen. Gleichzeitig war eine Abteilung des Bundesheeres wegen ähnlicher Vorkommnisse in Kaufbeuren eingerückt, woraufhin die Führer der Umsturzpartei mit Dr. Sebastian Fuchssteiner an der Spitze, eiligst die Stadt hinter sich ließen. Diesen Zug der Landsknechte betrachteten die Ottobeurer, Illertaler und Babenhausener Bauern als

Bruch des Vertrages und standen sofort wieder in Kotten zusammen. Sie holten zu einem großen Schlag aus und erschienen am 12. Juni vor Memmingen, das sie von allen Seiten einschlossen. Die Oberallgäuer standen dem Vertrag zu nahe als daß sie sich dem wahnwitzigen Beginnen angeschlossen hätten, nur der G ü n z b u r g e r Hauſe unter K a p p und dem wieder auftauchenden K n o p f von L e u b a s zogen zu.

In kurzer Zeit erwies sich die ganze Torheit des Unternehmens. Die Bauern hatten kein grobes Geschütz und vor allem keine Verpflegung; sie konnten die Ausfälle der Memminger Truppen nicht verhindern und die Belagerung nicht wirksam gestalten, wurden mißmutig und ungeduldig, was die ohnehin nicht feste Manneszucht vollends lockerte. Inzwischen aber hatte das große Heer des schwäbischen Bundes seine blutige Arbeit in Franken getan und nahte der Donau, an deren Ufern es sich in aller Ruhe ergänzen konnte. Man begreift den unbeugsamen Trotz nicht, mit welchem die Bauern auch jetzt noch alle Versuche der allgäuischen Städte, Jörg Frundsbergs und sogar des Erzherzogs Ferdinand, sie zu gütlichem Übereinkommen zu bewegen, zunichte machten. Der Einfluß der Anführer, die am meisten zu fürchten hatten, muß überwältigend gewesen sein. Von nun an war der schwäbische Bund, der seine Scharen durch Zuzug von 3000 Mann Frundsbergischer Landsknechte verstärkt hatte, nicht mehr zu bewegen, die Niederwerfung des Aufstandes aufzugeben. Aus Not an Lebensmitteln waren die Bauern gezwungen, die Belagerung von Memmingen am 27. Juni aufzuheben und heimzuziehen. Auf dem Fuße folgte ihnen in mehreren Abteilungen Jörg Truchseß, alles verwüstend, nach. Das herannahende Unheil schloß die Allgäuer Bauern noch einmal zur Gegenwehr zusammen. Ein Tag zu Nesselwang beschloß das Aufgebot jedes zweiten Mannes, von Norden her stießen die ermüdeten flüchtenden Haufen des Memminger Lagers zu dem sich sammelnden Hauptheer. Mitte Juli standen 23 000 Bauern an der Leubas, mit Spießen, Dreschlegeln, Stangen und allerhand Schlaginstrumenten schlecht ausgerüstet, ohne genügend Schußwaffen, ohne bewährte Ordnung. Nur ihre Masse und die wohlbefestigte Stellung, durch die Täler der Leubas und Iller einerseits und dem damaligen Wagegger Weiher andererseits geschützt, verzögerte den Angriff der Bundestruppen. Ein zweifelhafter Ausfall der Bauern scheiterte an der Wachsamkeit des „Bauernjörg“. Den Bauern war damit jede Widerstandskraft genommen und als die Kunde laut wurde, daß Walter Bach mit den Männern des oberen Illertales abgezogen sei, gab es auch für die übrigen kein Halten mehr. Sie zerstreuten in großer Angst nach allen Richtungen und liefen in ihre Heimat, nur einige tausend Mann vermochte der „Knopf von Leubas“ beisammen zu halten, mit denen er sich am Kohlenberg bei Sulz =

An die versamlung gemayner Bawer-  
schafft/so in Hochteütscher Nation/vnd vil ande-  
rer ort/mit empörung vñ auffrär entstandē. ꝛꝛ.  
ob jr empörung billicher oder vnphillicher ge-  
stalt geschehe/ vnd was sie der Oberkait  
schuldig oder nicht schuldig seind. ꝛꝛ.  
gegründet auß der heyligen Göt-  
lichen geschriff/ von Oberlen-  
dischen mitbrüderm gütter  
maynung außgangen  
vnd beschriben. ꝛꝛ

hie ist des Glückrades stund vnd wir  
Gott wayst wer der oberist bleybi

hie Pawerßman  
güt Chuffen.



hie Romanisten  
vnd Sophisten.

Wer ineret Schwyz

Der herren gyß

Sehr seltene Flugschrift aus dem Bauernlager. Äußerst aufrührerisch und scharf. Panzer 274s.

berg noch einmal verschanzte. Im Siegestaumel, brennend und sengend, folgten die Söldner des Bundes. Mit Mühe erwehrten sich die kemptener Bürger eines Plünderungsversuches der Soldateska. So übel hausten die wochenlang ans Morden und Brennen gewöhnten Knechte, daß selbst der Bundesrat sich veranlaßt sah, den Jörg Truchseß zur Mäßigung zu mahnen. Der aber gab ihnen zur Antwort, wenn sie ihn Kriegsführen lehren wollten, sollten sie nur an seine Stelle treten, er wolle dann in Kempten auf die „Pfulben“ sitzen. Den Bauern am Kohlenberge aber schien mit Recht jeder Widerstand aussichtslos und sie wollten wenigstens ihr Leben durch bedingungslose Ergebung retten. Die gewöhnlichen harten Bedingungen wurden ihnen auferlegt. Niederlegung aller Wehr und Waffen, Auslieferung der Anführer, Verbannung der Entwichenen und deren Familien, Brandschatzung von 6 Gulden auf jedes Haus. Dafür wurde ihnen als einzige Gegenleistung eine Behandlung ihrer Beschwerden vor dem Bunde in Aussicht gestellt. 70 Rädelsführer wurden gefangen, 18 sofort auf dem Markte von Durach enthauptet, die anderen mitgeschleppt. Unterwegs mußte noch mancher ins Gras beißen, wenn die Landsknechte eine Unterhaltung haben wollten. Die wehrlosen Bauern vom Kohlenberg aber zogen mit weißen Stäben in den Händen sehr demütig durch die Reihen des Bundesheeres, das es an Spott und Hohn nicht fehlen ließ.

Der Bauernjörg zog noch weiter nach Süßen, um den Erzherzog Ferdinand im Auftrage des Bundesrates zur Herausgabe der Stadt zu zwingen. Schon bei Aitrang erhielt das Heer die Nachricht von der friedlichen Beilegung der Sache und löste sich nun schnell auf. Grundsborg zog mit einem Teil gegen Salzburg, die anderen Abteilungen wurden nach und nach entlassen, zuletzt bei Haldenwang die österreichische Abteilung, nicht ohne daß man ihr vorher noch einmal das Schauspiel einer Hinrichtung mehrerer Bauernführer geboten hatte. Da rief der Schneider Peter Nusser aus Ebersbach, bevor sein Kopf fiel, dem Truchseßen zu, er lade ihn und Grundsborg und alle ihre Mitschuldigen ins Tal Josaphat vor Gottes Gericht und Herr Jörg hatte nichts dagegen einzuwenden.

Das war das Ende des grausamen Juges des schwäbischen Bundes durch Süddeutschland. Noch monatelang streiften Reifige in jener Gegend umher, auf eifriger Suche nach versteckten Bandenführern. Aber die meisten waren über die Grenzen nach der Schweiz entflohen, die ihnen eine Zuflucht gewährte. Heimweh trieb die einen, ungestillter Haß die andern öfter wieder in die Heimat, wo sie aber keinen Anhang mehr fanden. Gar mancher von ihnen fiel den Streiftrupps, die ob ihrer Übergriffe bald im ganzen Lande gefürchtet waren, in die Hände. Dann war ihr Schicksal besiegelt. So

endete Mathias Weibel an einer Buche bei Leutkirch, welcher Ort dann noch lange eifrig besucht wurde, der Knopf von Leubas aber und jener Kunz Wirt wurden auf der Flucht in die Schweiz in Vorarlberg aufgegriffen und aufgehängt.

Die Bevölkerung machte schwere Zeiten durch. Hart lastete das Joch der Brandschatzung auf ihr. Noch nach 20 Jahren zahlten die Leute an den Entschädigungen. Andererseits suchten die Herrschaften doch künftige Aufstände durch vertragmäßige Festlegung der bäuerlichen Leistungen zu verhindern. Am schwierigsten war der Vergleich zwischen dem Stifte Kempten und seinen Hinterlassen. Mehrere Tagsatzungen, wie die zu Martinszell und Nördlingen, blieben ohne Erfolg. Ein beiderseitiges Nachgeben führte schließlich zu einem Vergleich in Memmingen im Jänner des Jahres 1526. Abgesehen von einigen Milderungen in den Abhängigkeitsverhältnissen, welche nicht mehr so willkürlich wie früher behandelt werden sollten, hatten die Bauern nur verschwindend wenig von dem erreicht, was ihnen als Ziel in dem großen Aufstand vorgezeichnet hatte.

VIII.

Der Bauernkrieg in den  
Alpenländern.





## Wo die Lawine rollt.



Während der Zeit, als die Allgäuer Bauern in Not gerieten und im ziellosen Herumziehen von Ort zu Ort eine ihrer Hoffnungen nach der anderen aufgaben, schweifte ihr besorgter Blick manchmal nach Süden zu den Bergen Tirols, als ob ihnen von dorthier ersohnte Hilfe kommen sollte. Wie ein unübersteigbarer Wall trennte die zerklüftete Kette der steilwandigen nordtiroler Kalkalpen die Erblande des Kaisers von dem Reiche. Wohl führten gute, vielbegangene Straßen durch die Engen der Ehrenberger und den Scharnitzer Klause hinunter ins breite Inntal, aber dort hielten die Knechte des Erzherzogs Ferdinand strenge Wegwacht und die leichte Straße über Kufstein deckte eine schier unüberwindliche Veste. Trotz aller behördlichen Maßnahmen und Verbote konnten die Ereignisse im Reich in den Erblanden nicht ohne Einfluß bleiben.

Bis in die heimlichsten Täler Tirols waren die Wellen des erschütternden Bebens, unter dem ganz Süddeutschland erzitterte, fühlbar; dumpf brandeten die Wogen der Volkserhebung an den ewigstillen himmelragenden Bergen, über deren blendende Firnen lichter Friede ruhte. Im ganzen Reiche begann der Friede erst dort, wo das Leben erstarb. — Mit welcher furchtbaren Spannungen war diese Zeit geladen, daß selbst das treue, gottstarke Herz des arbeitsfrohen Bergbauern in ungewohnter heißer Leidenschaft erzitterte, die ihn unwiderstehlich zu trotziger Auflehnung trieb. Dieses treue Land, über das die Gnade des Herrscherhauses wie eine lichte Sonne schien, griff in ziemlich plötzlicher Erregung zu Wehr und Waffen und die derben Söhne der Berge stiegen schweren Tritts zu Tal, mit drohendem Blick ihr Erbe zu schützen. Das starke Geschlecht, das innerlich frei geblieben war, weil es in stetem harten Kampfe allezeit seine Kräfte mit den Mächten der Natur zu messen hatte, dem eine tiefe Frömmigkeit im Herzen wurzelte, weil der erhebende Eindruck der ein-

samen, stillen, überwältigenden Gottesnatur es zur Einfalt und Größe erzogen hatte, fühlte mit Sorgen, wie eine ungewohnte Bürde um die andere auf seine Schultern gelegt wurde, wie eine verhasste Macht eines um das andere der Bänder, wodurch es mit seinen geheiligten Ueberlieferungen verknüpft war, zu zerschneiden drohte und dafür Fesseln schmiedete, die sein Freiheitsinn nicht ertragen konnte. Das ursprüngliche Volkstum empörte sich gegen das Übergewicht ihm wesensfremder Gewalten, lehnte sich auf gegen die Ansprüche einer neuen Zeit, welche die Freiheit des einzelnen zu Gunsten großer, nur unklar erkannter Interessen beeinträchtigen wollte. — Und diese Freiheit war dem Tiroler Bauern mehr als seinen Standesgenossen im Reiche gewahrt geblieben. Eine besondere Zuneigung hatte die Habsburger stets rücksichtsvoll mit dem Tiroler Untertanen umgehen heißen und kluge Einsicht und bittere Erfahrung in den Schweizer Stammlanden hatte die Herrscher belehrt, daß die Alpenbauern allzuleicht mit scharfer Waffe bei der Hand sind, wenn man versucht, an ihren Bräuchen zu rühren und daß ihre Macht umso mehr zu fürchten sei, je günstiger die natürliche Beschaffenheit des Landes für ihre Verteidigung war.

Die Erde, die der Tiroler Bauer bebaute, war im höheren Maße sein Eigentum, als es sonst damals bei bäuerlichem Besitztum der Fall war. Während im Süden in Anlehnung an italienische Verhältnisse das Kolonen- oder Pachtsystem herrschte, das den Landmann der Willkür des Grundherrn preisgab, war im nördlichen Tirol das bäuerliche Besitzrecht ein erbliches. Wohl kamen Fälle vor, daß ein Baumann seinen Acker nur zu Landsiedelrecht oder Freistiftrecht besaß, aber auch in diesen Fällen verbot das örtliche Recht und das Herkommen, den Bauern außer bei schwerer Vernachlässigung der Wirtschaft seines Gutes zu entsetzen. Eines solch günstigen Besitzrechts hatten sich weder die Bauern der übrigen Erbländer, noch des Erzbistums Salzburgs zu erfreuen. — Die Absatzbedingungen für landwirtschaftliche Produkte waren im Verhältnis zu früheren Zeiten bedeutend besser geworden. Die Rücksicht auf die gewerbliche Tätigkeit in den Städten und den Verdienst gewisser Stände hatte freilich manche Einschränkungen des freien Marktverkehrs zur Folge gehabt und das empfanden die Bauern umso schwerer, je mehr geldliche Leistungen infolge der zahlreichen Kriege, die an den Südgrenzen des Landes tobten, von ihnen gefordert wurden. Der billige Trientiner Wein z. B. durfte nicht ausgeführt werden, damit die nördlichen Weinbauern nicht zu Schaden kämen. Die zünftige Organisation des Handwerks fand überall, nicht nur in Tirol, das Mißfallen der Landbewohner, die sich dadurch der Willkür bürgerlicher Preisbildungen ausgesetzt fühlten. — Der Tiroler Bauer konnte sich auch kaum über Mißachtung seines Standes.

beklagen; denn eine Hörigkeit, welche einer Leibeigenschaft zu vergleichen gewesen wäre, gab es fast nicht und, was sich die Bauern im Reiche zu erringen gedachten, die Teilnahme an der Landesregierung, daß besaßen die Tiroler schon längst. Im Landtag hatten ihre Abgeordneten Sitz und Stimme. Jederzeit vermochten sie Einspruch zu erheben und ihre Forderungen zu stellen. Dazu hatten die Täler ihre eigenen Gerichte, welche nach örtlichen Herkommen urteilten und eine Berufung an den Landesfürsten gestatteten. Wie viel besser waren da die Bauern Tirols daran, als jene der anderen österreichischen Länder! In den letzten Jahrzehnten aber setzte eine, von den Bauern mit Mißtrauen verfolgte Änderung ein. Die Länder des Hauses Oesterreich hatten in ihrer vom Reiche gesonderten Stellung, besonders in Kaiser Maxens Tagen, eine ganz eigenartige politische und wirtschaftliche Entwicklung durchgemacht. Die Landesherrschaft der Habsburger war soweit befestigt, daß innerhalb ihres Gebietes von einer anderen reichsunmittelbaren Herrschaft keine Rede mehr war. Nach dem Aussterben der Grafen von Görz (1500) war, abgesehen von den Gebieten der Bistümer Trient und Brixen, die aber auch nur dem Namen nach die Reichsunmittelbarkeit bewahrt hatten, alles Land den Habsburgern untertan. Hier war der Landesfürst tatsächlich Landesherr, der über Untertanen gebot, die sich in ihren Rechten und Pflichten nach Ständen unterschieden, deren Einfluß auf die Landesregierung in den einzelnen Ländern verschieden war. — Die großzügigen zentralistischen Verwaltungs- und Gerichtsreformen Kaiser Maximilians hatten das Ansehen der Landesherrschaft außerordentlich zur Geltung gebracht, freilich schon damals unter vielfachem Widerspruch der Stände, denen die Zustimmung zu diesen Neuerungen nicht leicht fiel. Und da war es eben besonders das Bestreben des Kaisers, auf Grundlage des allgemein gültigen römischen Rechtes das vielgliedrige und vielgestaltige Gerichtswesen in seine Hände zu bekommen und durch beförderte rechtskundige Beamte verwalten zu lassen, ein Versuch, der die Unzufriedenheit besonders des Tiroler Bauern wachrief, welcher seine Überlieferungen zähe verteidigte und für den Landesbrauch eintrat. Daß im fürstlichen Räte zahlreiche landfremde Leute saßen, mußte die mißtrauische Stimmung vertiefen. Beschwerden über Beschwerden laufen bei der Innsbrucker Regierung ein. Alle enthalten mehr oder minder ausführlich die Berufung auf die Forderungen, welche schon am Landtag von 1518 durchgesetzt waren, „uns... bei unseren alten loblichen Gebrauch, Statuten und Rechten treulich zu handhaben“. Diese allgemeine Formulierung des Gerichtes Kaltern vom Jahre 1519, schloß eine Anzahl Einzelfälle ein, wodurch sich die Untertanen bedrückt fühlten, sei es in der Bestellung der Richter, Notare und Fronboten, sei es in der Begründung und Vollziehung der Urteile. Daß die

Niedervintler Gerichtsangehörigen 1520 in Aufregung gerieten, weil sich der Richter bei seinen Handlungen zwischen Bauern nicht beim Bauern oder im Pfarrhause verköstigen ließ, sondern auf Kosten der Parteien beim „Herrenwirt“ seine Mahlzeiten einnahm, zeigt, wie tief die Macht des Herkommens wurzelte und wie viele Zerwürfnisse zwischen Richter und Parteien eintreten konnten. Ein besonderes Kapitel bildet die Anfechtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit über Laien; schon vor Jahren waren landesfürstliche Entscheidungen zu Gunsten des weltlichen Gerichtes ergangen, im einzelnen tauchten aber immer wieder Zwistigkeiten auf.

Wirtschaftliche Übelstände konnten die Bauern der anderen österreichischen Erbländer mit mehr Recht rügen, als der Tiroler. Abgesehen von örtlichen Klagen hört man aber doch von den Tirolern die auch anderwärts vorgebrachten Beschwerden: die Entfremdung der Allmende, die bei der außerordentlichen Bedeutung der Viehwirtschaft in den Alpenländern umso bitterer empfunden wurde; die durch die Gewinninteressen großer Handelsgesellschaften, besonders der in Tirol so einflußreichen Fugger, entstandene Teuerung, die Überbürdung mit Abgaben, unter denen die noch wenig geregelten gerichtlichen Taxen (Sporteln) eine wichtige Rolle spielten, die Übelstände in dem verwirrten Maß- und Gewichts- und Münzwesen. — Ein Übel aber hatte gerade in den österreichischen Ländern viel Unheil angerichtet, nämlich die zahllosen Pfandschaften, in welche das fürstliche Kammergut in Folge der ewigen Geldnot des Landesherren zersplittert war. Die Inhaber solcher Pfänder bekamen gleichsam ein Privileg, die Kräfte der Untertanen auszunützen. Es ist kein Zufall, daß in Oberösterreich gerade in jenen Gegenden der Aufstand zuerst ausbrach, die als Pfänder unter die Herrschaft des Landadels geraten waren. Von den vier kaiserlichen Herrschaften des Attergaus waren drei, Frankenberg, Kammer und Rogel an die Pollheim, und Wildeneck an Salzburg verpfändet. Die Schwazer Bergwerke beuteten die Fugger aus. Die riesigen landesfürstlichen Steuerforderungen der letzten Jahrzehnte belasteten besonders den geistlichen Besitz, so daß auch Stifter und Klöster zu Verpfändungen gezwungen waren. So hatte das Kloster Admont im Ennstal in Folge der gewaltigen Türkensteuern viele seiner Ämter verpfändet und Salzburg seinen Besitz an der Tiroler Grenze hingeben müssen. Wenn noch dazu gewissenlose Beamte, Pfleger und Vögte, ihre Habgier mit dem Pfennig des Untertanen befriedigten, wie es besonders in Salzburg, aber auch hier und da in Tirol der Fall war, so konnte die Erbitterung der Geplagten leicht einen verhängnisvollen Grad erreichen.

Es muß hervorgehoben werden, daß gerade in dem Gebiete der Alpen und Voralpen eine starke Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit auf ver-

hältnismäßig engem Raum ganz verschiedene Lebens- und Wirtschaftsbedingungen schafft. Es gab z. B. in den fruchtbaren Gebieten zwischen Voralpen und Donau viele ausgedehnte Bauerngüter, mit mächtigen im Quadrat gebauten Höfen, zu denen 50—80 Joch Grund und Boden gehörten, deren Besitzer sich nicht selten zu verschwenderischen Ausgaben für Kleider und allerhand Schmuck verstiegen. Da wohnten die reichen Prozen, deren großer Schmerz es war, daß sie nicht Sporen und Federhut tragen durften, die mit Verlangen nach den verfallenden Gütern verarmter und geldbedürftiger Adeliger ausschauten. Aber daneben aßen recht viele wirklich arme Leute, deren Gütchen kaum ein paar Morgen Ackerland umfaßten und oft nicht so viel, als ein Ochse kostete, wert waren, ein hartes kärgliches Brot. In den mit Wiesen und Wald bestandenen Hausrudiviertel, im Mühlviertel jenseits der Donau, wo der kalte Nordwind über dichte raubtierhegende Forste strich, dort war die Armut zu Hause, die ihr Leben mit Hasergrütze fristete, dort schrie der Hunger nach Brot, wenn ein Mißwachs die Erntehoffnung vernichtet hatte. Dort weinte die Sorge unter halbzerfallenen Dächern der kleinen Sölden (kleines Bauernhaus), deren Bewohner mit fleißigem Spinnen einen geringfügigen Nebenerwerb suchten, den ihnen die Zünfte der Städte nicht gönnten. War es zu wundern, daß der arme Bauer dieser wald- und wildreichen Landstriche heimlicher Weise auf das Getier des Waldes lauerte und in verschwiegenem Busch Schlingen legte, sich und seinen Kindern einen Festtagsbraten und warme Kleidung zu verschaffen? Stand ja der Landmann hier wie in den Bergen Tirols auf Kriegsfuß mit jenen Bewohnern des Waldes, die auf seinen Feldern ästen, und die selbst durch Umzäunungen brachen, die spärliche Saat zu verheeren! Man begreift den Unwillen des Bauern, daß es ihm bei strengsten Strafen verboten sein sollte, seines Fleißes Frucht zu schützen, von deren Ertrag er ja Zinsen und Gülden abzuliefern hatte. Selbst die Stände sehen sich bisweilen veranlaßt, einzugreifen, wie z. B. die von Oberösterreich, wenn sie ihre Gesandtschaft nach Innsbruck dahin instruierten: „Weil das Wildpret den armen Leuten in Ihrer fürstlichen Durchlaucht Gerichten verderblichen Schaden tut, so daß die Leute, wenn es nicht gewendet wird, verderben, vom Haus kommen und die Güter öde liegen lassen müssen, so bitten sie fürstliche Durchlaucht, darin gnädige Wendung zu tun.“ Es ist bezeichnend, daß die Rebellionen gewöhnlich nicht in den breiten, fruchtbaren Haupttälern, sondern im Gebirge losbrechen und von da aus erst in die offenen Landschaften übergreifen.

Zu den unzufriedenen Bauern gesellten sich in den Gebieten der Erbländer und Salzburgs die Bergknappen, die, oft landesfremd, ganz andere Ursachen zum Auftruh hatten als das Landvolk. Den Gewerken zu

Gastein und Kauris, zu Schladming im Ennstal und Schwaz im Inntal bedeutete der erste Punkt der Artikel, der von der freien Predigt des lautereren Gotteswortes handelte, sehr viel mehr, als den heimischen Bauern. Die Knappen, größtenteils Luther anhängig, schwiegen nicht zu landesfürstlichen Religionserlassen und ertrugen gar ein geistliches Joch nur gezwungen. In der Tat ließen, seitdem die neue Lehre in den Erbländern und in Salzburg Boden gewonnen hatte, Ruhe und Ordnung manches zu wünschen übrig. Ein ungewohnter Geist der Opposition, der Auflehnung, machte sich immer lauter und unheimlicher bemerkbar. Die genannten Gewerkschaften waren bald Mittelpunkte evangelischer Propaganda. Angesehene Prediger sammelten Bürger und Bauern um sich, senkten in die gläubigen Herzen verwirrenden Zweifel und vermehrten die ohnehin schon bestehende Abneigung gegen die alte Geistlichkeit, von der sie in mancherlei Weise abhängig waren. Welchen Aufruhr hatte Jakob Strauß in Schwaz und Hall i. T. hervorgerufen, den die Bürger mit den Waffen in der Hand vor den Häschern schützten; welchen Eindruck hatte das Beispiel des Franziskaners Michael von Brunck gemacht, der die Kutte an den Nagel gehängt und zur Hacke gegriffen hatte, um als Bergmann sein Brot zu verdienen, verkündend, daß diese Arbeit allein gottgefällig sei! In den Klöstern zu Stams und Innichen saßen offene Anhänger Luthers und als eine Schar Landsknechte in Stams Ordnung schaffen sollte, stieß sie auf eine Wehr entschlossener Bauern, die ihnen Flüche ins Gesicht schleuderten und ernstlich Miene machten, für die gefährdeten Brüder mit dem Schwerte dreinzuschlagen. Sogar Thomas Münzers Ideen vom Gottesreiche auf Erden hatten im Inntal Anklang gefunden und man glaubte anno 1523 in Schwaz an die 800 Wiedertäufer zählen zu können. Prädikanten wanderten über den Brenner nach Süden und gewannen in Trien und Bozen Gläubige. Erleuchtete traten auf, wie der Schneidergesell aus Niedervintl im Pustertal, und predigten „wider die christliche Ordnung, geistlich und weltlich Obrigkeit, auch gemein Priesterschaft lutherische Meinung“. Schon 1519 verkündete Paul Spretter in der Hofkirche zu Salzburg das „neue Heil“, bis ihn der Erzbischof und Kardinal Matthäus Lang, „der grausame Behemot und weitäugige Leviathan“, wie Spretter ihn nennt, davonjagte. Aber damit war der neue Geist in Salzburg nicht gebannt. Drei Jahre später kam es zu einem förmlichen Krieg zwischen dem Kardinal und den Bürgern seiner Hauptstadt, in Folge dessen Salzburg einen guten Teil seiner Privilegien und Freiheiten verlor, die es eben hatte vermehren wollen. Kurz vor dem allgemeinen Aufstand hatten die Gewerkschaften zu Schladming, die mit denen von Gastein und Kauris durch viele wirtschaftliche und familiäre Bande verknüpft waren, einen neugläubigen

Priester, Franz geheißen, mit Gewalt aus den Händen des Gerichts gerissen.

So nahmen die Parteiungen im Lande immer gefährlichere Ausdehnung an. Da wie überall, so auch hier, die Stifter und religiösen Genossenschaften nicht nur Bollwerke des Glaubens waren, sondern gleichzeitig eine große privilegierte wirtschaftliche und politische Macht darstellten, richtete sich gegen sie alle Unzufriedenheit. Sie wurden für alles verantwortlich gemacht und auch der, welchen nicht die Neigung zum Luthertum zu ihrem Feinde machte, glaubte trotzdem nicht ihr Freund sein zu können, da offenkundige Übelstände unter einen Teil des Alerus den ganzen Stand verdächtig machten. Schon 1518 hatte die Tiroler Landschaft darüber bittere Klage geführt. Der Salzburger Erzbischof selbst übte strenge, harte Kritik an dem Leben seiner Geistlichen und suchte auf mehreren Landeskirchensynoden eine kirchliche Reform durchzusetzen. Vergebliche Mühe, solange nicht die höhere Geistlichkeit selbst Hand mit anlegte! Dem Erzbischof hingegen machte man sein prunkhaftes Auftreten zum Vorwurf, womit er den Pfennig seiner Untertanen verschwende. — Wie diese Vorwürfe gegen den Alerus, die stets mehr gegen die Personen als gegen das Dogma gerichtet waren, sachlich zu bewerten sind, wurde schon im ersten Kapitel kurz angedeutet. —

Das Beispiel der Bauern im Reiche, die Propaganda der trotz strenger landesfürstlicher Verbote zahlreich eingeschmuggelten revolutionären Flugschriften und andere damit zusammenhängende äußere Einflüsse übten ihre suggestive Kraft auch in den Erblanden aus. Die Artikel der schwäbischen Bauern waren in Tirol ebensogut bekannt wie in Osterreich ob der Enns. Hier und in Niederösterreich war besonders eine Flugschrift verbreitet, die in einer gefährlichen Einkleidung als angebliche Widerlegung der 12 Artikel erschien. Es war das „Büchlein, so den Titel führet: Die grundlichen und rechten Hauptartikel aller Bauerschaft und Hinterlassen der geistlichen und weltlichen Oberkeiten, von welchen sie sich beschweret vermainen“. Zum Schlusse heißt es da: „ob aber Gott die Bauern, so nach seinem Wort zu leben ängstlich rufen, erhören will? Wer will den Willen Gottes tadeln? Wer will in sein Gericht greifen? Ja, wer will seiner Majestät widerstreben? Hat er die Kinder Israhel zu ihm schreiend erhöret und aus der Hand Pharaonis erledigt? Mag er nit noch heut die Seinen erretten? Ja, er wird's erretten!“ Das klang nicht wie Widerlegung.

An der Spitze aller Beschwerdenbüchlein steht daher wie in den 12 Artikeln die Forderung nach Predigern des lauterer Evangeliums, und den Anstoß zum Ausbruch der Revolte geben solche Vorfälle, die mit den religiösen Kämpfen in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Daß aber

überall wirtschaftliche und sozialpolitische Zustände die breite Grundlage der ganzen Bewegung gebildet haben, beweist schon der Umstand, daß während der Rebellion in Oesterreich ob der Enns von religiösen Dingen wenig die Rede ist und sowohl in Tirol als besonders in Salzburg diese Fragen im Verlaufe des Aufstandes immer weiter in den Hintergrund traten und schließlich, wenigstens in Salzburg, fast ganz außer Diskussion kamen.

## Der rote Adler.

### Aufstand in Tirol.



Als der kaiserliche Statthalter Erzherzog Ferdinand Mitte Januar des Jahres 1525 von Wien nach Innsbruck zurückgekehrt war, fand er seine Räte in Kummer und Sorgen, nicht nur wegen der bösen Nachrichten, die aus den vorderösterreichischen Landen kamen, wo es nun schon wochenlang gährte, sondern auch wegen des Umstandes, daß selbst die sonst so treuen Tiroler unzufriedene Gesichter zeigten. Lauter als sonst gings auf den Kirchweihen her und zu den Wirtshaustischen drängten sich Leute, die man lieber hinter Schloß und Riegel gesehen hätte.

Als es unter der Sonne wärmeren Strahlen in Wald und Feld zu rieseln begann und der wohlbekannte Sang des Föhn und der Donner der Lawinen dem scheidenden Winter den Abschiedsgruß nachsandten, da begann das Blut der Tiroler Bauern rascher zu kreisen und das bittere Wort wagte sich aus der winterlichen Stube ins Freie hinaus. — Jetzt kam die Kunde von den unheimlichen Ereignissen im Reiche. Das Gerücht fand hundert heimliche Wege über die Berge und flüsterte von gewaltiger Erhebung, raunte von brennenden Klöstern und stürzenden Burgen, und lockte zur lichten Sonne der Freiheit. Verweigerung der geldlichen und dinglichen Dienste kamen häufiger vor und hie und da fand man in einsamen Wäldern die Leichen verhafteter Beamter. Im Regiment zu Innsbruck regten sich die Hände zur Abwehr, solange noch nicht alle Zügel am Boden schleiften. Noch hatte die Aufregung keinen Führer gefunden, noch glaubte man durch Vertrauen die Kleinmütigen zu stärken und die Unzufriedenen der schrecklichen Rebellenfaust zu entziehen. Es schien, als hätte man den letzten Augenblick noch rechtzeitig erfaßt; denn die im März zu Innsbruck versammelte Landschaft erklärte sich für die überlieferte Ordnung und versicherte, selbst zu deren Erhaltung zu helfen. — Aber es

zeigte sich nur zu bald, daß eine starke Partei im Volke anders dachte, als ihre Vertreter in Innsbruck. Im Blute der Hingerichteten zu Brixen und Neustift ging eine furchtbare Saat auf. In Verfolgung verdächtiger Individuen überschritt man die Grenzen der Gerechtigkeit. Wochenlang schmachteten viele Unschuldige im Kerker. Eine allgemeine Unsicherheit erregte die Leute und schuf eine für die verstärkte Propaganda der Unerbittlichen empfängliche Stimmung. Die Häfcher waren bald ihres Lebens nicht mehr sicher, durchs Eisacktal über den Brenner ins Wipptal hinunter gingen eilende Boten, mit den Bauern Nordtirols Verständnis zu suchen. Über die Berge stiegen wegfundige Leute und erschienen im Allgäu, in Franken und Elsaß. Aus den fränkischen Lagern kamen Nachrichten und Instruktionen, und sogar das große fränkische Reformprogramm scheint den Eingeweihten in Tirol nicht unbekannt gewesen zu sein.

Ferdinands Lage wurde trostlos. Seine Räte wußten keinen Rat, gedachten, ihre eigene Haut in Sicherheit zu bringen und einer um den andern machte sich davon. Denn der Jorn des Volkes schwebte wie ein drohendes Schwert über ihnen. Sie machte die Volksmeinung dafür verantwortlich, daß Ferdinand der Reformation widerstand. Man wollte ihm diese Stütze nehmen, um ihn dann desto leichter zur Erfüllung aller Wünsche zu vermögen; denn weder Soldaten noch Geld standen ihm zu Gebote. — In den entlegensten Tälern wußte man sich haarsträubende Geschichten von den Ministern zu erzählen. Besonders gegen den Schatzmeister Gabriel von Salamanca richtete sich die allgemeine Erbitterung. „Der stinkend ketzerisch asarianisch Jud und Bösewicht“ habe sich in drei Jahren aus den Steuern der Erblande ein Fürstentum zusammengestohlen und alle seine Freunde mächtig gemacht. Der fürstliche Rat Dr. Fabri, später Bischof von Wien, der Bischof Sebastian Sprenger von Brixen und der Kanzler Bernhard Clesius, Bischof von Trient, die einen großen Teil des Jahres fern von ihren Bischofsitzen am fürstlichen Hofe weilten, dann der Landeshauptmann von Tirol, der verhaßte Lienhart von Fels, trugen versemte Namen. Vor diesen Leuten, so ging die Rede, müsse man den jungen Erzherzog schützen, das seien die bösen Geister, die ihn zur Einhebung der ungerechten Steuern verleiteten, um ihre eigenen Taschen zu füllen und dem Landmann die Sädel zu leeren, die das Evangelium verfolgten, um unter dem Schutze des alten Glaubens desto sicherer ihrem verfluchten Eigennutz zu fröhnen. — In vielen Flugschriften konnte man es gedruckt lesen, daß die Verfolgung Unschuldiger nur diesen Leuten zu danken sei und daß der Fürst bald ganz um sein Land kommen würde, wenn man seinen Räten nicht rechtzeitig das Handwerk lege. — So redeten sehr viele, die es mit des Landes und ihres Herrschers Wohl ehrlich meinten, die Eingeweihten freilich, jene typische

Sorte von Leuten, „die nichts zu verlieren hatten“, oder diejenigen, welche vom Geiste Münzers angesteckt, aller fürstlichen Herrschaft Feind waren und von einer demokratischen Republik träumten, denen gingen andere Pläne durch den Kopf. Sie hatten ein radikal-sozialistisches Programm im Sinne mit Aufhebung aller Vorrechte, aller Standesunterschiede und Besitztitel. Man wußte, daß in diesen Kreisen das Wort gefallen war, „der Erzherzog werde hängen müssen“. — Solche Gesinnung war aber keineswegs so allgemein, daß sie ungeteilte Zustimmung gefunden hätte. Die Bürger und der größte Teil der Bauern waren dem Fürsten nicht feind und hielten sich wirklich für die Beschützer Ferdinands.

Die radikale Partei jenseits des Brenner fand einen tatkräftigen, schlauen Führer in dem Brixyer Zollbeamten zu Klausen, *Michel Gayßmair*, einem „böswilligen, aufrührerischen aber listigen Menschen“. Gayßmair war ein Organisator, der es verstand, die Kräfte zusammenzuhalten und auf ein bestimmtes Ziel zu richten, er war ein feiner Diplomat, der die Verhältnisse überblickte, sich nicht in die Karten schauen ließ und sich beherrschte, er war eine abenteuerliche, ehrgeizige Natur, ein zäher Charakter, ein Fanatiker seiner Ideen, der einem Ziel bis zum Ende nachjagte.

Als die fränkischen Bauern vor dem Frauenberg bei Würzburg lagerten, als in Thüringen das Regenbogenbanner siegreich flatterte, als im Elsaß Landschaft um Landschaft sich erhob und im nahen Allgäu der Schmied von Leubas lustig die Schlösser brach, hielt Gayßmair seine Stunde für gekommen. — Als Peter Paßler, einer jener Rädelsführer, die gemäß des letzten Landtagsbeschlusses unschädlich gemacht werden sollten, in Brixyen auf den Richtplatz geführt wurde, durchbrachen Bauern aus Rodeneck, Leonhardsberg und St. Andreas den Ring, schnitten dem Verurteilten im Tumulte die Fesseln ab und führten ihn im Triumphe mit sich. — Da begannen die Sturmglocken durch die Täler zu wimmern und werbender Trommelschlag zur Versammlung zu rufen. Das war am 11. Mai 1525. Von den Bergen stiegen sie herab und aus den einsamen Weilern erhoben sie sich, die Dorfstraßen wurden lebendig und an den rauschenden Bächen entlang zogen die kräftigen Gestalten, mit Spieß, Schwertern, Sensen und Heugabeln bewaffnet, ins Tal der Eisack hinunter, wo sie sich in der Mühländer Au versammelten und Michel Gayßmair zu ihrem Hauptmann wählten.

Nicht alle wußten, um was es sich eigentlich handle. Die allgemeine Vorstellung, „ihrer Beschwerde sich zu entledigen“, genügte den meisten, der Anführer aber hatte ein festes Ziel und trug ein wohlausgearbeitetes Programm in der Tasche. — Vergebens redete Siegmund Besserer, der Pfleger von Rodeneck, den Bauern zu, besonnen zu sein. War ein Teil der Anführer im Augenblick auch nachgiebig, der Widerspruch und die

Leidenschaft der Radikalen machte alles gleich wieder zunichte. Die Bürger von Brixen vergaßen ihrer Eide und fielen im Bunde mit den Bauern über die Wohnungen der Geistlichen her „mit großer Ungestume und mit



König Ferdinand im Alter von 29 Jahren (1551).

(Barth. Beham; Wien, Albertina, Alt. P. 51.)

solich unmenschlicher Weis', davon nit zu schreiben ist" (Kirchmayr). Im Nu lief die Flamme der Rebellion das Eisacktal hinab, die Deutschordenshäuser zu Bozen und Lengmoos auf dem Riten, das Kloster in Gries fielen dem Sturme zum Opfer, Männer aus dem Vintschgau raubten die

Schlösser Mayenburg und Zwingburg aus, die Bauern aus dem Burggrafensamt, aus Castellbell und Schlanders, fielen in die Klöster von Schnals und Marienberg ein. — Die Eisack aufwärts schlugen die Sturmglocken an, unter schweren Mißhandlungen wurden die Dominikanerinnen



Bauerngruppen.

(Aus dem Holzschnitt von Hans Tirol, ca. 1500—1575, Belehnung Ferdinand I., 1530.)

von Steinach verjagt. — Fast gleichzeitig griffen die Inntaler zu den Waffen, die Zisterzienser von Stams mußten weichen, die Prämonstratenser von Wilten ihren Wein fließen lassen. In den Gerichten Sonnenberg, Absam und Stubai und in anderen Gegenden rottierten sich die Bauern, sogar die einsame Waldrastkapelle an der Serles bekam räube-

rischen Besuch. — Währendem zogen die Bauern aus dem Nonstal und Sulzbergthal, aus der Valsugana und dem Lagertal zur Etsch hinab, pffiffen dem Bischof von Trient, der sich hinter den Mauern seiner Stadt mit Unterstützung der Grafen Franz von Lodron, Castelalt und Thun zur Verteidigung rüstete, ein lustig Liedlein. Dem Bischof kam es gelegen, daß die Landsknechte Herrn Jörgs von Grundsberg, der in Italien ruhmreich gekämpft hatte, bei der Hand waren. Mit ihrer Hilfe hielt er die übelgesinnten in der Stadt nieder und die um die Mauern lagernden Bauern wagten keinen stürmenden Angriff. Viel Gewalttat wurde verübt. Wer vom Adel sich nicht mit den Rebellen verband, dessen Schloß wurde besetzt und geplündert, von der Geistlichkeit aber war niemand mehr sicher „kein so armer Priester was nit im ganzen Land, er muß das Sein verlieren“. Kein braver Mann wagte mehr über die Straße zu gehen, „Rauben, plündern und Nehmen was also gemein, daß auch etlich viel frommer Männer verführt worden, die es hernach übel gereuen hat“. Aller kirchlicher Bodenbesitz wurde zu Händen des Landesfürsten eingenommen, verführerisch nannte sich Gaysmair „Mehrter des fürstlichen Kammerguts“.

In diesen Schicksalslagen bewahrte der junge Fürst eine bewundernswerte Ruhe. Die verhassten Räte waren entwichen. In Schmiechen (in Bayern), einer Herrschaft Jacob Suggers, hielt sich Gabriel von Salamanca verborgen und schrieb von dort Brief auf Brief nach Innsbruck; denn fest blieb das Vertrauen des Erzherzogs auf seine Minister. Allein gelassen in dem wogenden Meer der Empörung, verlor der blutjunge Herrscher nicht den Kopf, beugte sich nicht schwächlich der Gewalt und schickte unverdrossen Boten auf Boten in die Täler, die Aufregung durch gütliche Mahnung zu stillen. Die Bauern von Sterzing, Lienz, des Ehrenberger Amtes, auch die Bergknappen in Schwaz hatten nicht mitgetan und die überlieferte Treue zum Landesherrn lag den Biedermännern der empörten Täler allzusehr im Blute, als daß sie nicht des Fürsten Stimme gern gehört hätten. Da die Leidenschaft des ersten Sturmes verraucht war, kamen die fürstlichen Friedensboten zur rechten Zeit. Die Beschwichtigungsversuche der Kommissäre hatten wenigstens den Erfolg, die zahlreichen Mitläufer zur Umkehr zu bewegen und den bedrohten Getreuen Mut einzulösen. — Ferdinand entwickelte eine rührige Tätigkeit. Aus allen Tälern Tirols und Vorarlbergs liefen Beschwerden und untertänige Bittschriften ein. Um seinen guten Willen zu beweisen, berief der Erzherzog den Ausschuß der Städte und Gerichte des Inn- und Wipptales zu sich, unterschrieb einige der dringendsten Wünsche und verhiess die Beratung der übrigen auf dem nächsten allgemeinen Landtag. — So freundlich und offensichtlich gnädig behandelte der kluge Fürst die Ab-

geordneten, daß sie sogar ein Aufgebot von 5—10 000 Mann zur Dämpfung des Aufstandes beizustellen versprachen, freilich wohl nicht so sehr aus Friedensliebe als vielmehr, um den Erzherzog nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, fremdes Kriegsvolk an sich zu ziehen; denn dieses haßten sie aus ganzem Herzen.



Jacob Fugger von Augsburg.  
(Nach einem Farbenholzschnitt von Hans Burgkmair.)

Während so in Nordtirol das erhitzte Blut sich merklich abkühlte, setzten sich die Südtiroler zur Beratung gewaltiger Pläne in Meran zusammen. Unumschränkt regierte Gayßmair und seine Genossen im Lande, alle Schlösser außer den landesfürstlichen waren besetzt, die Bürger, gezwungen an der Beute teilzunehmen, mußten wohl oder übel die Suppe mit auslöffeln, die ihnen nicht schmeckte. Gayßmair hatte die Macht der Städte

nicht unterschätzt und sie, obwohl sie ihm im Herzen verhaßt waren, klug in den Bann seiner Interessen zu ziehen verstanden. Nun trat er vor den Meraner Tag mit einem neuen Verfassungsentwurf, der die Bestrebungen der Zeit zusammenfaßte und eine gründliche Umkehrung aller politischen und religiösen Verhältnisse, eine Neuordnung der wirtschaftlichen Grundlagen ins Auge faßte. In 64 Artikeln wird das Bild eines neuen Staates entworfen. Der Geist Luthers durchweht dieses bäuerliche Programm, wie schon die Einleitung bekundet, welche den ganzen Aufruhr als Strafe Gottes für die eigennütze Predigt des Wortes Gottes und die bösen Mißbräuche im geistlichen und weltlichen Stande betrachtet. Und Gayßmair will nichts anderes sein als der Arm des Herrn.

Die ganze Grafschaft Tirol, alle Bistümer, Klöster, Schlösser und Gerichte sollen unter einem Herrn vereinigt werden, alle Pfandschaften der Schlösser, Städte und Gerichte, aller Gerichtszwang, jede Zollbefreiung, alle Gülten und Zinsen, welche die Geistlichen, Bischöfe und Klöster „inner und außer Lands“ in Tirol gehabt, sollen dem Fürsten überantwortet werden. Damit soll die Vielheit der Abhängigkeitsverhältnisse ein Ende haben. Von nun an sei „die Grafschaft von Tirol frei“. Es wird also allgemeine Säkularisation und Mediatisierung vorgeschlagen.

Die kirchlichen Verhältnisse werden von Grund aus umgestaltet. Mehr als drei Klöster dürfen nicht im Lande sein, kein Frauenkloster, kein Bischof mehr; „denn man weder Bischof noch der Chorherrn oder Frauenklöster nicht bedarf, sondern nur in jedem Gericht einen Pfarrer zu halten“. Dieser aber darf keinerlei weltliche Herrschaft ausüben und nicht mehr besitzen und einnehmen als er zum Leben braucht. Die Ordensleute und Weltpriester sollen die heilige Schrift gut lernen „mit Singen und Predigen des Gottes Wortes und heiligen Evangelii ohne allen ungegründeten Zusatz geschickt sein, sich ehrbarlich und priesterlich halten und nicht in den Wirtschaftshäusern liegen, damit nicht hinfüran mehr so leichtlich Priester gemacht werden“. Die Städte und Gerichte erhalten das Recht der Wahl des Pfarrers, der persönlich seine Pfarrei besorgen muß. Alle Stolgebühren hören auf. Von dem Überfluß der reichen Pfarreien und Pfründen sollen Spitäler errichtet werden. —

Einen ebenso gründlichen Umsturz sollen die Rechtsverhältnisse erfahren, und hier rührt Gayßmair unmittelbar an die fürstlichen Hoheitsrechte. Das Gerichtswesen, eines der wichtigen Machtmittel des Landesfürsten, kommt ganz in die Hände der Landschaft. In allen Städten und Gerichten wird der herrschaftliche Pfleger abgeschafft und nur ein Richter bestellt, den das Volk selbst wählt. In der ganzen Landschaft herrsche von

nun an nur ein Recht, alle Statuten, Landrechte und sonstigen Bräuche an einzelnen Orten, alle Privilegien hören auf, alle in demselben Gericht nehmen vor demselben Stabe Recht. Die Regierung zu Innsbruck muß alle landsfremden Leute, alle Geistlichen und Doktoren der Rechtsgelehrsamkeit entfernen. Das Rechtsverfahren ist wieder mündlich, so daß die Schreibrufen entfallen.

Eine große Anzahl der Artikel beschäftigt sich mit einer Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse. „Ein Wag und Maß“, und zwar gestrichenes Maß, wird aufgerichtet. Weide, Wasser, Wild und Wald sind frei, die Markgenossenschaft kommt wieder in den Besitz aller ihrer alten Rechte. Der „Sürkauf“, jene verrufene Form wucherischen Kleinhandels, aber auch die großen Handelsgesellschaften der Fugger, Welser und Hochstetter, werden untersagt, „so mag alle Ware und Kaufmannshab wiederum in einen rechten Pfennig kommen“. — Damit die gewerblichen Produkte billiger werden, wird die Aufhebung aller „Bruderschaften und Zünfte der Handwerksleute mit ihren Ordnungen“ verlangt. Schließlich sollen die verschiedenen Zinse, Giebigkeiten und Dienste, wie Roboten, Hoffuhren, Kuppelgeld, Burghut, Siegelgeld usw. ein Ende haben und das Los der von Schulden bedrückten Bauern durch entsprechende Abtilgungssätze erleichtert werden. — Wir sehen, daß fast durchwegs bäuerliche Belange vertreten werden und so stellt sich das Meraner Programm als Versuch einer durchaus bäuerlichen Reform dar, doch sind die Vertreter der Städte durch Einbringung mehrerer Artikel ordnungspolizeilicher Art für die Aufrechterhaltung der Ruhe innerhalb der Mauern eingetreten. Bei dieser starken Betonung des bäuerlichen Standpunktes konnten die Städte natürlich nicht zu den unentwegtesten Parteigängern des Bauerns zählen. Ob es den Bürgern lange belieben werde, ein solch einseitiges Klassenprogramm mit ihren Stimmen zu unterstützen, mußte von Anfang an sehr zweifelhaft sein.

Vom Beginn des Aufstandes an hatte man in Tirol auf den Landtagen die Möglichkeit, unmittelbar im Guten mit den Bauern zu verhandeln. Auf Teillandtagen zu Brixen (18. Mai 1525), Innsbruck (25.—28. Mai 1525) und Meran (30. Mai und 8. Juni 1525) hatte Ferdinand auf die Empörung einzuwirken versucht. Er erreichte wenigstens so viel, daß sich die Wogen der Aufregung zu legen begannen. Ein allgemeiner Landtag konnte zu Innsbruck zusammentreten, ohne daß sich gewalttätige Störungsversuche von außen her zeigten.

Ein feierliches Hochamt eröffnete am 12. Juni 1525 die Sitzungen, zu denen die Bauern allein 200 Abgeordnete geschickt hatten, um mit solcher Mehrheit alle Gegenmeinungen zu überstimmen. Es stand eine radikale südtiroler Bauernpartei, die sich um Gaysmair sammelte, einer gemäßigten

Gruppe und den Bürgern gegenüber. Der Prälatenstand blieb von der Tagung ausgeschlossen, der Adel nahm eine zweideutige unzuverlässige Stellung ein. Es gab unter den Adelligen viele, denen das herrische Auftreten Salamancas, die Sympathie mit der neuen Lehre, die Aussicht auf Brechung der wirtschaftlichen Vorherrschaft der Kirche eine Unterstützung des Landesfürsten nicht ratsam erscheinen ließ, andere fürchteten sich vor den Drohungen der Bauern, die noch immer die Burgen besetzt hielten. — Die große Mehrheit bäuerlicher Vertreter gab dem Landtag das Gepräge



Innsbruck vom Inn aus. (Zeichnung von Albrecht Dürer; Wien, Kunsthist. Museum.)

und bestimmte den Gang der langwierigen Verhandlungen, deren Grundlage die 64 Meraner Artikel bildeten. Diese Artikel waren inzwischen noch durch 35 Punkte ergänzt worden. In feierlicher Sitzung las am 22. Juni der Bürgermeister von Innsbruck in Anwesenheit des Erzherzogs und seiner Gemahlin, der kaiserlichen Gesandten, der Gesandten Bayerns und des schwäbischen Bundes die 97 Artikel vor.

In ernster eindrucksvoller Rede nahm der junge Habsburger gegen eine solche Landesordnung Stellung. Er berief sich darauf, daß er als Statthalter des Kaisers ohne dessen Zustimmung kein neues Recht, keine neue Landesordnung einführen dürfe und wies auf die Gefahr eines furchtbaren Krieges hin; denn der Eingriff in das Besitztum auswärtiger geistlicher Herren, wie des Bischofs von Augsburg oder des Abtes von Tegernsee, die unter bayerischem Schutze ständen, werde nicht ohne Folgen

bleiben. — Um seine zum Teil ausweichende Antwort geben zu können, hatte der Erzherzog verschwiegen, daß er kraft eines (noch geheimen) Vertrages mit seinem kaiserlichen Bruder bereits die volle Landesherrschaft angetreten hatte.

Der Innsbrucker Landtag wurde nun der Schauplatz eines zähen politischen Kampfes zwischen den beteiligten Ständen und dem Erzherzog, welcher die alte Überlieferung hartnäckig verteidigte. Ganz allein steht der junge Fürst gegen die ganze Landschaft, die alle Macht in Händen hat, ihn jeden Augenblick absetzen kann. Die Stützen seines Thrones, Klerus und Adel, sind augenblicklich ohne Bedeutung. Wie ein Gefangener sieht er sich bewacht und er weiß, daß ihm jeder Versuch, zu entfliehen, seine Herrschaft kosten kann. — In Salzburg liegen die Bauern des Erzbistums vor der Festung Hohensalzburg, hinter deren starken Mauern der Kardinal nach Hilfe späht. Es kommen Boten an Ferdinand mit der Bitte, das Erzbistum an sich zu nehmen und die Schwazer Bergknappen erbieten sich, ein gerüstetes Heer zu stellen, an dessen Spitze der Erzherzog die Salzach abwärts ziehen solle. Es traf die Kunde ein, daß durch einen nächtlichen Überfall eine landesfürstliche Streitmacht in Steiermark vernichtet worden sei. Die Bauern des Allgäus ermutigen ihre Standesgenossen zu Innsbruck und sogar die Gesandten der bayerischen Herzöge buhlen um die Gunst der Bauern; denn die Wittelsbacher fürchten die Erweiterung der Hausmacht Habsburgs auf Kosten Salzburgs. — In diesen gefährlichen Tagen steht Ferdinand, bedroht, von verlockenden Angeboten umschwärmt, ohne tatsächliche Machtmittel, ohne Ratgeber wie ein unerschütterlicher Fels im brandenden Meer. Er verteidigt den Klerus, wo sich keine andere Stimme für ihn zu erheben wagt, er läßt sich nicht gewinnen durch die sichere Aussicht, die Macht des Hauses durch eine von den Bauern gewünschte mühelose Säkularisation des Kirchengutes zu vergrößern. Wahrlich der Fürst zeigte sich als ein ganzer Mann.

Mit bewundernswertem Geschick zog der Erzherzog die Verhandlungen tage- und wochenlang hin. In rein wirtschaftlichen Fragen zu Zugeständnissen gern bereit, wird er schwierig, sobald die Rede auf religiös-politische Probleme kommt. Mit Mühe läßt er sich in Stunden höchster Not herbei, das Bistum Brixen, dessen Oberhirte außer Landes geflohen war, solange zu Händen zu nehmen, bis eine legale Entscheidung darüber fällt. Da brachte ihm die entsetzliche Niederlage der Bauern im Reiche die ersuchte Hilfe. Die Gegner wurden kleinlauter, es mehrte sich Tag für Tag die Zahl derjenigen, die zur Nachgiebigkeit mahnten. Schon kann die bayerische Gesandtschaft berichten: „Die Brixener sieht man zu Innsbruck an wie Juden und man schreit fast (tüchtig) wider sie.“ Längst waren die 200 Bauern, die am Beginn des Landtags in Innsbruck ein-

gezogen waren, nicht mehr vollzählig beisammen; denn der verlassene Hof verlangte nach seinem Herrn und der lange Aufenthalt in der Stadt kostete viel Geld. — So fiel ein Artikel nach dem andern und aus den Trümmern des großartigen Gebäudes, das Michel Gaysmair errichten wollte, baute die Landschaft ein bescheidenes Haus auf.

Die so entstandene neue Landesordnung trug zunächst provisorischen Charakter, bis sie am Augsburgur Generallandtag (12. Dezember 1525 bis März 1526) nach wiederholter Durchberatung endgültig beschlossen und in Druck gelegt wurde. Sie enthält ausschließlich Verfügungen politischer, polizeilicher und wirtschaftlicher Natur. Die großen politischen Hoffnungen der Bauern waren durch die dürftigen Zugeständnisse zu nichte gemacht. Das Altbergebrachte war maßgebend, doch war auch dem römischen Recht, insbesondere was Schriftlichkeit des Verfahrens betrifft, Rechnung getragen. Die Einführung von einheitlichem Maß und Gewicht und die Aufhebung der Zünfte erfüllte gewisse bäuerliche Wünsche. Am weitesten kam ihnen die neue Ordnung auf wirtschaftlichem Gebiete entgegen. Fronnen, die nicht seit 50 Jahren in Übung waren, brauchten nun nicht mehr geleistet zu werden. Die Bauern durften den Todfall, den kleinen Zehnt aus Rüben, Grummet, Obst und Hühnern behalten, ihre Felder einzäunen, Hunde halten, außer Rot- und Schwarzwild alles jagen und Fische zur Notdurft fangen, es wurde bei kleinen Gütern kein Auf- und Abzugsgeld mehr verlangt, ein Ausschuß sollte die Überbürdung des bäuerlichen Besitzes mit Zinsen und Gülten prüfen und, wenn nötig, Abhilfe schaffen.

Das waren gewiß erfreuliche Errungenschaften, aber wie geringfügig im Vergleich zu dem Erstrebten! — Einigen Exemplaren der Landesordnung lag eine „Ordnung des geistlichen Standes in der Grafschaft Tirol“ bei, die aber nicht durchgeführt wurde, selbst den vom Erzherzog zugestandenen Ternovorschlag auf die Besetzung der Pfarreien hob der Speyerer Reichstag von 1527 wieder auf.

Währenddem der Landesfürst, auf verhältnismäßig billige Weise der rebellierenden Landschaft entkommen, im Allgäu Frieden zu stiften, in seinen oberösterreichischen Ländern die Ruhe wiederherzustellen suchte, tobte in Tirol der Kampf um den Landtagsabschied. In Nordtirol hatten die Beschlüsse der Innsbrucker Tagung mehr oder minder willige Aufnahme gefunden, ja die Gerichte nahmen es mit der Verpflichtung ernst, die allgemeine Annahme des Abschieds mit Waffengewalt erzwingen zu helfen, aber jenseits des Brenners, wo der Einfluß Gaysmairs, der sich zu Sterzing niedergelassen hatte, die Gemüter nicht zu Ruhe kommen ließ, sträubte sich ein großer Teil der Bauern noch wochenlang, das alte Joch wieder auf sich zu nehmen. Nicht nur, daß die Besatzungen in den eingenommenen

Schlössern und Häusern liegen blieben, offene Gewalttat machte Weg und Steg unsicherer denn je. Besonders im südlichen Tirol, wo die für vogelfrei erklärten Rebellenführer Simon von Padello und Nicolo del Victor das Schwert schwangen, nahm die Aufregung gefährlichen Umfang an. Aus den Nebentälern der Etsch zog sich ein neues Unwetter um Trient zusammen. Erst mit einem 16 000 Mann starken Aufgebot gelang es, in der zweiten Hälfte des September 1525 der Rebellen Herr zu werden und jede neue Regung zum Aufstand durch schonungslose Hinrichtungen zu ersticken. Zu Innsbruck wußte man wohl, wer im Süden die Hand im Spiele hatte. Gaysmair sollte sich vor der Regierung des erneuten Aufruhrs halber verantworten. Wohl kam er und leistete einen Eid, die Stadt nicht ohne Erlaubnis zu verlassen; als es aber so vielen seiner Genossen ans Leben ging, fühlte er sich nicht mehr sicher und war eines Tages verschwunden. Die Schweiz, schon damals das Asyl aller politischen Flüchtlinge, nahm ihn auf. Dort fand er eine Menge Landsleute und Gesinnungsgenossen, die gleich ihm dem Schwert des Henkers entronnen waren. In den düsteren Tagen des Exils verfaßte er eine Landesordnung, die sein wahres Wesen enthüllte. Nicht mehr durch eine starke gemäßigte Partei der Bauern, noch durch bürgerliche Vernunft gehemmt, gab er sich ganz taboritischen Ideen hin und auf taboritische Weise glaubt er sie ausführen zu können. Das Gottesreich des Thüringer Propheten Thomas Münzer erseht vor seinen Augen, aber ihm fehlt die prophetische Pose, der verzüchte Augenaufschlag, das brennende innere Feuer seines Vorbildes. Nach Ausrottung aller Gottlosen, d. i. aller Geistlichen und Herren, müssen alle Mauern der Städte, alle festen Schlösser geschleift werden. Völlige Gleichheit muß unter den Menschen herrschen, besonders der Standesunterschied zwischen Bürger und Bauer hört auf; denn es soll keine Städte mehr geben. Abschaffung der hl. Messe, der Kapellen usw. sind Forderungen, welche dem radikalen Programm Münzers entsprechen. Wertlos ist Gaysmairs „Landesordnung“ nicht. Es fehlen darin nicht Gedanken, die wirklichen wirtschaftlichen Fortschritt bedeuten, wie Trockenlegung der Moore, Anpflanzung von Olbäumen, Safran, Anbau guter Wein- und Getreidesorten; auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorge weist er manchen Weg, den man jahrhundertlang später gegangen ist, aber der ungestüme Radikalismus, der diese Gedanken umwucherte, konnte in Tirol nirgends mehr Anklang finden.

Bei der zweiten Salzburger Rebellion tritt Gaysmair noch einmal öffentlich hervor und spielt eine wichtige Rolle.

## Um Hohensalzburg.



In jenen Tagen, als die Tiroler Landschaft mit dem Erzherzog zu Innsbruck um die neue Landesordnung stritt, lagerten die Untertanen des Erzbischofs von Salzburg um die felsene krönende Feste der Hauptstadt. Dort oben hatte Kardinal Matthäus Lang beim Ansturm der Bauern Zuflucht gesucht. Umgeben von wenigen Getreuen harrete er der Hilfe, die ihm die Herzöge von Bayern oder der schwäbische Bund bringen sollten.

Dank seiner außerordentlichen Geistesgaben hatte sich der wenig bemittelte Augsburgische Bürgersohn im Dienste des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg emporgearbeitet. Aus der Erzkanzlei wurde er in die kaiserliche Kanzlei übernommen, wo ihn seine Sprachkenntnisse, seine hinreißende Beredsamkeit und sein freundliches, gewinnendes Wesen rasch vorwärts brachten. Das Vertrauen Kaiser Maximilians stellte ihn vor die größten diplomatischen Aufgaben und die Gunst des Monarchen belohnte ihn für seine Treue und für sein Geschick mit zahlreichen kleineren Pfründen. Ohne eine höhere Weihe zu haben wurde er dann 1505 Bischof von Gurk, 1519 nach fünfjähriger Koadjutorie Erzbischof von Salzburg. Erst als solcher ließ er sich die Weihen erteilen. Unentbehrlich im politischen Dienste des Kaisers kam er zunächst selten und nur auf kurze Zeit in sein Erzbistum. Auf den Reichstagen von Augsburg (1518), Worms (1521), Nürnberg (1525) spielte er eine wichtige Rolle; denn sein Ansehen galt viel und die kaiserliche Gunst, die ihm schließlich noch zu den Einkünften des spanischen Erzbistums Cartagena verhalf, waltete über ihn. Im Geiste des Humanismus gebildet, erfüllt von den Idealen der Renaissance und belehrt durch das Beispiel der Fürsten Italiens, wo er jahrelang als kaiserlicher Statthalter weilte, liebte er es, prächtig aufzutreten und mit äußerem Pomp zu wirken. So gute Dienste ihm der Aufwand bei seinen diplomatischen Missionen leistete, so verderblich war er seinem eigenen Lande, dessen Untertanen zu den Kosten aller dieser auswärtigen Geschäfte ihres Landesfürsten beisteuern mußten. Bittere Klage erhob sich über die Ausraubung des Landes, das der Regierung der erzbischöflichen Beamten überlassen blieb. Unordnung und Willkür machten sich in den unteren Beamtenkreisen besonders breit, Beschwerden über gewinnsüchtige Amtleute und Pfleger liefen ein und die unruhige Stimmung war schon 1520 so bedenklich geworden, daß die erzbischöflichen Statthalter die Küstklammern des Landes in Bereitschaft zu setzen geboten. Am Beginn des Jahres 1523 verlangte der

Kardinal eine Steuer von 1000 fl. von seinen Untertanen und legte in der Stadt 1 Pfg. auf jede Maß Bier und 2 Pfg. auf jede Maß Wein um. Da trat die Bürgerschaft wider ihn auf, wagte auf gewisse Freibriefe und Privilegien zu pochen und dem Fürsten zu drohen. Der sächsische Gesandte beim Nürnberger Reichstag, Hans von der Planitz erzählt, daß man schon damals davon redete, dem Erzbischof einen Groschen um den Hals zu hängen, ihn auf einen Esel zu setzen und fortzujagen, damit er wieder so arm würde, wie er früher gewesen. Man könnte aus solchen Ausbrüchen des Volkshasses die Mißgunst auf das Glück des Emporkömmlings erkennen, wenn dem plauderhaften Planitz zu trauen wäre. Mit 1000 Mann erzherzoglicher Truppen kam bald darauf der Erzbischof aus dem Inntal angerückt und hielt einen „fröhlichen, ehrlichen Einzug“. Demütig beugte sich die Bürgerschaft den Mandaten des „gnädigen“ Landesherrn und verzichtete auf Grund einer neuen Stadtordnung auf „alle Briefe, Freiheiten, alle Herkommen, Gewohnheiten und Gebräuche, so bisher gemeine unsere Stadt Salzburg besessen zu haben vermeint hat.“ Diesen Schlag verwand der Bürgerstolz nicht so gleich. Matthäus Lang hatte das römische Recht im kleinen Finger, das sieht man schon aus diesen Verfügungen; er war sich seiner Landesherrlichkeit bewußt und regierte mit Doktoren nach dem Kodex, ein Grund mehr für seine Untertanen, ihn aus ganzer Seele zu hassen. Als Landesherr und geistlicher Oberhirte trat Lang ernsthaft für Reformen ein. Lange hatte er in den religiösen Wirren eine abwartende, vermittelnde Stellung eingenommen. Er war kein Fanatiker und schützte alle Bildung. Nun griff er das Übel an der Wurzel an. Da er den religiös-sittlichen Tiefstand des Klerus des Erzbistums keineswegs verkannte, unternahm er es, hier Wandel zu schaffen. Es war aber zu spät, um noch des Übels Herr zu werden; zu tief hatte bereits die neue Lehre Wurzel geschlagen, nicht zum mindesten gefördert durch die Bergleute aus Sachsen und Thüringen, welche der Kardinal selbst zur Hebung der Hüttenindustrie in den Tauern herbeigerufen hatte. Jetzt hatte die Einschärfung des Wormser Ediktes und die Durchführung der Regensburger Konventsbeschlüsse die Opposition umso trotziger gemacht.

Gewitterschwüle brütete über Stadt und Land. Als die Tiroler aufgestanden waren, rüsteten die Salzburger Vertrauten, die längst geheimes Einverständnis mit ihren Nachbarn pflegten, zu ebenmäßiger Handlung. In geheimen Zusammenkünften besprach man die Grundsätze der Empörung, kundige Boten wanderten im Frühlingssonnenschein talauf, talab, suchten Freunde zu gewinnen und Verbindungen zu knüpfen. Angstlich beobachteten die schuldbewußten Pfleger das offenbare und doch so geheimnisvolle Treiben auf den Landstraßen, auf den Märkten und Kirchweihen,

wo trotz strengster landesfürstlicher Verbote gefährliche Flugschriften feilgeboten und vorgelesen und Spottlieder auf den Erzbischof und das Domkapitel gesungen wurden. Eine unsichere Stimmung beherrschte die Leute; die einen, welche eingeweiht waren, trugen den Nacken steif und besprachen freudig die Hoffnungen der Zukunft, die andern, die nichts wußten, erwarteten doch mit Spannung irgend etwas Neues, Unerhörtes. In Gastein hatte man die Artikel schon zusammengestellt, als eine Tat des Erzbischofs den Aufstand entfachte. Der Leutpriester Eustachius, der im Inntal sein Wesen getrieben hatte und vom Erzherzog Ferdinand, der den Gefangenen vor den Befreiungsversuchen der Zillertaler Bauern nicht mehr sicher verwahren konnte, an den Erzbischof zur Aburteilung geschickt worden war, sollte im festen Turm zu Mittersill seine Strafe verbüßen. Unterwegs rastete die Eskorte in einem Wirtshaus. Eustachius rührte die neugierigen Leute, die sich um ihn sammelten, durch bewegliche Klagen so, daß sie seine Fesseln lösten und ihn entkommen ließen. Zwei Burschen — es waren Salzführer — gerieten nach vollbrachter Tat in die Hände des Erzbischofs, der sie zum abschreckenden Beispiel ohne weiteres köpfen ließ. Die Berufung der Räte des Fürsten auf das römische Recht vermochte nicht die Aufregung des Volkes über die Hinrichtung zu besänftigen, sondern auf die rasche Justiz hin erhoben sich die Gewerkschaften von Gastein, zu deren Genossenschaft die Gerichteten gehört hatten, und unter ihrer Führung rottierten sich am 25. Mai, im Einverständnis mit den Tiroler Rebellen, die eben in vollem Aufruhr standen, die Bürger und Bauern von Gastein, kündigten dem Kardinal den Gehorsam und sandten 14 Artikel samt einem Mobilisierungsbefehl in alle Täler des Gebirges.

Die Mahnboten hatten gute Zeiten. Wohin sie kamen, wurden sie mit Freuden begrüßt. Im hintersten Ort des rauschenden Tales sammelten sich die Bauern, als gelte es einem Feste zuzuziehen. Von Radstatt bis an die Grenzen Tirols, wo die Fähnlein der Gleichgesinnten flatterten, schien alles einzig in dem Programm der Gasteiner Knappen. Ja über die Grenzen des Erzbistums hinaus flog die Kunde von der Revolte ins Ennstal, wo sie sogleich die Erzbergleute mit Begeisterung aufnahmen, und über die Tauern ins oberste Murthal, den Lungan, wo sich eine starke Mannschaft rottierte, die schnell die Mur abwärts drang, in den reizenden vielgeschäftigen Bergstädtchen Aufruhr stiftend. Mit starker Hand hielten die Gasteiner Rebellen die Zügel der ganzen Bewegung fest und sammelten an verschiedenen Orten die Scharen, um längs der Salzach ungehindert nach Norden vorzudringen.

Von jähem Schreck überwältigt wagte der Pfleger des festen Schlosses Werfen keinen Widerstand zu leisten und mit Jubel ergossen sich die

Bauern in die Rüstkammern der gut versorgten Burg, ihre mangelhafte Wehr zu vervollständigen. In Golling fanden sich dann die einzelnen Haufen, die von allen Seiten zur Salzach strebten, zusammen und nahmen ohne Mühe Hallein, wo man für lange Zeit das Hauptquartier aufschlug. Streiftrupps zogen von da nach allen Richtungen, alles, was noch zögerte, zum bewaffneten Anschluß auffordernd. Sie erschienen zur Bestürzung der Stände Oesterreichs ob der Enns im Salzkammergebiet, standen bald an den Seen und taten sich gütlich an dem Wein und Mundvorrat des Klosters Mondsee, dessen Abt nur mit schwerem Geld und Auslieferung seines Rüstzeugs sein Haus vor Verwüstung schützen konnte. Da hielten auch die Bauern Oberösterreichs ihre Stunde für gekommen und pflanzten die Sturmfähnlein auf. Der große Haufe aber näherte sich der Stadt Salzburg. In den Herzen der Auführer brannte das Verlangen, für alle Bedrückung an dem Erzbischof Rache zu nehmen. Der Kardinal sollte seine Fürstenkrone ablegen. Die Bauern dachten dabei nicht an eine demokratische Republik, nicht eine Volksregierung aufzurichten, sondern die Wittelsbacher oder die Habsburger zu bitten, das Erzstift ihren Ländern anzugliedern. Matthäus Lang gab sich keinen Täuschungen hin. Er kannte die Gesinnung besonders des ärmeren Theiles der Bürgerschaft und war überzeugt, daß der erste Ruf der Bauernschaft sie bereit finden würde, in die Brüderschaft zu treten. Deshalb verließ er bei Zeiten seine städtische Residenz und zog sich mit einigen seiner Vasallen auf die starke Feste Hohensalzburg zurück. Dort oben, von wo sein Blick über einen guten Theil seines Landes schweifen konnte, war er sicher. Ein Sturm gegen diese steilen Wände war schier unmöglich.

Mit dem Erzbischof waren zahlreiche Angehörige des stiftlichen Adels auf der Festung, die Domherren: Siegm. Graf von Ortenburg, Waldhauser von Lamberg, Friedr. von Riesenbach, Kaspar von Riesenbach, Christoph von Weissenegg, dann der Kanzler Dr. Hieronym. Waldung, weiter Landeshauptmann Hans Schenk zu Schenkenstein, Ungnad Jhr. zu Sonneck, der Hofmarschall Wiguleus von Thurn, Siegm. von Thurn, Pfleger zu Lichtenberg, Ehrenreich von Trautmannsdorf, Pfleger auf Salzburg, Balth. von Thurn, Pfleger zu Plain, Christoph Traumer, Pfleger zu Haunsberg, Bernhardin von Trenbach, Gandolf von Kienburg, Dr. Aegydt. Kem und Dr. Kiebeisen, die Käte usw. An 65 Edelleute und hohe erzbischöfliche Beamte hatten hinter den Bastionen Schutz gesucht vor der Rache des Volkes.

Die Rechnung der Fürsten war nicht falsch; denn mit Freuden begrüßt zogen die Bauern unter der Führung Kaspar Praßlers in die Bischofsstadt ein. Es wurde wacker Brüderschaft getrunken. Vereint in Siegesfreude brachen Bürger und Bauern in die erzbischöfliche Hofhaltung ein

und spielten die Herren. Prozig lehnte sich der ungeschickte Bauer in die schönen breiten Stühle und ließ sich hohnlachend von fürstlichen Dienern Speise und Trank auftragen. In die Feldkasse flossen die reichlichen Beiträge der Bürgerschaft und die Lösungsgelder der Benediktiner von St. Peter und Mondsee und der Nonnen von Nonnsberg. Hans Stöckel, der Bruder eines der hingerichteten Salzführer, schlug Zettel an die Domherrnhäuser des Inhalts: „Das Haus ist mein, so lang, bis der unschuldig Tod meines Bruedern gerochen wird.“ — Tief wateten die Trunkenen in dem aufgehäuften Wust von zeretzten Reibbüchern (Rechnungsbüchern), Verschreibungen und Urkunden, alle diese Zeugen ihrer Knechtschaft mit Füßen tretend. — Jetzt gings denen schlecht, die sich den Haß der Bürger zugezogen hatten. Während die erzbischöflichen Räte Siegm. von Thurn und Hans Schenk eines Vormittags mit der Gemeinde auf freiem Platze verhandelten, ritt der Stadtrichter Hans Gold, gerüstet mit Panzer und Harnisch in den Ring, die Rede zu hören. Da hob der Metzger Georg Rodler, dem Gold einmal unbilliges Gewicht vorgehalten hatte, die Hellebarde wider ihn, und zog ihn vom Koffe. Gold wäre des Todes gewesen, wenn nicht der Bierbrauer Pichler den wütenden Metzger bei der Gurgel gepackt und von seinem Opfer losgerissen hätte. Man schlug den Stadtrichter in eiserne Fesseln und führte ihn in den Turm, gab ihm Ohrfeigen und stieß ihn in die Seiten, fluchend: „Da und da hast du für mich falsch geurteilt.“

Während die Rebellen so ihren Sieg in fröhlicher Fülle feierten, grübelte der gefangene Kardinal über Mittel und Wege, seine Herrschaft zu behaupten. Wie oft stand er an den kleinen Fenstern der ragenden Burg und schaute über die aufgeregten Straßen und Plätze der ihm zu Füßen liegenden Stadt. Besorgt glitt sein geistreiches Auge über die wirren Giebel hinaus ins offene Land und bangen Herzens sah er Scharen um Scharen von Landleuten die Straßen herabziehen und den offenen Toren zustreben. Mit Spießern und Schwertern kamen sie in ledernem Wams und ledernen Hosen; jeder gekleidet und bewehrt, wie es seine Habe erlaubte und wie es in seinem Tale altes Herkommen war, „war ein schlechte, ungerüste und übelgeputzte Kott, . . . hatten lödene Köcklein an, darüber ein rostig Vorder- oder Hinterteil eines Harnisch, ein rostig alt Spießlein und auswendig über den Zuet ein Pöckelhaubel (Pöckelhaube). Hätten lödene Hösel, so ihnen über die Schue ausgestiegen.“ Gar mancher schüttelte, während er rückengebeugt schweren Schritts daher marschierte, seine derben Fäuste gegen die stolze Burg, die des ohnmächtigen Jornes spottete und die steinernen Kugeln aus den Werfener Geschützen mühelos von ihrem Felsengewand schüttelte. Wenn aber die Mörser auf den Burgzinnen ihren donnernden Sang erhoben, lief es den Bauern kalt über

den Rücken und vorsichtig zogen sie sich aus dem Bereiche des fürstlichen Jornes hinter den Mönchsberg in die Riedenburg, wo sie ein großes Lager aufschlugen, das sie mit Schanzen und Gräben befestigten.

Es war kein übles Schauspiel, die Rebellen als Landesverweser auftreten zu sehen. Sie hielten den Fürstenhut in ihren Händen und schienen willens, ihn an den Meistbietenden zu versteigern. Unter gegenseitiger mißtrauischer Beobachtung gingen die Vertrauten der Wittelsbacher und Habsburger im Bauernlager ein und aus. Der Erzherzog, mehr aus Gründen religiöser Überzeugung als aus Politik einer Säkularisation des Erzbistums abgeneigt, mußte gleichwohl auf der Hut sein, damit sich Bayern nicht des schönen, erzeichen Landes bemächtigte. Herzog Wilhelm tat den Bauern schön, gegen welche er im eigenen Lande seine Kriegsknechte schickte, er ließ den Erzbischof, der Briefe und Boten nacheinander zu ihm sandte, in Hangen und Bangen, unverwandt schaute er nach einem günstigen Augenblick aus, den ausgebotenen Fürstenhut zu erhaschen. Die Rebellen selbst waren sich nicht einig, wem sie am vorteilhaftesten hulldigen könnten. Ferdinand zeigte deutlich genug seinen Widerwillen, und Bayern machte so allgemeine, zweideutige Versprechungen, daß die Bauern unmutig die Köpfe schüttelten. Es kam zu hitzigen Wortgefechten und feindseligen Zusammenstößen in der Riedenburg und in der Stadt, aber was wollte man schließlich machen, wenn der Habsburger nicht wollte und nicht einmal die Gesandtschaft der Rebellen empfing. — Doch auch den Wittelsbachern war bei dem Handel nicht recht wohl zu Mute. Ein Krieg mit Habsburg der Bauern halber stand nicht dafür, im geheimen schlug ihnen das Gewissen und sprach das fürstliche Ehrgefühl. Mit der Zeit erkälteten sich die Beziehungen des Herzogs Wilhelm zu den Bauern, besonders als ihm sein Kanzler beim schwäbischen Bundesrat, der weitschauende, kluge und energische Dr. Eck seine Lage mit düsteren Farben ausmalte. Eck, der für gütliche Verhandlungen mit Rebellen stets nur schwer zu haben war und mit dem blanken Schwerte Frieden und Ordnung aufrichten wollte, schrieb seinem Herrn sehr aufrichtige Briefe, in denen er seine Abneigung gegen des Herzogs Absichten nicht verhehlte. Es scheine ihm, „dieser Handel sei nicht anders, denn wenn seines nächsten Nachbarn Haus brennt und wer nicht retten und verschlafen will, daß derselbe auch nicht sicher sei.“ Als die Möglichkeiten geringer wurden, die bayerische Hausmacht auf Kosten Salzburgs zu vergrößern, dachte der Herzog daran, seinen Bruder Ernst zum Koadjutor des Kardinals zu machen, aber Ernst hatte vor der Hand gar nicht die Absicht, in einer für den Alerus so gefährlichen Zeit Geistlicher zu werden und meinte, sein Bruder wolle ihn auf diese Weise von seinen übersehenen Ansprüchen auf die Mitregierung im Herzogtum Bayern abbringen. — Und schließlich

mußte sich der Herzog doch gegen die Bauern entscheiden, wenn er nicht überhaupt jeden Einfluß bei den Friedensverhandlungen einbüßen wollte; denn der Kardinal hatte sich nach wiederholten vergeblichen Hilfesuchen an Bayern endlich unmittelbar an den Rat des schwäbischen Bundes gewandt und durch Versprechen der Bezahlung aller Kosten und durch gute Werke dessen Zusage erhalten. Nun blieb auch Bayern nichts anderes übrig, als an dem Zuge teilzunehmen.

Inzwischen war den Bauern die Weile lang geworden. Kläglich waren die Versuche, der Festung Schaden zuzufügen. Draußen hinter der Gartenmauer des Konsistoriums hatten sie eine hölzerne Büchse aus Radstadt aufgestellt. Starke eiserne Ringe waren um das hölzerne Rohr getrieben. Aus der schossen sie vergeblich an die hohen Basteien. In einem Hause fanden sie unter der Erde eine Käderbüchse vergraben. Mit Jubel stellten sie das Rohr auf und richteten den Lauf auf die Burg. Aber sie schütteten soviel Pulver hinein, daß der erste Schuß die Kanone zersprengte. Schließlich gruben die Bergleute an dem Nonnsberg in den Berg hinein, um die Basteien zu sprengen. Nachdem sie drei Klafter tief gebohrt hatten, ging das Pulver aus und sie ließen es stehen. — In Müßiggang verstrichen die schönen Tage des Sommers. Sehr viele kehrten heim zu Haus und Hof.

Tag um Tag, Woche um Woche verging, ehe das Bundesheer unter den Mauern Salzburgs erschien. Inzwischen annectierte Ferdinand die österreichischen Pfänder Kropfsberg, Windisch Matrei und Kitzbüchel und war nahe daran, auch die salzburgischen Besitzungen im Ennstal gewissermaßen als Faustpfänder gegen die bayerischen Absichten an sich zu nehmen, wenn ihm nicht der Wiener Hofrat, der Bayerns Gegnerschaft fürchtete, zurückgehalten hätte. Der Erzherzog wäre gern von Süden her ins Land gerückt; denn Graf Niklas Salm stand bereits im Murtal, aber ein solcher Einmarsch mußte das Leben der nach der Niederlage bei Schlading gefangenen Adelligen in höchste Gefahr bringen. Die Bezwingung der Allgäuer öffnete Herrn Jörg Frundsberg endlich den Weg nach Osten. Unter seiner und Bayerns Führung marschierte das Bundesheer gegen Salzburg. Mitte August sah der Kardinal am Fuße des Untersberges die Bundesfähnlein lustig im Winde flattern. Immer hatte Herzog Wilhelm von Bayern den Bauern geschmeichelt und ihrem Beginnen nicht unfreundlich zugeschaut, daher stützten sich die eingeschüchterten Rebellen jetzt, als die bündischen Kanonen gegen ihre Schanzen aufzuhren, auf die alte Freundschaft, um mit Hilfe der herzoglichen Vermittlung einen halbwegs günstigen Frieden herauszuschlagen. Der Bischof von Chiemsee, Berth. Pürstinger, der im Vertrauen auf seine Popularität in der Stadt geblieben war, ging als Vermittler hin und her. — So wurde am

letzten August 1525 ein Vertrag unterschreibt, der die Bauern zur Waffenstreckung, Auflösung aller Bündnisse, neuer Huldigung an den Erzbischof, Übergabe aller eroberten Plätze und der darin Gefangenen, sowie zur Zahlung von 14 000 fl. Entschädigung verpflichtete. Dafür durften sie ungestraft nach Hause gehen. Die Beratung über die Beschwerden wurde einem künftigen Landtag und einer Konferenz der Nachbarfürsten und Bundesstände überwiesen. So war das Ende hier wie fast überall für die Bauern traurig.

Als der Bürgermeister von Salzburg Herzog Ludwig von Bayern die Stadtschlüssel übergeben und Gruber die christliche Fahne zu seinen Füßen gelegt hatte, war das große Unternehmen zu Ende. Den Erzbischof traf dieser Friede, der ganz ohne sein Zutun geschlossen worden war, nicht minder hart. Denn 54 000 fl. verlangte der Herzog für die Hilfe, 14 000 fl. der schwäbische Bund. Der Kardinal konnte die großen Summen nur durch Verpfändung einiger Ämter an Bayern erlegen, die Stadt Salzburg mußte dem Bunde einen Schuldbrief über 14 000 fl. ausstellen, für dessen Einlösung 14 angesehenen Bürger Sicherheit stellten.

Erzherzog Ferdinand weigerte sich, den Pakt zu unterschreiben. Die Mitwirkung der Salzburger Untertanen an den obersteirischen Tumulten sollte streng bestraft, die Anführer bei dem Schladminger Überfall ausgeliefert, aller ihm und dem Adel angerichteter Schaden voll ersetzt werden. Er präsentierte eine Rechnung, die mehr als 200 000 fl. betrug. Trotz Warnungen des schwäbischen Bundes, trotz Abmahnungen des Landadels und des Feldhauptmanns Grafen Salm selbst, blieb Ferdinand und der österreichische Hofrat unerbittlich. — Am 2. September 1525 erhielt Salm den Befehl, das Gebiet des Erzstifts zwar zu verschonen, aber Schladming für seine Untreue zu strafen. Was war die Ursache des fürstlichen Zornes?

## Bauernsieg bei Schladming.



Kasch hatte die Lohe des Aufstandes aus den Salzburger Bergen ins obere Ennstal geschlagen. Der zwischen Gastern und dem Bergwerk zu Schladming bestehende althergebrachte Anappen- und Gewerkenwechsel hatte vielfache Verbindungen geknüpft, die nun die schnelle Ausbreitung der Revolte begünstigten. Vier bedeutende Grundherrschaften breiteten sich an den Ufern des brausenenden Flusses aus: die landesfürstliche Herrschaft Wollenstein, das Benediktinerkloster Admont um Gstadt, die hochfürstlich-salzburgische Herrschaft zu Gröbming und Haus, schließlich die Benediktinerabtei St. Peter zu Pöchl.

Der geistliche Besitz zog natürlich die Aufmerksamkeit zuerst auf sich, zumal das Luthertum unter den Schladminger Gewerken starke Wurzeln geschlagen hatte.

Wie in Gastein so standen auch in Obersteiermark die Knappen an der Spitze. Der „fürstl. Durchlaucht geschworene Bergrichter Reustl“ warf



Bauern im Gespräch.

(Kupferstich von Albrecht Dürer, Berlin, Kupferstichtabinett, B. 26.)

sich zum Bauernhauptmann auf und marschierte mit 1200 rebellischen Knappen und Bauern das Ennstal hinunter. Noch lebten Leute, die sich des alten christlichen Bundes erinnerten, den 1478 der Einfall der Türken veranlaßt hatte. Man erzählte wohl in den Bauernhäusern noch viel von jenen unruhigen Zeiten und manche Legende hatte sich um die aufregenden Ereignisse geschlungen. Man hat damals manchen Adeligen vorgeworfen, daß sie den Türken als Wegweiser und Anführer gedient hätten und so Verräter an den Bauern geworden seien und viele Jahre später konnte der

Chronist feststellen, daß der Bund den Bauern noch immer im Kopf herumgehe „und müssen noch dazu geschweigen“. — Jetzt kamen die selbstbewußten, wohlgerüsteten Bergleute das grügende Tal herab und sangen zuversichtlich ihre neuen wittenbergischen Lieder, daß es von den steilen Bergwänden widerhallte. Da zogen von allerwärts die Bauern zu Tal. Drohende Schreiben Keustls zwangen die Widerwilligen sich anzuschließen. Auf dem Wege von Aussen ins Ennstal, die Mitterdorf-Steiner und Pürgg-Steinacher Straße, zogen die Fähnlein zu und vereinigten sich mit den Schladmingern. Die Amtshäuser der Grundobrigkeiten fielen dem Aufreubr zum Opfer. Ein Visitationsprotokoll vom Jahre 1544 der salzburgischen Hofmark Haus berichtet auf der ersten Seite: „Erstlichen ist allda kein Stüfft- noch andere briefliche Urkunden, dergleichen keine alte Urbar, allein eine Abschrift vorhanden, dann dieselben in dem peurischen Aufstand und davor von der Pfarr kommen und verloren worden.“ Mit der Vernichtung der Stifts- und Grundregister, die ihre Zehent- und Grunddienstpflichten enthielten, glaubten die Rebellen aller Knechtschaft ledig zu werden. Manche Kirche ging in Flammen auf, wie die zu Aßbach, die „mitsamt den Kleinoden und Ornaten gestürmt, verbrennt und gepeut (verwüftet) worden.“ — An 10 000 Mann standen Mitte Juni an der Paltenhöhe bei Rottenmann, willens in Verbindung mit den Bauern und Gewerken des oberen Murtals, die sich um Matthias Trapp geschart hatten, nach Mittelsteier vorzudringen. Auch die Bergleute und Bauern von Eisenerz-Trofaiach hatten nach längerem Zögern zum Bundschuh geschworen.

Aber der Weg ins Murtal war den Aufständischen verlegt. Der alte gichtkranke Freiherr Siegmund Dietrichstein, der seit Niederzwingung der „stara pravda“ (1515) bei den Bauern in keinem guten Angedenken stand, hatte auf dringende Bitten der auf einem Landtag zu Graz spärlich vertretenen Stände, noch einmal das Streitroß bestiegen, um, statt in einem Wildbad seine geschwollenen Glieder zu heilen, das Eindringen der Aufrührer nach Mittelsteiermark aufzuhalten. Das war eine schwere Aufgabe. Mit seinem eigenen Gelde mußte Dietrichstein Söldner werben, die wohl für Raub und Plünderung zu haben waren, aber nur widerwillig ihre Haut zu Markte trugen. Die 300 böhmischen Knechte, die Siegmund Leuffer aus Wiener-Neustadt heranzuführte, waren ebensowenig verläßlich wie die freiherrlichen Fähnlein. In offener Meuterei schlug sich zu Leoben ein Teil der Truppen zu den Bauern; denn dort winkte eine andere Freiheit. Zwischen Wald und Gaishorn, wo die Straße am Fuße bewaldeter Höhen durch sumpfiges Gelände führt, traf Dietrichstein auf die obersteirischen Bauernhausen, die sich tüchtig verschanzt hatten. Die jähen Böhmen nahmen die den Engpaß deckenden Höhen und stachen den

Seind herab, aber im Tal drunten siegten die Bauern. Die deutschen Knechte, welche am linken Flügel standen und in moosigem Grunde ein schwaches feindliches Bollwerk nehmen sollten, ergriffen beim ersten Schuß aus den Verhauen feige die Flucht, der Fähnrich warf das Fähnlein in den Staub. Von vorne angegriffen von den Höhen mit schweren Steinen bombardiert, geriet die Schlachtordnung Dietrichsteins in böse Verwirrung, in dem Gefechtslärm verhallten alle Befehle des Feldhauptmanns ungehört. An Achsel und Hüften verwundet rettete Dietrichstein durch persönliches Eingreifen die Geschütze nach rückwärts. „Ich schickte auch meinen Diener, den Steinpeiß, für (vor) zu den Knechten und Pehamen (Böhmen), daß sie unterwegs verziehen oder doch gemacht tun sollten, bis ich mit dem Geschütze hinnach käme. Da haben sie ihn nur vom Kopf stechen wollen und (wir) sein also die ganze Nacht zogen und erst am Morgen umb 8 Uhr gen Mautern kommen, aber die wienischen (= aus Wien) Knecht zum Teil sein noch am Abend, eh' wann es Nacht worden, dort gewest.“ So berichtet der Feldhauptmann an den Wiener Hofrat. Sein gichtbrüchiger Leib litt qualvolle Schmerzen. „Als ich gen Ehrnau und in 24 Stunden nie abgestanden noch vom Kopf kommen, war mir mein Schenkl so groß geschwollen, daß ich die Hosen mueßt schneiden lassen; hatte vormals a in Löchl gehabt, da waren noch siebene dareingebrochen und was Schmerzen und wie ich daran leiden mueßt, das weiß Gott.“

Dietrichstein hatte schon vor dem verunglückten Zug ins Paltental den steirischen Adel mit gerüsteten Knechten nach Judenburg beschieden. Mit 41 Pferden und 46 Fußknechten war unter anderen auch der Abt von Admont, Christoph Rauber, zu Pfingsten dort angekommen. Zu Ehrnau fanden sich nun auch die kärntnerischen Landherren ein und brachten willkommenen Zuzug. Nicht ohne Schwierigkeiten waren die flüchtigen Landsknechte zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen gewesen. Jörnig schrie sie der Hauptmann an: „sie zu Tode schlagen zu lassen, da sie noch einen halben Monat zu dienen hätten.“ Erst die Auszahlung eines „Schlachtsoldes“ für die verlorene „Schlacht“ machte sie gefügig. Der Freiherr aber hatte vor der Hand genug. Seinen Zustand beklagend verlangte er von der Regierung seine Entlassung. Graf Niklas Salm, oberster Feldhauptmann, sollte sein Kommando übernehmen. Für den Augenblick ließ sich Dietrichstein einen Hauptmann, Herrn Niklas von Thurn, an die Seite geben. Dem auf diese Weise neuorganisierten Heere gingen die Bauern furchtsam aus dem Wege. Die Schanzen zu St. Kunigund im Walde bei Gaishorn waren verlassen, der Bauernhauptmann Keustl hatte seine Armee aufgegeben, „sich bei der Nacht von ihnen verstohlen“ und war über die Berge ins Lungau geflüchtet. In kleinen Trupps zer-

streut suchten die Bauern ihre Dörfer zu gewinnen. Den Vormarsch Dietrichsteins begleitet bittere Rache. Auf den Bericht über das unglückliche Treffen hin hatte die Wiener Regierung einen mörderischen Befehl gesandt: „Damit solcher der Bauern muetwillige Handlung gestraft und andern daran ein Beispiel nehmen und die Empörungslustigen beruhigt



Zeitgenössisches Bild aus dem Bauernkrieg. (Von Lüzberger.)

und in Sorgen gesetzt werden, so ist unser Rat und Gutdünken, daß ihr gegen den Peter Klein, den ihr gefangen, auch gegen alle anderen Hauptleute und Häufelführer . . . mit Spießen, Schinden, Vierteln und mit aller grausamen Strafe handeln und verfahren laßet und zu diesem Geschäfte einen eigenen Prosößen oder Züchtiger aufnehmet, damit unter der

Bauerschaft Schrecken und Zittern verbreitet werde. Die Häuser und Güter der übrigen schuldigen Rebellen, die mit bösem Willen der Auf-  
 mahnung gefolgt waren, sollte er „verbrennen und niederreißen lassen  
 und mit Raub und Brand einen trefflichen Anfang machen.“ Alle Schrecken  
 damaliger Kriegsführung kamen über das Ennstal. Diesen Befehl wenig-  
 stens befolgten die wackeren Böhmen und Husaren pünktlich.

Entsetzen ging vor ihnen her, tiefer Haß folgte ihren blutigen Spuren.  
 Man erzählte sich später, daß die wilde Mordlust der Söldner selbst das  
 Kind im Mutterleibe nicht geschont habe, daß ein Wagen voll Spieße dem  
 Zuge folgte, alle Rebellen zu speißen. Das sind Übertreibungen, die der  
 Schrecken und Haß gefunden hat, aber übel hat das zügellose Kriegsvolk  
 besonders gegen Frauen gehandelt. Überall beugten sich die unglücklichen  
 Bauern dem Befehle zur Ergebung und neuer Huldigung, nur die Berg-  
 knappen zogen sich, mit den Waffen in der Hand, über die Grenze in  
 das Stift Salzburg zurück und verschanzten sich an der Mandling, an  
 den Quellen der Enns, in unmittelbarer Fühlung mit den Salzburger  
 Genossen. Und hier „haben (sie) Tag und Nacht praktiziert, daß der An-  
 griff (auf Dietrichstein) beschähe“. Viele hundert Männer aus der ganzen  
 Gegend und vom Salzburger Lager sammelten sich um sie. Gern hätten  
 sie das feste Schladming zum Stützpunkt ihres Unternehmens gemacht,  
 aber Schladminger Bürger schickten zu Dietrichstein, der in Iröding das  
 Blutgericht hielt „und baten auf das höchst, sie mit Hilf nit zu ver-  
 lassen“. So sahen die Schladminger am 1. Juli Herrn Dietrichstein durch  
 das Stadttor einreiten, während außen vor den Toren die Knechte und  
 Husaren ihr Lager aufschlugen. Der Feldhauptmann wollte ohne Zögern  
 an die Mandling rücken, die drohende Bauernmacht zu zersprengen, da  
 kam die Botschaft, daß Niklas von Salm bereits das Murtal heraufziehe  
 und es war die Meinung aller Adeliger, diese Verstärkung vorerst zu er-  
 warten. Ein achttägiger Waffenstillstand sollte die Ruhe sichern. Dietrich-  
 stein ließ die Kirch- und Mauertürme besetzen und Niklas von Thurn  
 sollte in der Frühe des nächsten Tages mit der ganzen Reiterei vor die  
 Stadt ziehen, sie vor einem Überfall zu schützen.

Doch die Kunde vom Anzug Salms war auch zum Feinde gedrungen  
 und dieser beschloß ohne Verzug zu handeln. Vor Mitternacht des 2. Juli  
 1525 erhoben sich die dunklen Gestalten und zogen im Schatten der Nacht  
 verschwiegene Pfade ins Ennstal hinab. Der durch die Schneeschmelze in  
 den Bergen angeschwollene Fluß sang ein wildes brausendes Lied. In  
 dem tosenden Lärm verklangen die schweren Schritte der Bauern. Sicher  
 geleitet stieg der nächtliche Haufe den Rohrmoos-Weg entlang gegen  
 Untertal, schlich, gedeckt von den Erlenbüschen am Uferstrande, die Lehne  
 des Fastenberges herab und wartete am Grubegg-Walde oberhalb der

Stadt des Zeichens seiner Kundschafter. Die Rebellen sahen, wie die Dämmerung die fernen Firne leise rötete, als sie die letzte Lehne ins Tal hinunterstiegen.

Währenddem lag Herr Dietrichstein schmerzgequält im Bette. Der mitleidige Schlaf flog seine Lider. Die Sterne leuchteten noch am dämmernenden Himmel, als er nach seinem Schreiber schickte. Die Herren vom Adel, deren Rat er bedurfte, ließ er aus tiefem Schlafe wecken. Müden Schritts kamen Herr Christoph Weltzer und Hans Königsfelder an Dietrichsteins Schmerzenslager. Da flog des Hauptmanns Diener, der die Wache hatte, aufgeregt in die Stube und kündete, wie er einen auf einem Baume sitzenden und gegen Westen lugenden Spion gefangen habe. Sogleich ahnte dem Hauptmann Arges. Doch beschwichtigte ihn Königsfelder: „Mein Siegmundl, laß den Fuß ruhen, sie werden uns nit überfallen, sein doch die Reissigen alle davon (vor der Stadt).“ Doch die bösen Ahnungen trieben Herrn Siegmund aus dem Bette. Kaum hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, da stürzten drei Buben herein und schrien: „Die Feind sein da!“ „Das walt Gott“, rief der Hauptmann und ließ sich eilends Harnisch und Wehr an den kranken Körper legen. Sein Reitbub schaute zum Fenster hinaus die Straße hinunter. Schon sangen die Vögel ihr Morgenlied. Mit einem Schrei fiel der Bub vom Fenster herunter: „O Herr, helft mir, ich bin in den Hals gestochen.“ „Helf dir Gott“, warf Dietrichstein aufgeregt hin, griff nach seinem „Prattspieß“ und stieg ächzend aufs Streitroß. Herr von Ragnitz schlug die Hoftür zu und riet, sich im Hause zu verteidigen, doch das war nicht nach Siegmunds Sinn, der die offene Feldschlacht liebte: „Nur die Türe auf, es hat in Gottswill keine Not. Auf flog das Tor und der Feldhauptmann sprengte hinaus auf die lärmende Straße. Da sah er das Unglück. Beim unteren Stadttor (Salzburger Tor) drängten die Feinde herein. Schon knallten die Hackenbüchsen unter Herrn Siegmunds Gefolge. Die Ritterschaft scharte sich um ihren Führer. Am Platze waren an 200 Söldner auf den Beinen. Mit diesen ging Dietrichstein den Bauern zu Leibe. Wacker hieb sein Schwert in die dichtdrängenden Reihen. Der Schmerz der kranken Glieder verfloß in grimmigem Jorn. Wütender Kampf! Das Roß Herrn Siegmunds brach unter den Stichen der bäuerlichen Spieße schnaubend zusammen, im Fall bekam der Ritter einen Hieb auf den Kopf, daß ihn drohender Schwindel erfaßte. Herr Christoph Weltzer hing tot im Sattel, Herr Kuendorfer, „ein Edelmann zu Schladming“, verblüht mit einer Kugel im Herzen. Elf Ritter schützten ihren Führer und suchten mit ihm durchs obere Tor zu entkommen. Zu ihrem Schrecken hatte der Feind das Tor bereits besetzt und bei ihm standen die Landsknechte, die in Scharen übergelaufen waren. Das wußten die Ritter aber noch nicht und

sie hofften auf die Hilfe ihrer Söldner. Königsfelder lief zu ihnen und suchte sie in Schlachordnung aufzustellen. Herr Ruprecht Welzer merkte das Unheil, hielt den Ritter am Arm und rief: „Weicht, lieber Bruder!“ Da traf ihn der scharfe Schlag einer Hellebarde auf den Kopf, „daß er am Kofse hing“. Königsfelder wollte dem Betäubten aufhelfen, doch eine Kugel traf ihn so sicher, daß er tot vom Kofse fiel. Im Rücken der Ritter erschienen die Feinde; mitten unter diesen zu Dutzenden standen die untreuen Söldner. Die Landsknechte wehrten Herrn Siegmund: „Herr, Eure Wehr ist umbsonst! Euer Volk ist davon, wir haben auch Euer Geschütz! Kuckt nur hinein auf den Freithof, wir wollen an euch tun als frumb redliche Gesellen.“ Dietrichsteins Kampfesmut kannte keine Grenzen. Mit den tapferen Worten: „Es ist doch verlorn, gleich so guet redlich gestorben“ wollte er abermals gegen den Feind reiten. Mit Mühe hielten ihn seine Gefährten. Die Landsknechte versprachen ritterliches Gefängnis, worauf sich der Feldhauptmann ergab; er wurde samt seiner Begleitung in den Kirchturm gesperrt.

Siegesjubel erfüllte die im Morgenlichte gebadeten Straßen der alten Bergstadt. Die Kriegskasse, elf Kanonen, alle Büchsen und alles Pulver fiel den Siegern in die Hände. Reiche Beute an Gold und Silber fanden die Knappen und Bauern; denn die Ritter waren ausgerüstet „als ob es zu einer Hochzeit und nicht zu einem Kriege ginge.“ Herr Daniel von Gallenberg zählte später seine Verluste auf: „Erstlichen zu Schlading in dem Überfall ist mir mein Heerwagen mit 5 Kossen genommen worden. 5 Kof sind mein gewesen und hab sie um mein Bargeld gekauft... Mehr ein Heerhütten (Lagerzelt), item mehr in dem Heerwagen mein Kuchgeschirr als Kandl, Flaschen und Becher samt allen anderen Notdurften, wie sich's in dem Feld gebührt... Item mehr mein Bett und Bettgewand mitsambt meiner Kleidung, auch mein Silbergeschirr... Item mehr mein Pulling (Geldtasche) mit 300 par Gulden. Item mehr zwei goldene Ketten... Item mehr vier guldene Ringe... auf 2 Mann Harnische... zwei Büchsen“ u. s. f. Herr Daniel hatte offenbar der Sicherheit seiner Burg nicht allzuviel vertraut und seine Habe mit sich geführt. Wenn jeder der 18 gefangenen Adeligen so reich ausgestattet „ins Feld“ gezogen war, hatten die Rebellen allen Grund zu feiern.

Inzwischen stieg die Sonne zu ihrer Mittagshöhe empor. Die Gefangenen im Kirchturm warteten ihres Schicksals. Ihre Lage war jener der Weinsberger Ritter sehr ähnlich und beinahe hätte die Schladinger Ritter dasselbe schreckliche Los wie jene erreicht. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang holten die Bauern die Gefangenen auf den Stadtplatz, wo in einem Ringe an 4000 Auführer standen und die Adeligen finsternen Blickes empfangen. Ein Knappe trat hervor und erhob furchtbare Anklage

wider Herrn Siegmund. Er schloß seine Rede: „Was sollen wir uns gedenken, wo er uns dermaßen in seiner Gewalt hätte, wie wir ihn haben, wie er mit uns umgehen würd! Ist nun einer im ganzen Ring oder hierumb, der anders weiß, der tret' herfür!“ Keiner wagte es. „Dieweil dann niemand dawider redt, so hab ich mein Klag genugsam bewiesen und sprich zu Recht, daß auch er gespießt werde und welcher der Meinung ist, der red eine Hand auf.“ 4000 Hände hoben sich. Die Gemeinde hatte gesprochen! Da appellierte Dietrichstein an die Landsknechte und ihr gegebenes Wort und so viel Ehrgefühl schlummerte doch noch in den Soldatenherzen, daß sie für ihren ehemaligen Führer eintraten. Fast wäre es darob zu einer Schlacht zwischen ihnen und den blutdürstigen Bauern gekommen. Man beschloß unter viel Lärm, um Rat und Entscheid an das Hauptquartier nach Salzburg zu schreiben. Dort setzte der große Haufe die Verurteilung der Gefangenen durch, aber den Brief unterschlug der reiche Weitmoser, Gewerke aus Gastein und rettete so den Rittern das verlorene Leben. — Als sich die Nacht über das lachende Tal senkte, kam der Profosß mit den Stockknechten und führte Herrn Siegmund in seine Herberge, schlug ein Eisen um seinen Fuß, „an den andern mocht er vor Geschwulst keins schlagen“. Noch im Gefängnis gelang es Dietrichstein mit verheimlichtem Geld, die abgefallenen Landsknechte von ihrem Plane abzubringen, die Bauern ennsabwärts neuerdings aufzuregen. —

Die Husaren und Böhmen, die vor der Stadt gelagert hatten, waren Hals über Kopf davongejagt, als sie die Bauern im Besitze der Stadt gesehen hatten. Es fielen diesen aber noch genug der verhassten Söldner in die Hände, um ihren Rachedurst zu kühlen. Alle, „die nit teutsch kunnten“, mußten durch die Spieße laufen oder ihren Kopf dem Henker lassen.

Die Adelligen schaffte man weiter nach Radstadt und Werfen. Es war eine üble Fahrt. Mit den goldenen Ketten der Ritter behängt ritten die Bauern auf den erbeuteten Rossen daher. Sie hatten sich die adeligen Federhüte aufgesetzt und den Gefangenen, die auf die derben Bauerngäule gebunden waren, dafür ihre Bauernhütlein auf die Köpfe gedrückt. „Viel Abenteuer, Hohn und Spott“ mußten die Adelligen zähnelnirschend dulden. In den einsamen Tagen auf dem erzbischöflichen Schlosse zu Werfen, wo Dietrichstein bis in den Herbst hinein saß, schrieb er einen ausführlichen Bericht über die letzten Tage seiner Hauptmannschaft. Diese Rechtfertigungsschrift liegt unserer Erzählung zu Grunde.

Der Ausschuß der Landschaft zu Salzburg hatte des Bauernhauptmanns Gruber Überfall nicht ohne weiteres gebilligt. Auch Gruber mußte eine Rechtfertigung einschicken; diese gefiel aber so gut, daß er an Stelle Kaspar Pueßlers zum obersten Feldhauptmann des „christlichen Bundes“ erwählt wurde.

Der Sieg bei Schladming ist der größte militärische Erfolg, den die Bauern in Süddeutschland während des ganzen Aufstandes errungen haben. Eine voll ausgerüstete landesfürstliche Streitmacht war vernichtet, der fürstliche Feldhauptmann samt mehr als einem Dutzend vom Adel gefangen. Wo immer Bauern noch im Aufruhr standen, wurde der Sieg gefeiert, vor allem natürlich in der Riedenburg bei Salzburg. Die Tiroler traten auf dem Innsbrucker Landtag wieder sicherer auf und in Oberösterreich lehnten die Bauernhaufen im Seengebiet Zugeständnisse der Stände in der Hoffnung auf größere Errungenschaften ab. Damals wählten die Uttergauer den Hans Bayr zu ihrem Hauptmann und entfalteten ein Banner mit einem Pflugrad, bei dem sie schworen, stets beieinander zu stehen wie die Speichen des Rades.

Die mangelhafte Bewaffnung der Oberösterreicher machte diese weniger gefährlich. Sie hatten kein Geschütz und keine Munition, es fehlte den Banden, da sich die ängstlichen Städte abschlossen, jedes militärische Ansehen. So kam es eigentlich nur zu örtlichen Tumulten: in der Umgebung des alten Stiftes Garsten, wo an 1200 Bauern beisammen waren, ohne dem Stifte selbst zu nahen, um Aussee, Ischl, Hallstadt, mehr drohende Gebärden als feindliche Tat. Droben am Pyrnpaß, der ins Ennstal führt, lagerten die Untertanen des dortigen Kollegiatstiftes, um Herrn Niklas von Salm und seinem Kriegsvolk den Einbruch zu wehren. Der ganze Aufstand hatte hier mehr oder minder den Charakter eines Streiks, eines passiven Widerstandes, der aber den Herren um so größere Sorgen bereitete, je mehr ihr Haushalt auf die regelmäßigen Leistungen ihrer Untertanen angewiesen war.

Auch in Osterreich unter der Enns hatte der Aufruhr um diese Zeit seine gefährlichste Ausdehnung gewonnen. Ein gemeinsamer einheitlicher Plan ist hier noch weniger zu erkennen als in Oberösterreich, obwohl es in der Weingegend am Abhang des Wienerwaldes unter den Häckern bereits gegärt hatte, als die anderen Erblände noch ruhig waren. Im Waldviertel standen die Grundholden des Zisterzienserstiftes Zwettl gegen ihren Herrn, den Abt Erasmus von Leifer auf und berieten im Schutze der Nacht im sogenannten Teufelgrab in der Nähe des Klosters über ihre Beschwerden. In der Wachau, dem reizenden Stück des Donautales zwischen Melk und Krems, weigerten sich die Hinterlassen des Chorherrenstiftes St. Pölten die Zehnten zu liefern, und Georg von Puchheim zu Kottes wurde mit seinen Untertanen nicht fertig. Abt Wolfgang von Lilienfeld floh vor den heranstürmenden Bauern des Traisentals nach Annaberg und überließ sein altes Kloster der rebellischen Raubgier. Den Bürgern von Melk war die bäuerliche Rebellion nicht unsympathisch.



Österreichische Dorfschaft. (Kupferstich von Siefsoogel, 1843; Wien, Albertina.)

Vom neuen Evangelium beeinflusst, schauten sie mit finsternen Blicken zu dem über ihren Wohnungen auf unzugänglichen Felsen thronenden Gotteshause und spielten mit dem Gedanken, die Kapitularen über die hohe Mauer herabzustürzen. Im Urktal, an der oberösterreichischen Grenze, reizten die umherziehenden Bauern des Stiftes Gersten ihre Brüder auf, die auf stiftischen Gütern um Weistrach, Kürnberg, St. Johann zu Engstetten und Behamberg saßen.

Über größere Unternehmungen sind wir nicht unterrichtet; es mag sein, daß die schrecklicheren Ereignisse der folgenden Bauernkriege, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts in diesen Gegenden ausbrachen, und der furchtbaren Türkennot die Erinnerung an diese doch örtlich begrenzten Tumulte verblaffen ließ.

So hoch auch die Wogen der Empörung gestiegen waren, als die Bauern in Obersteier über den Adel triumphierten, so versagte doch sogleich ihre Kraft, als sich die Wiener Regierung und die Stände der einzelnen Länder zu ernsteren Maßregeln entschlossen. Sie taten das erst im Augenblicke dringender Not; denn die auseinanderstrebenden Interessen der Stände machten die Aufstellung einer größeren Truppenmacht lange unmöglich. Der Adel widerstrebte nach seiner Weise finanziellen Opfern, die Städte erklärten, ihnen gehe der ganze Handel überhaupt nichts an; sie blieben neutral und versperren sowohl den Bauern als auch den Söldnern ihre Tore. So lag die ganze Last der „eilenden Hilfe“ auf dem Prälatenstand, den Stiftern und Klöstern, deren Gut in solchen Zeiten gewöhnlich fast als fürstliches Kammergut angesehen wurde; sie mußten ihren letzten Pfennig hergeben, oft genug die Gold- und Silbersachen zur Münzstätte abliefern. — War einmal ein gewisses Aufgebot beisammen, so dauerte der zur Beruhigung des Landes unternommene Kriegszug nur wenige Wochen und er war mehr eine Strafexpedition als ein Feldzug. Zu guter Letzt, als sich auf der Welscher Heide mit Mühe und Not ein paar tausend Mann ständischer und landesherrlicher Truppen gesammelt hatten — eine bunt zusammengewürfelte Schar aus aller Herren Länder — gab es noch eine erbitterte Auseinandersetzung im Hauptquartier zu Wels zwischen dem Feldhauptmann Alexander von Schifer, den einst Kaiser Max zu Lachen mit Kaiser Karls des Großen Schwert zum Ritter geschlagen hatte, und dem Adel. Die Stände widersetzten sich der hohen Brandschatzung, welche die Wiener Regierung den Rebellen aufzulegen gedachte. Die Tumulte seien nicht so streng zu beurteilen wie der Aufruhr in Vorderösterreich, unmöglich könne eine allgemeine Brandschatzung von 6 fl. auf die Feuerstatt gelegt werden; denn das würde den vollständigen Untergang zahlreicher Wirtschaften bedeuten. Schifer sah das ein, konnte es aber der Regierung nicht beibringen. In zorniger

Aufwallung setzte er endlich auf eigene Faust die Steuer auf die Hälfte herab und zog ohne die Herren vom Lande gegen Lambach ab. Schon in Wels waren die Abgesandten des erregten Attergaus erschienen und hatten die Niederlegung der aufgerichteten Fähnlein versprochen, daher fand der kriegsgewandte Haudegen keine Gelegenheit, seine Feldherrnkunst zu zeigen. Er zog im Lande umher, hielt im Felde ein übrigens nicht zu strenges Gericht oder schickte die Verdächtigen zum Landgericht nach Linz, wo sie sich vor einem Kollegium zu verantworten hatten, das aus ständischen Besitzern bestand, aber auch den Bürgermeister, Richter und Räte der Stadt Linz zu Mitgliedern zählte; denn der Spruch sollte möglichst unparteiisch sein. Nur wenige wurden am Leben gestraft, die meisten kamen mit Geldbußen davon. Den St. Georgnern, welche den Aufruhr angefangen hatten, wurde ein lebenslänglicher Zins von 12 Kreuzern auferlegt, als Ablösung für den Strick, den sie zu ewiger Schmach hätten um den Hals tragen sollen.

Das geschah in der ersten Hälfte des Monats August. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Dietrich von Hartitsch zu Reiz und Korneuburg das allgemeine Aufgebot des Erzherzogtums Österreich unter der Enns gemustert und zog am linken Donauufer herauf, während Wolf Matseber und Erasmus von der Hayd nach St. Pölten und Krems marschierten. Auch das war nichts anderes als ein Strafzug, mit dem Zwecke, die Brandschatzung einzuziehen. Auch hier machte sich die Abneigung der Stände geltend, ihre Untertanen allzusehr ausaugen zu lassen, hat doch selbst der durch die Bauern hart bedrängte Abt Erasmus von Zwettl beim Landesherrn wegen zu hoher Strafgelder, die über seine Holden verhängt waren, Klage geführt. — Noch lange fahndete man in den Donaugegenden, besonders in den abgelegenen Winkeln des Waldviertels nach entflohenen Anführern. Noch im Jahre 1527 wurden sechs Rädelshüter an den Bäumen an der Straße zwischen Kloster und Stadt Zwettl aufgehängt zur grausigen Warnung aller Vorübergehenden.

Doch wurde nach Unterdrückung des Aufstandes nicht nur gestraft. Man suchte das Los der Grundholden wirklich zu bessern. Schon der in Wien und Trautmannsdorf Mitte Juli tagende Landtag hatte beschlossen: „es scheine ihnen gütlich und billig, wo die Bauern bei ihren Beschwerden rechtmässigs ziemlichs Erkenntnis gegen ihren Herrschaften verlangten, daß man nicht stracks ungeachtet Rechtes oder Unrechtes auf sie greife, sondern eine Landschaft sich bei ihren Mitgliedern und bei den Untertanen überall erkundige und erfahre, und welche Herrschaft ihren Untertanen zu hart oder strenge gefunden würde, derselbes solle leidliche Mark aufgetragen werden.“ In Oberösterreich hatte die noch während der Unruhen eingerichtete ständische Beschwerdekommision mancher Will-

für ein Ende gemacht und wenn sie auch die Frondienste, das Freigeld u. a. m. nicht aufhob, so hat sie durch Einflußnahme auf die einzelnen Herrschaften doch viele Härten gemildert.

Kaum hundert Jahre später brauste über die beiden Herzogtümer Österreich ein neuer, viel blutigerer Bauernsturm dahin, ein Beweis, daß der neue Geist, welcher 1525 unterdrückt wurde, sich durchgesetzt hatte. Es war der nunmehr unvertilgbare Gedanke der Bauernbefreiung, wie ihn ebenso kurz wie bündig am Ende des Jahrhunderts der Abt Kaspar von Melk dem kaiserlichen Hofrat Wolf Unverzagt dargelegt hatte.

Erst im Oktober kam Graf Salm mit einer Kriegsmacht von 2000 Mann vor Schladming, dessen Einwohner mit einem großen Teil ihrer Habe über die Grenze geflohen waren. Das Ennstal war während der Zeit, als die Salzburger Bauern in Siegestaumel lagen, der Schauplatz wilder Kriegsschrecken gewesen. Hier hat der bäuerliche Trotz ebenso übel gehaust, wie später das rächende Schwert des Landesfürsten. Tücke und Verrat, Haß und Unbotmäßigkeit löschten manches Menschenleben aus und zündeten grause Feuer furchtbarer Zerstörung an. Vor den Reitern und Landsknechten Salms zogen sich jene Bauern, die ihren Spieß nicht abliefern wollten, emmsaufwärts zurück, auch die 300 Bergknappen, die vor den Mauern von Schladming standen, suchten das Weite, als die Nacheschar nahte. An der Mandling warfen sie abermals Schanzen auf. Inzwischen wurde an der unglücklichen Bergstadt das Strafgericht vollzogen, das Erzherzog Ferdinand seinem Feldhauptmann aufgetragen hatte. Schladming verlor alle seine Stadtfreiheiten, der Feuerbrand flog in die hölzernen Häuser und in tagelangem Feuer ging die aufstrebende Bergstadt unter. Ringsum in den Tälern, in denen schon die herbstlichen Nebel wallten, wütete die Raub- und Mordlust einer ungezügelten Soldateska; denn in einem der 14 Artikel, welche die zu Gnaden Aufgenommenen mit „aufgeredtem Eid zu Gott und den Heiligen“ beschwören mußten, stand geschrieben: „Alle am Aufruhr zu Schladming irgendwie Beteiligten sollten dem Feldhauptmann überantwortet werden. Von diesen Schladminger Rädelsführern soll keiner in ewigen Zeiten begnadigt werden; ihr Haus und ihr Hof soll verbrannt, Weib und Kind ihnen nachgeschickt und ihr Gut zur Hälfte dem Fürsten, zur Hälfte dem Grundherrn gehören. Wer einen solchen Flüchtling ersticht, soll nichts verbrochen haben.“ Das sind dieselben Artikel, nach denen in Vorderösterreich gehandelt wurde. Wie die Söldner sich an sie hielten, kündet die Chronik von 1531: „Da nun die Bauern, ein jeder wieder anheimszog, wurden die frumbsten, die weder Gefallen noch Anteil an diesem Aufruhr gehabt, gebrandschätzt, jedes Haus um zwei Dukaten, die andern hin und her an die

Straßen gehängt etwa so nieder, daß ihnen die Hund die Schenkel abfräßen und man ging jämmerlich genug mit den armen Leuten um.“

Die Sage hat die Schrecken dieses unglückseligen Herbstes ins Maßlose übertrieben und man hat Geschichten erfunden, die nur von einer entsetzten Phantasie ausgesponnen werden konnten. Auf der Trümmerstätte von Schladming wuchs manche schreckliche Mär. Man erzählte sich, daß Graf Salm die Gefangenen in die Stadt einsperrte, um sie in Feuer umkommen zu lassen, daß er einen Bach in einen unterirdischen Gang geleitet habe, in dem sich die Flüchtlinge versteckt hatten, die auf diese Weise elend ertranken. Lauter unbeglaubigte Geschichten. So grausam war Niklas Salm nicht, der noch im selben Jahre der Regierung und dem Landesfürsten die Ennstaler Bauern empfiehlt und für sie bittet, man möge ihnen den Wiederaufbau ihrer Häuser in Schladming gestatten. Besonders mit Rücksicht auf den schweren Schaden, den durch Verödung des Bergbaues das fürstliche Kammergut erlitt, hat Ferdinand das erlaubt, „doch, daß zu ewiger Gedächtnus die Ringmauer ganz abgetan und keine Stadt mehr, sondern ein offener Flecken als ein Dorf sei.“

## Sie wollten selber Herren sein.



schwer lag die Hand der siegreichen Fürsten auf dem Rücken des Bergbauern des Salzburger Landes. Die ihre Hoffnungen auf den Sieg gesetzt hatten, knirschten vor Zorn über die Nachgiebigkeit ihrer Genossen. Diejenigen, welche die ersten siegvollen Stürme mitgemacht hatten, waren ja im Laufe der wochenlangen Verhandlungen längst nach Hause zurückgekehrt und wollten nun ihren Ohren nicht trauen, als sie die Bedingungen des Friedens vernahmen. An die Türen der Bauern pochten die Flüchtlinge, denen grimmiger Haß auf den bleichen Lippen bebte, entlassene Landsknechte vertranen in den Wirtshäusern den Abschiedsfold und nach ein paar lustigen Tagen griffen sie wehmütig in leere Taschen, saßen bettelnd am Wegrain, erzählten in den Bauernstuben für ein Stück Brot von ihren tapferen Taten und wundersamen Erlebnissen. Krieg war ihr Handwerk, Gewalt ihre Freude, jetzt sollten sie das Schwert mit der Hacke vertauschen und statt am glimmenden Lagerfeuer zu träumen, hinter dem Ofen vor Langeweile sterben! Sie wußten wohl, daß es dem Bauern nicht behaglich war, daß er widerwillig ins Säckel griff, die neuen Kriegssteuern zu zahlen und das Geld zusammenzubringen, das die Herrschaft als Entschädigung für zerstörtes Gut verlangte. Diese Landsknechte sahen, wie der Bauer seine armselige Ernte hütete und jäh auf-

fuhr, wenn man von ihm die alten Dienste forderte, die er nun monateslang verweigert hatte. Zu Dutzenden wanderten die „Landstürzer“ im Lande herum, machten Weg und Steg unsicher und reizten zu neuem Aufstande; denn sie boten sich an, diesmal mitzuhelfen und ihre Spieße für der Unterdrückten Sache stechen zu lassen. In den Kreisen der Radikalen wurde es laut verkündet, „(sie wollen) die herrn all zu tod schlafen und wollen unterstehen selbs herr zu sein.“ Ins Ausland gingen ihre Sendlinge, die Stimmung kennen zu lernen und Hilfe zu werben. In Tirol, in Württemberg erschienen fremde Gäste aus Salzburg, das Mitleid zu wecken.

Die Gebrandmarkten aus den verschiedenen Ländern, die aus Furcht vor dem Henker ins Gebirge geflohen waren, fanden sich zusammen, jene „Banditen“, denen das Schwert des Henkers drohte und Rachegeist und unbezähmbarer Haß im Herzen fraß, die bliesen in die knisternde Glut und fachten das Feuer von neuem an. — Der versprochene Landtag ließ auf sich warten, dafür ging die nicht unbegründete Rede, der Erzbischof werbe eine neue Truppe an und wolle damit die Zinsen eintreiben, er wolle „das ganz Pinzgau und was inners Lueg (hinter dem Passe Lueg) ist . . . verderben und verbrennen und derlahen und alls umbringen.“ Das schwächliche Verhalten des Bauernausschusses wurde schmählicher Verrat genannt und ihm vorgeworfen, daß er „die armen Schöfflin (Schäfflein) also umb ihr Leben bringen (woll) falschlich und wollen die Herrn der frembden Knecht die Bauern also in allen Flecken und in jeden Fleck besunder fordern und wollens oftn (hernach) derlahen.“ Der Bergbau lag noch stille, die Knappen lungerten ohne Verdienst herum und in verbotenen Rottierungen wurde neuer Aufruhr beraten. Diesmal sollte keine Schonung mehr walten, diesmal wollte man sich nicht hinters Licht führen lassen, sondern eine neue demokratische Herrschaft aufrichten. Geheimnisvoll ging's wie ein Lösungswort in den Tälern um, sobald die Stauden grün würden, sollte aller Adel und alle Herrschaft vertilgt werden.

Vergebens sperreten sich die ehemaligen Führer der Bauern, Praßler und Gruber, die es mit ihrem neuen Eide ernst nahmen, gegen das drohende Unheil. Sie waren in die Dienste des Erzbischofs getreten, dem sie von nun an treu angingen. Ihre Mitbürger zu Gastein und Ranris hielt das beruhigende Wort wohl voreerst noch zurück, doch andere Männer traten an ihre Stelle und Christof Seizenwein und Max Neufang standen an den Verschanzungen, welche im Frühjahr 1526 die Straße durch den Pinzgau beim Zeller See und die Wegenge des Lueg deckten und die Zugänge ins Gebirge verrammelten. Diesmal gedachte der Erzbischof anzugreifen und sich nicht wiederum einer Belagerung auszusetzen.

Aber im Bauernlager standen als tüchtige Kerntruppen alle die entlassenen bündischen Landsknechte, die sich auf die Seite des Feindes geschlagen hatten, und eine verzweifelte Schar heimatloser, verfolgter Leute, die nichts als das Leben zu verlieren hatten. Jetzt zeigte es sich erst, wie schwer es war, den Bauern im Gebirge beizukommen. In dem Kampfe Mann gegen Mann behielten die derberen Häufte zunächst die Oberhand. In Radstadt lag Christof Graf, der Pfleger, mit 150 Mann Landsknechten. Seinem energischen Auftreten verdankte der Erzbischof, daß die Bürger der wohlbesetzten Stadt die geschworene Treue hielten. Den wichtigen Platz hätten die Bauern gar zu gern in ihre Hände bekommen. Sie schlossen einen Ring um sie und wehrten alle Versuche landesfürstlicher Truppen,



Landsknechte auf dem Marsche. (Kupferstich von S. Schüpflein.)

eine Bresche zu schlagen, erfolgreich ab. Der Hofmarschall Wiguleus Thurn scheiterte an den Zeller Schanzen, Herrn Lienhart von Ernauer, der sich von Süden her einen Weg über die Tauern bahnen wollte, kostete der Versuch das Leben, die erzbischöflichen Söldner unter Franz Thanhausen erlitten schwere Verluste, im Tale bei St. Martin, wo nach beschwerlichem Marsche Herr Burkhard von Ems, der Hauptmann des bündischen Hilfevolkes, auf ein Bauernlager traf, entspann sich ein Kampf, den die Rebellen gewannen. Da „haben etlich Großhansen ihre Harnisch von ihn' geworfen und wie ehrlos Böswicht ohn alle Not geflohen und die Hauptleut und ander ehrlich Gesellen an den Feinden gelassen, in summa ein solcher Schrecken ist unter den Knechten gewesen“, daß sie eilends ins Salzachtal zurückgingen.

Diese Mißerfolge veranlaßten die fürstlichen Truppen, ihre Kräfte zu sammeln. Martin Gruber, der Sieger von Schlading, jetzt als Feldhauptmann im Dienste des Kardinals, bewährte nun seine Feldherrnkunst

gegen jene, die er einst in den Kampf gegen den Adel geführt hatte. Von Berchtesgaden aus suchte er das Salzachtal zu gewinnen, die Schanzen beim Hirschbüchel nahm er im Sturm, an der Brücke bei Losen verloren die Bauern 300 der Ihrigen. Verstärkt durch die Söldner Burkhardts von Ems rückte er die Salzach abwärts, überrannte im beherzten Angriff die Verhaue auf der Fronwiese bei Saalfelden und stand bald vor den gefürchteten Klausen bei Zell. In mörderischem Kampfe fielen 400 der Aufständischen, in wilder Flucht stoben die Überlebenden auseinander. Jetzt konnte auch der Lueg nicht mehr gehalten werden und Marcus Sittich, der Ende Juli mit bündischen Söldnern in den Pinzgau kam, fand die Verhaue verlassen und die Bauern zu neuer Huldigung bereit. Schwere Brandschatzungen wurden mit aller Härte eingetrieben, die Güter der flüchtigen Rädelsführer eingezogen.

Seezenwein und Neufang wichen mit ihren noch übrigen Genossen ins Gebirge zurück und wollten sich durch die Eroberung von Radstadt eine feste Verteidigungsstellung schaffen. Die kriegsgeübten Landsknechte, die den Kampf nicht aufgeben mochten, richteten eine regelrechte Belagerung ein, warfen Laufgräben aus und errichteten Schanzkörbe. Das schwere Geschütz wurde durch Sturmböcke ersetzt und unter Schirmdächern hervor flogen Brandpfeile auf die holzgedeckten Häuser der Bergstadt. Ringsum lohten die brennenden Höfe und Ortschaften, die Felder wurden verwüstet, alles Vieh umgebracht. — Als die tapfere Gegenwehr Christof Grafs die Rebellen verzagt machte, da tauchte unter ihnen der Tiroler Bauernhäuptling Gaysmair auf, dessen Name den gesunkenen Mut hob. Der Tiroler Bauernführer glaubte, von Salzburg aus seine Heimat von neuem aufzuwiegen und seine kommunistische Landesordnung doch noch wirklich zu können. Von neuem rückten nun die Sturmböcke an die festen Mauern. Einem Zug bündischer Knechte, die unter Philipp Stumpf das Ennstal heraufkamen, öffneten die Bauern den Ring, schlossen ihn aber sogleich wieder, als Stumpf in Radstadt eingezogen war. Dort gingen die Lebensmittel zu Ende, Wassermangel begann fühlbar zu werden, da die Bauern die Wassergräben abgeschnitten hatten, die Söldner murrten, als ihnen der Sold nicht ausbezahlt werden konnte. — In höchster Not rettete die Niederlage der Pinzgauer Bauern die Eingeschlossenen vor der Wut der Belagerer. Die Angst löste den Ring um die Stadt, und während unter entsetzlichen Greueln die fürstlichen Landsknechte den Pongau herabzogen, suchten die Führer der Aufständischen samt ihrem Anhang ihr Heil in schleuniger Flucht. Über die Tauern stieg ein großer Trupp ins Kärntnische hinab. Gaysmair selbst ging in Venetianische Kriegsdienste, wo er, den alten Haß mit immer neuen Hoffnungen nährend, den Tod eines Abenteurers fand von der Hand eines gedungenen Mörders.

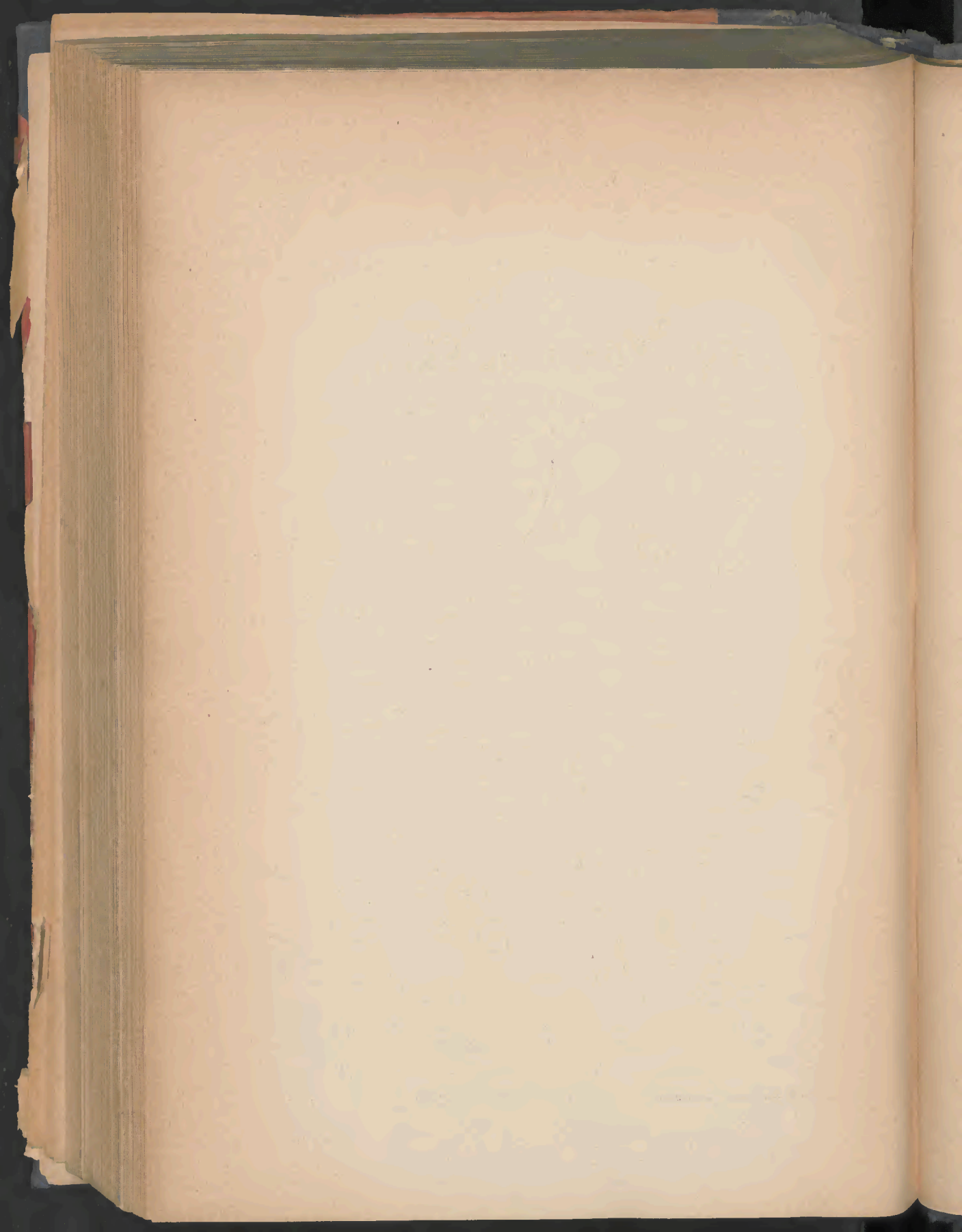
Söldner und Landsknechte nahmen nun schreckliche Rache. Sie liefen durch die Täler mit der Brandfackel in den grausamen Händen. Die Bauern fanden sich zu Dutzenden in Radstadt ein, durch eine salva guardia (Sicherungsbrief) ihre Häuser zu schützen. Viel Geld kostete ein solcher Zettel. Am 11. Juli versammelten sich die Bauern und Knappen aus allen Gerichten vor dem „Oberentor“, wo sie sogleich von den Reifigen umstellt wurden. Münich, des Kardinals Stall- und Jägermeister, predigte den Gedemüthigten von Buße und Besserung. Der neue Huldigungsseid vernichtete alle bäuerlichen Hoffnungen. Noch am selben Tage fielen die Häupter von 27 Rädelsführern aus Gastein, St. Veit, St. Johann i. P., Bischofshofen, Werfen und Abtenau. Ein grausiges Schauspiel, dem die versammelten Bauern zuschauen mußten. 22 von ihnen führte Philipp Stumpf gefangen nach Salzburg, von denen die Mehrzahl gnädige Richter fand. Überall im Lande verpflichteten sich die Besiegten durch neue Eide.

Tiefe Trauer breitete ihr düsteres Gewand über das Land. Der grausame Schlag traf gleicherweise Herren und Untertanen. So unerbittlich der Fürst die Geldstrafen einzog — 2000 Söldner besorgten dieses Geschäft! — er vermochte nicht den ungeheuren Schaden, den er mit 300 000 fl. berechnete, zu ersetzen. Alles Gold- und Silbergerät wanderte in den Schmelzofen, der Hofstaat ging ein, alle Trompeter und Pauker bis auf einen wurden entlassen, zu hohen Zinsen mußte man Geld borgen, die Kriegsknechte zu bezahlen. Die Herren des Landes brauchten die Arme der Bauern zum Wiederaufbau ihrer Burgen. Inzwischen verwilderten die Äcker und stockte aller Verkehr. — Der Landtag, der im Herbst zusammentrat, gab traurige Kunde. Daß den Bauern erlaubt wurde, wilde Tiere zu fangen, einen Hund zu halten, konnte sie nicht darüber trösten, daß sie dieselben Dienste und Zinsen wie früher zu leisten hatten. Daß den fürstlichen Beamten, Richtern und Pflegern, verboten wurde, Gewerbe und Handel zu treiben oder Gastwirtschaften zu halten, war vielleicht das einzige, was den Bauern zugute kommen konnte — wenn man sich nach dem Landtagsabschied richtete. — Die soziale Stellung des Landmanns sank, strenge Befehle verboten eine reichere Kleidung, die Wehr mußte er ad-liefiern, nur der Bauer im Gebirge, der oft wilde Tiere zu verschrecken hatte, durfte Spieß und Armbrust im Hause behalten. — So hat der Salzburger Bauer das schreckliche Los seiner Standesgenossen im Reiche geteilt.

Daß nach der Kapitulation der erzbischöflichen Untertanen in der Riedenburg auch den obersteirischen Auführern keine Hoffnung auf endgültigen Sieg ihrer Sache übrig bleiben konnte, wollten die Sieger von Schladming nicht einsehen.

IX.

Das Ende vom Liede.





„Was wir hatten, han wir verlorn,  
nun sint wir arm.“

„So ist das End vom Liede  
Ein große Tyranei,  
Ach, Herrgott gibt uns Friede  
Und bring die Straf vorbei.“

**A**uf den gewaltigen Sturm folgte schwüle Stille. Sie und da züngelte noch eine Flamme flackernd aus dem Scheiterhaufen, auf dem die bauerlichen Freiheitsgedanken verkohlten. In seinem Rauche zergingen alle hohen Hoffnungen in nichts. — Wo Strenge ohne wirkliche Macht nach Schuldigen fahndete, geschah es wohl, daß sich auch noch in den nächsten Jahren der Bauer im neuen Joche aufbäumte. Wie einst Jost Fritz, so erschien jetzt in manchen Dörfern des Elsaß, des Breisgau und der Ortenau ein Veteran aus der Wattweiler Belagerung, Hans in der Matten, und hegte in heimlichen Zusammenkünften. Er trug ein rotes Barett und hatte nur eine Hand, und da er auf einsamen Wegen ging, plötzlich austauchte und oft spurlos verschwand, umkleidete bald die Sage seine unheimliche Gestalt. Mehr als vor dem Aufstand gab es nach seinem bitteren Ende herabgekommene Gefellen, denen das freie Räuberleben lieb geworden war, die ganz gern zu einem neuen Tanze angetreten wären, wenn die Sturmpfeifen wieder gellen sollten. Wo sich solche verlorene Leute fanden, erschien bald mitten unter ihnen der Mann mit dem roten Barett, redete ihnen eifrig zu und schilderte in anziehenden Farben angeleglichen Vorbereitungen. — Aber die Obrigkeiten hielten scharfe Wacht, so daß es zu keinem neuen Aufruhr kam. Noch im Herbst 1827 schlossen

die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Pfalz einen Vertrag zur Handhabung des Landfriedens ab.

Auch in Straßburg und am linken Rheinufer war die Behörde noch manchmal gezwungen einzuschreiten, aber das waren doch nur letzte Zuckungen eines zu Tode getroffenen Riesen. Der Aufstand der Bauern, der Befreiungskrieg des „armen Mannes“, war zu Ende.

Gesenkten Hauptes kehrten die dem graufigen Blutbad Entronnenen nach Hause zurück, gehetzt, tief verschüchtert, verstümmelt. Die meisten, die hoffnungsfroh ausgezogen waren, namentlich in Schwaben, Franken und Salzburg fanden nun ihre Häuser in Trümmern, ihre Felder mit Unkraut überwuchert, und sie mußten nach Weib und Kind suchen, die der furchtbare Schrecken in die unzugänglichsten Winkel der Wälder getrieben hatte. Keine Ernte reifte den armen Betrogenen in diesem Sommer heran, der Hunger schüttelte seine Knochenhand drohend gegen manche zerbrochene Türe. Jetzt saß der Bauer trübselig auf dem geringen Rest seiner kärglichen Habe, dachte trauernd der goldenen Zeiten vor dem Kriege und verfluchte den Tag, an dem er zum Söhnlein geschworen hatte. Kein Geld im Sack, kein Getreide auf dem Felde, kein Körnlein auf dem Boden, alles Vieh vertrieben, gestohlen, verdorben, wie sollte er sich auch nur das Nötigste zum Unterhalt des vertanen Lebens verschaffen, noch dazu da die Teuerung die Preise in die Höhe schraubte und Wucher ungeförter denn je getrieben wurde! Viele irrten heimatlos in zerrissenen Kleidern im Lande herum, ein Almosen bittend. Die schweren Brandschatzungen, Straf- und Entschädigungsgelder nahmen Unzähligen den letzten Pfennig. Eine Verordnung des schwäbischen Bundes schrieb jedem Hause 6 Gulden Brandschatzung vor. „Und welches Dorf oder Fleck seine Summa auf die Zeit, wie es ihm die Verordneten auflegten, nicht würde geben, dieselben sollen geplündert und verbrennt werden.“ Da sowohl der Bund die Entschädigungen verlangte, wie auch die Landesherren und Adelligen als Grund- und Dorfherrn auf Zahlungen drangen, mußten die Bauern oft doppelt und dreifach bezahlen. Diese friedliche Plünderung hat die bäuerliche Wirtschaft auf viele Jahre vernichtet; denn niemand besaß noch die Mittel, sich auch nur die einfachsten Geräte anzuschaffen und das Feld konnte nur auf die ursprünglichste Weise bestellt werden. 200 000 Gulden soll Kurfürst Ludwig, der ob seiner Milde gepriesen war, eingebracht haben. Doppelte Schatzung hat Salzburg an den Rand vollständigen wirtschaftlichen Untergangs gebracht. Der Erzbischof selbst, der aus dem Bergwerksbetrieb vor dem Bauernkriege 80 000 Goldgulden jährlich einnahm, geriet in die übelste Lage; denn es fehlte an Bergleuten und müßiges Schweigen lastete über den zahlreichen Gruben, die sonst der arbeitsfrohe Klang der Hämmer so belebt hatte.

Groß war die Zahl der Witwen und Waisen, waren doch an 100 000 Männer, 15 000 allein in Salzburg und Steiermark, im Kriege umgekommen. „Der Fürst, Herr oder Edelmann“, ruft Cochläus im Schlußwort seiner Geschichte vom Bauernkrieg klagend aus, „will sein Pacht und Zinse haben. Ewiger Gott, wo sollens die Witwen und armen

### Den bundschuh uff werffen.

Vnd gond mit schelmen stucken vmb  
Sizent her zü mir ir frummen  
Bisß das üch mer gesellen kommen

Ich müß die puren ouch beschweren  
Dir sich des bundschüchs wöllen neren  
So sy mit laster vnd mit schande  
Vppig das ir verzerent hande



Die puren sindt yez schäper  
Vnd fierent ein schentlichen oiden (worden)  
Das sy das ir hippig verzeren  
Vn wende sich dan des bundschüchs nere  
Dem adel nemen mit gewalt

e 1

Den Bundschuh aufwerfen.

(Holzschnitt a. Murner „Beschwörung der Lutherischen Narren“; Straßb. 1522.)

Kinder nehmen? Es möchte doch wohl ein Stein erbarmen so viel Jammers und Armut. Wohl an es haben unsere Lutherischen viel eigene Gesetz und Ordnungen gemacht wider die Bettelmönche, wider die armen Schüler, wider andre Bettler und Pilgrime, daß sie solches Volk in ihren Städten nicht wollen leiden noch gestatten zu betteln. Wie dünkt euch aber nun, daß ihr aus Gottes Zorn für einen Bettler müßt eine Zeitlang wohl zwanzig oder dreißig und noch viel mehr haben?“ Die Donau-

wörther Chronik weiß von 50 000 Männern zu berichten, die „landräumig“ sein mußten, die also entflohen waren, ohne sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu haben. Überall tauchten solche Verbannte auf. Bis in die Türkei waren manche geflohen. Einzelne taten sich zusammen und führten ein Räuberleben, bis sie die streifenden Reiter erschlugen. Der schwäbische Bund befahl, den Entwichenen, die sich nicht stellen wollten, Weib und Kind nachzuschicken, all ihr Gut zu nehmen und die Hälfte davon der ordentlichen Obrigkeit zu entrichten. „Welcher auch derselben Abgewichenen einen ersticht und umbringt, der soll darum nicht gestraft werden oder damit nichts gefrevelt haben.“

Verwüstung überall! Sehr viele friedliche Klöster zerstört samt ihren wertvollen Bibliotheken, samt ihren Kunstschätzen, manche blieben Ruinen und verschwanden, da sich keine Mönche mehr einstellten; die Schlösser verbrannt und zerbrochen, die Dörfer in Schutt und Asche! Es muß ein überaus trauriger Anblick gewesen sein, „daß es einen Stein hätte erbarmen können“ (Sendenberg).

Da ergriffen manche die Laute der Trauer und besangen ihr Elend in rührenden Versen:

„Reich sollten wir wer'n  
und stehn in Ehr'n,  
hielt süß man uns für,  
womit man uns verfür.  
Reich wär'n wir wor'n?  
O Gott erbarm!  
Was wir hatten, han wir verlorn,  
nun sint wir arm.“

Im Speyerischen ging das Lied:

„Einstmals da ich ein Krieger was,  
meins eignen Herren und Eids vergaß,  
auch in gutem Wohn und Ehren saß,  
da trank ich zu Kestenberg was,  
guten Wein aus dem großen Faß;  
Lieber, rat, wie bekam mir das?  
Gleich dem Hund, da er frißt das Gras,  
ein Ort<sup>1)</sup> und dreizehn Gulden die Toten<sup>2)</sup> was,  
der Teufel gefegen mir das.“

In Franken war der Vers im Schwang:

„Schnabel, Scher und Schippel<sup>3)</sup>  
brachten die Bauern aus gefütterten Köcken in leinen Rittel.“

<sup>1)</sup> Viertel eines Guldens.

<sup>2)</sup> Heche.

<sup>3)</sup> Anführer.

In einer Suldaer Handschrift des 16. Jahrhunderts kann man's lesen:

„Man hatt' ein gutes Leben  
geführt lange Zeit,  
Da wollt man nichts mehr geben,  
vergaß all Pflicht und Eid.  
Man brant und raubt wie Türken,  
ging wütiglich voran,  
all' Oberrn sollten mirken<sup>1)</sup>  
die Gewalt des gemeinen Mann.  
Der wollt die Güter teilen,  
wollt Herr und Meister sein,  
doch kam die Straf mit Eilen,  
ach Herrgott, sieh igt drein.  
Mit Strafen igt sie wüten,  
beschweren alle Last,  
niemand sich mag behüten,  
er wird erdrückt fast.  
So ist das End vom Liede  
ein grause Tyranei,  
Ach, Herrgott, gib uns Friede  
und bring die Straf vorbei.“

Ja, auch seine Zeit hatte der Bauer verloren. Die Herrschaft verlangte schwere Fronnen, um ihre zerstörten Wohnungen wieder aufzubauen, die sich bald lustiger und freier erhoben, als die früheren unbequemen Burgen, die alle noch aus dem Mittelalter stammten. Wohlfeiler hätten die Herren die Neubauten kaum haben können. Der Bauer aber konnte vom Glücke sprechen, wenn ihn vier Wände und ein roh gefügtes Dach vor Wind und Wetter und Winterkälte nordürftig schützten. „Der Bauern Not ist der Herren Tod.“ Wohl hatten diese für die nächsten Jahre nicht viel auf Zinsen und Gülden zu rechnen, aber in ihrem Beutel erklang das Geld, das Stadt und Land als Brandschatzung zahlen mußten und die Ausbeute dieser unfreiwilligen Steuer war nicht gering. Dennoch sahen weiter blickende Herren den unermesslichen Schaden ein, den die schonungslose Niederstreckung und Bestrafung ihrer Untertanen zur Folge haben mußte. Schon im Laufe der Darstellung begegneten wir öfter solchen menschlichen und vernünftigen Männern, die für ihre Hintersassen Fürbitte einlegten, wie Herrn Wolf von Vibra, dem Komtur von Mergentheim, ebenso traten die Herren von Zimmern für ihre Hörigen ein, auch viele in den Rheinländern, im Hegau und in Osterreich. Markgraf Georg von Brandenburg aber hatte Ursache, seinen Bruder Kasimir zu warnen:

<sup>1)</sup> merken.

„Sollten die Bauern all erstochen werden, wo nähmen wir andere Bauern her, die uns nähren? Deshalb ist wohl von Nöten, weislich in der Sache umgehen.“ Ein rein menschlicher oder christlicher Gesichtspunkt ist das nun wohl nicht, wie fühlbar aber mußte der Mangel an Arbeitskräften schon geworden sein, daß man aus rein selbstsüchtigen Gründen zur Schonung mahnen zu müssen glaubte.

Von all den Erleichterungen in ihren Geld- und Dienstleistungen, welche die Bauern angestrebt hatten, erreichten sie herzlich wenig. Jene Gegenden, wo sich der Landmann rechtzeitig zufrieden gegeben hatte und heimgegangen war, ohne mit dem Schwerte gejagt zu werden, waren am besten daran. Die Verträge in der Ortenau und in Offenburg, die neue Tiroler Landesordnung erfüllten den Bauern manchen langgehegten Wunsch, wie Wegfall des kleinen Zehnten, Milderung der Gebundenheit an die Scholle, freie Jagd auf schädliches Wild und Erlaubnis der Umzäunung von Feldern und Weinbergen, Beschränkung des Frondienstes, teilweise Abschaffung des Todfalls und Einfluß auf die Besetzung der Pfarrstellen. Manche Herrschaften gewährten wenigstens in einem oder anderen dieser Punkte Erleichterungen, wie die Grafen von Lupfen hinsichtlich der Fronen, die Herren von Zimmern bei den Abgaben, auch der Abt von Rempten besonders in der dort so hart empfundenen Art der Leibeigenschaft. Die Zahl der Edlen ist nicht gering, die die Zügel etwas locker ließen, aber allgemein war die Ansicht durchaus nicht, daß man sich durch maßvolles Entgegenkommen vor künftigen Unruhen schützen sollte und oft waren die letzten Dinge ärger als die ersten. Die Bauern hatten in Klöstern und Schlössern die Archive zerstört, welche nach ihrer Ansicht die Quellen ihres Unglücks bargen. Jetzt legte man neue Archive an, aus denen kein Quell zur Gesundung floß. Die zerrissenen Urkunden ersetzte man durch neue, an Stelle der verbrannten Gültbücher wurden solche angelegt, welche die Pflichten der Bauern viel schärfer umrissen. Mancher Mißbrauch wurde jetzt als Recht eingetragen, manche ungerechtfertigte Forderung der Herren als gültig anerkannt. „Da hat die Bauernschaft auf erlittenen Schweiß erst noch müssen schwitzen einen kalten Schweiß, den Tod oder langwierige Krankheit bedeutend, nämlich um tyrannische ruche (rauhe) Handlung eine tyrannische ruche Rechnung. Denn da sind die Herren auf erboberten Sieg erst viel mehr, denn vor je ungnädig und unthür (unlieb) worden, also daß auch die, so die Ihren aus Unvermögen und Forcht schirmlos hingelassen hatten, item und die, deren wenig, so vor etwelcher Gnaden und Tugend Ansehen trugen, auch zu mehr Härte bewegt sind worden, vermeinende, mit engerm Gurt und Biß dem Esel die Geil zu wehren und ihn im Zaum zu behalten.“ So berichtet der Berner Chronist Anshelm.

So groß der Verlust an Geld und Gut war, den die Bauern aus dem Aufruhr davontrugen, so traurig die wirtschaftliche Zukunft ausah, hinter diesen unglücklichen Ergebnissen stand der Schaden in sozialer und moralischer Beziehung nicht zurück. Der Jammer, Schuld und Reue drückten den Bauern tief zu Boden. Nicht nur, daß er jetzt von den höheren Ständen erst recht verachtet wurde, daß man ihm auf Schritt und Tritt mißtraute und ihn mehr denn je als ungebärdig, roh und gewalttätig betrachtete, er hatte auch noch dazu die äußeren Kennzeichen seiner einstigen Freiheit verloren: seine Wehrhaftigkeit eingebüßt. Seine Wehr und sein Harnisch rosteten in den Zeughäusern der Städte oder in den Kellern der Schlösser. Seit jeher war gerade der Bauer stolz auf seine Wehr, jetzt besaß er nicht die einfachste Waffe, um sich und das Dorf zu verteidigen. Sogar die Glocken wurden in manchen Gegenden, besonders Osterreichs, von den Türmen heruntergelassen, manche Türme gar umgelegt, damit kein Sturmgeläute mehr zum Zusammenlauf rufen könnte. So hatte der Bauer sein Gut und seine Ehre eingebüßt, es war eine furchtbare Strafe, die seinen unüberlegten Jorn traf.

Freilich hatte auch mancher Edle viel zu leiden. Die ärmeren Ritter waren vielfach doch nicht mehr imstande, ihre Burgen aufzubauen und die entfallenden Gülten konnten durch eine Entschädigung nicht vollgemacht werden, mußte der kleine Grundherr ja oft genug zusehen, wie fremde Hände die Taschen seiner Untertanen leerten, die ihm dann nur noch die nackten Beutel zeigen konnten. Darum wanderte mancher Ritter in die Stadt und wurde Bürger, nicht immer schweren Herzens; denn die finsternen engen Wohnungen, die dem Verfall nahe waren, vertauschte er nicht ungern mit einem Haus in der Stadt, wo ihm viel mehr geboten war, wo sich bald neues Leben regte, wo er eine Rolle spielen konnte.

Die Fürsten aber hatte der Bauernkrieg mit auf dem Wege vorwärts gebracht, der zur Befestigung ihrer Landesherrschaft führte. Ihre Heere waren es ja, welche die Adelligen von ihren Feinden befreit hatten, sie bestimmten die Entschädigungen, welche den einzelnen Herren zufließen sollten. Die Ritterschaft verlor hier eine Zeit lang den Zusammenhang und war zu Dank verpflichtet. Das war eine allzu günstige Gelegenheit, sich ihrer zu versichern. Und gar erst der kirchliche Besitz, der sicher verloren gewesen wäre, wenn die weltliche Macht seine Räuber nicht geschlagen hätte. Jetzt bekam die Vogtei einen ganz neuen Wert und ganz anderes Ansehen und schwerlich konnte sich ein Abt der fürstlichen Oberherrschaft erwehren.

Hatten vordem ziemlich viele größere und auch kleine Landstädte dank verschiedener Privilegien, die sie seit alters her besaßen, eine angesehenere Stellung eingenommen, die auch von den Landesherren geachtet wurde,

jetzt war es um ihre Freiheiten geschehen. Wie viele mußten ihre Tore aus den Angeln heben und die Mauern niederreißen und büßten so das äußere Kennzeichen der Stadtgerechtigkeit ein. Die Auslieferung der Waffen bedeutete aber für die Bürger den größten Verlust an Ehre und viele Bürger weinten über die Schande, die ihnen durch die Entmannung der Stadt angetan worden war. So viel Waffen und Harnische häuften sich vor dem Rathaus zu Kitzingen auf, daß man staunte über die treffliche Wehr, welche die Stadt besessen hatte. Das war nun alles dahin, das stolze Bürgertum gedemütigt und die, welche die Herrschaft des Rates nicht ertragen hatten, mußten nun den Willen des Landesherren umso strenger fühlen. Ein jahrelanger Tribut leerte die schlaffen Säcke vollends aus.

Kitzingen ist ein Beispiel für viele. Schon vor dem Kriege beklagte man einen allgemeinen Niedergang der Stadt, die einst einer der wichtigsten Orte des Maintales gewesen sei. Die verschiedenen Kriege und Fehden der Markgrafen, ihrer Pfandherren, hatten sie schwer in Mitleidenschaft gezogen und Krankheiten ihre Bewohner heimgesucht. Wie mag es erst nach dem Bauernkrieg geworden sein, der ihr so viele Männer nahm und schwere Brandschatzung auferlegte!

Es war mit den beteiligten Reichsstädten nicht viel anders. Immer war ihr Reichthum ein Gegenstand des Neides, ihre Macht eine Ursache der Eifersucht des Adels, der noch viel mehr Schätze hinter den Mauern vermutete als tatsächlich vorhanden waren. Jetzt spottete der Adel der Städte und plünderte sie straflos aus, indem er vorgab, gerechte Vergeltung zu üben. Angstlich hatte z. B. Rothenburg o. Tauber gerade gegen die Machtgelüste seiner Schirmherren, der Markgrafen von Brandenburg, die seine nächsten Nachbarn waren, Wehr und Waffen bereit gehalten. In manch blutigem Kampfe hatten die Bürger, eingedenk ihrer großen Überlieferungen, ihre Fahne zum Siege geführt. Ihre festen Mauern trotzten so standhaft wie ihr kriegerischer Sinn. Bis zum Schluß wehrten sie jede Einmischung des Markgrafen in ihre städtischen Angelegenheiten ab, auch wenn dem Rate eine Hilfe notgetan hätte. Jetzt kam Herr Kasimir als Richter und Rächer und griff mit grimmiger Hand in die Kassen der Stadt. Und auch kleinen Herren, die vor Jahren nicht gewagt hätten, den Bürgern den Fehdebrief ans Tor zu heften, quälten jetzt die Stadt, die, unfähig sich selbst zu helfen, sich an das Gericht wandte. Wolf von Veldberg und Adam von Thüngen glaubten ein Recht auf Schadenersatz zu haben, brandschatzten die Bauern, zündeten etliche Dörfer der Landwehr an und richteten ihr Geschütz gegen die Mauern der Stadt, die sich nicht anders zu helfen wußte, als beim Reichskammergericht Klage zu führen. Erst durch einen Schiedsspruch Erzherzog Fer-

dinands wurde der Streitfall aus der Welt geschafft, der so recht die Ohnmacht der durch den Bauernkrieg betroffenen Städte beleuchtet.

Und was hatte der Bürger erreicht? Die Unterdrückten mußten mit dem ihnen wieder abgenommenen Ratsmantel, den sie sich so selbstherrlich um die Schultern geworfen hatten, alle Hoffnung auf Besserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage fahren lassen. Auf Abschaffung der mannigfachen Mißbräuche, unter denen der Erwerb zu leiden hatte, war nicht mehr zu denken. Nicht nur, daß das Handwerk an und für sich schweren Schaden genommen hatte, es verlor jetzt auch ein gutes Stück seines ihm durch Privilegien und Stadtrechte geschützten Absatzgebietes auf dem flachen Lande; denn niemand kümmerte sich mehr um den Nutzen des städtischen Betriebes, am allerwenigsten der Adel, dem sich durch Förderung des ländlichen Gewerbes und gewisser Marktrechte eine neue Einnahmequelle eröffnete.

Die Moral des städtischen Erwerbs wurde nicht besser. Niemand wagte mehr die Beschlüsse des Rates abfällig zu beurteilen; denn sobald in einem Wirtshaus die Unterhaltung allzu lebhaft zu werden begann, schritt der mißtrauische Rat sogleich strenge ein. Fürkauf, monopolisierter Handel der Gesellschaften brauchten von nun an nicht mehr einen Ausbruch des Volkshasses zu fürchten. Während die einen Batzen auf Batzen häuften und ihre Truben füllten, bemühten sich die Kleinen, sich vom Drucke der Armut zu befreien, unter welchem sie die Brandschätzungen und Feuerstattsteuer, Raub und Plünderung gebeugt hatten. Es macht sich von nun an ein großer Unterschied zwischen den Städten bemerkbar, die nicht am Kriege teilgenommen hatten und jenen, die in den tollen Wirbel mit hineingezogen worden waren. Während die einen, wie Nürnberg und Augsburg, sich auf Grundlage ihres Besitzes und geordneten Gemeinwesens entfalten konnten und den Kreis der Betätigung den Errungenschaften der Zeit entsprechend immer weiter zogen, blieben andere, die uns im Laufe der Darstellung begegnet sind, auffallend zurück, konnten sich aus dem Niedergang kaum mehr erheben und ihr Leben erstarrte.

Mit der Niederlage der Bauern erlitt auch das Luthertum einen schweren Schlag. Vor kurzem noch waren die Aussichten der neuen Lehre in Süddeutschland sehr gut gewesen. Hätte der Bauer unter dem Schlagwort der „Aufrichtung und Handhabung des Evangeliums“ gesiegt, dann wäre in den meisten Orten des Aufstandsgebietes zum letzten Male Messe gelesen worden, die Klöster wären verschwunden, unter die geistlichen Fürstentümer hätten sich weltliche Herren geteilt.

So konnte aber nun der Franziskanerbruder Eisenhardt aus dem Barfüßerkloster zu Rothenburg, der eine Chronik des Bauernkriegs geschrieben hat, den Geschlagenen vorhalten:

„Das ist das Evangelium,  
 das ihr von Luther gelehret han,  
 der euch bracht hat in diese Not,  
 jetzt euer darzu lacht und spot,  
 den Kopf tut ziehen aus der Schlingen,  
 so er den hernach horet klingen.  
 Und will das uf den Teufel legen,  
 das er doch selbst hat ton erregen (erregt hat).“

Und weiter:

„Man hat euch aber das Maul geschmiert,  
 mit falscher Lehr gar grob verführt,  
 wie ihr allein aus dem vermerkt,  
 daß Luther jetzt die Herrschaft stärkt.  
 Wider euch arme Untertan  
 heißt stechen, würgen, der da kann  
 und spricht, ihr seid in Kaisers Ucht,  
 die er doch vorhin selbst veracht  
 und will euch nun aufs ärgst ausmessen  
 euer Eid, das er doch selbst vergessen.“

Zum Schluß ermahnt er die Fürsten, nicht die Bauern, sondern die Verführer zu strafen und predigt den Bauern, das Elend als Sühne für ihre Taten zu tragen.

Überall auf dem Lande und in den meisten Städten begann man wieder das Ave zu läuten und Messe zu lesen. Die meisten schlechten Geistlichen, die mit den Bauern, vielfach an ihrer Spitze, in den Kampf gezogen waren, hatte Henkerstod ereilt, oder sie waren ins Ausland geflüchtet und starben in der Fremde. In den Gebieten der vorderösterreichischen Herrschaft, wo die Reformation auch in ihren idealen Richtungen Eingang gefunden und sich feste Bollwerke geschaffen hatte, wurden jetzt die Weisungen Erzherzog Ferdinands zur Wiedereinführung der alten Glaubensübung ohne Widerstand befolgt. Selbst Waldshut, ohne Zweifel ein schuldbeladener Ort, da seine Bürger den Bauern die Hand geboten hatten, als sie störrisch zu werden begannen, ließ seinen Trotz fahren. Balthasar Hubmeier verließ mit 50 Anhängern endgültig die Stadt, welche sofort wieder katholisch wurde. Wo die Obrigkeit darauf drang, lehrte jeder Untertan in den Schoß der Kirche zurück. Gründe, welche die Bauern überzeugen mußten, standen den Herrschaften genug zu Gebote und mehr als je mochte sich mit dem neuen Evangelium der Begriff Revolution vereinigen.

So kann man denn den gewaltsamen Versuch zur Lösung der unzähligen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Probleme, wie sie die neue Zeit

aufstellte, mit den zeitgenössischen Chronisten, die noch am eigenen Leibe die Wirkungen verspürten, nur beklagen. Wer wollte bezweifeln, daß es viel zu ändern gab, wer wollte an der Berechtigung des „armen Mannes“, seine Lage zu verbessern, deuteln? Aber die Zeit war nicht reif gewesen, sie war in ihren Zielen außerordentlich vielgestaltig, und mußte erst wieder auf festen Füßen Stand fassen, ehe sie zur Lösung solcher bedeutender Fragen Stellung nehmen konnte.



Aufständischer Bauer.

Rückblickend können wir wenigstens einigermaßen beurteilen, welche Berechtigung die Forderungen der Bauern hatten, ob die Bewegung auf lebensnotwendigen und lebenskräftigen Grundsätzen beruhte. Und wir müssen sagen, in vielem hat die spätere Zeit den Bauern Recht gegeben. Was sie in Bezug auf ihre soziale Stellung und ihres Rechtes auf ererbten und lang bebauten Grund und Boden erstrebten, haben die Nachkommen der damals Geschlagenen schließlich doch erreicht, wenn auch hundert Jahre später.

In anderen Dingen hat die Zeit den Bauern Unrecht gegeben und bewiesen, daß jene eine Freiheit anstrebten, die unsozial war und nicht nur

die Interessen anderer Bevölkerungsklassen, sondern auch die Gesamtheit geschädigt hätte.

Es waren damals zu viel Kräfte im Aufstreben, als daß Reibungen hätten vermieden werden können und schließlich galt in jener Zeit mehr noch als heute der Satz, den Philipp Melanchthon aufstellte: Wo die Macht ist, ist das Recht.

Melanchthon hat wohl insofern recht, als der Sieg des Augenblicks oft genug der aktuellen Macht zufällt, die noch von allen Kräften zehrt, dem das dreiste junge Leben noch nicht gewachsen ist. Doch die junge Idee, das, was im Innersten der Seele liegt und seine Berechtigung aus ewigen Seinsgesetzen herleitet, läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken.

Das vergossene Blut hat des Bauern Hoffnung auf den Besitz der Erde zeitweilig gedämpft, doch nicht erstickt, die Jungen, die auf den Trümmern zerstörten Daseins neu aufbauten, gingen mit denselben Hoffnungen ans fehlgeschlagene Werk. Es war kein Jahrhundert vergangen, so sah Osterreich, die Schweiz und hie und da auch Süddeutschland den Bauern neuerlich in Waffen. Mit Zähigkeit arbeitet er sich empor und schlug Bresche um Bresche in das Bollwerk der Tradition.

Das größte Unglück des Aufstandes von 1525 aber war von diesen Gesichtspunkten aus die Vermischung zweier Bewegungen, die an und für sich nichts miteinander zu tun hatten, wodurch eine Verwicklung des Problems und eine Unklarheit der tiefsten Beweggründe entstand, die Gegenkräfte auslösten, deren organisierter Übermacht die rohe Gewalt nicht gewachsen war.



Anhang.\*)

**Verbrantte vnnnd  
abgebrochne Schlosser  
vnnnd Clöster /So durch die Bawer-  
schafft yhn Würtzburger vnd Bam-  
berger Stifften beschehen  
Im M.D.XXV.Jar.**



\*) Am Ende des Bauernkrieges erschien eine ganze Anzahl von Drucken mit Verzeichnissen der von den Bauern im Schwarzwald, in der Tauber- und Jagstgegend, im Markgräflisch Brandenburgischen und in den Bisthümern von Bamberg und Würzburg abgebrochenen und verbrannten Klöster und Schlösser.

Die meisten Drucke beschränken sich auf die Wiedergabe der im Bambergischen und Würzburgischen zerstörten Klöster und Schlösser.

Solche Drucke finden sich z. B. verzeichnet in Panzers Annalen der älteren deutschen Literatur (Würzburg 1808) Nr. 2780, 2781 und in der Fortsetzung desselben von Weller (Tübingen 1864) Nr. 3636 und 3648.

Der Druck mit der Nachbildung des Titelblattes auf Seite 184 findet sich weder bei Panzer, noch bei Weller.

Der folgende Nachdruck ist Weller Nr. 3636. Er befindet sich im Besitz von Lebrer a. D. Jakob Beybl in Würzburg.

Der Anhang wurde dem Original-Manuskript in Schrift und Satzbild möglichst ähnlich gehalten.

## Verprentte vnd abgebroch=

ne Schlösser vnd Clöster durch die Bawer=  
schafft ym Würzburger vnd Bam=  
berger Stifften beschehen/  
Im M.D.XXV. Jar.

### Zum ersten ym Stifft

#### Würzburg:

Sendelpach	Würzburgisch.
Altensteyn	Der Altensteiner.
Lichtensteyn	Der von Liechtenstein.
Neuenburg	Würzburgisch.
Schwanberg	Der von Wendheim.
Reussenberg.	Der von Thungen.
Thungen.	
Werneck	Würzburgisch.
Trimpurg	Würzburgisch.
Eschenfelt	Der von Grumbach.
Kotensfels	Würzburgisch.
Hochenberg	Würzburgisch.
Leychtenberg	Der Valffskeler.
Guttenberg	Würzburgisch.
Reigelperg	Würzburgisch.
Praunec	Der khamer.
Röttelse	Marren von Berlingen.
Gröschstockem	Sigmund von Hesperg.
Landa	Würzburgisch.
Gereltzhoffen.	Würzburgisch.
Thundorff	Der Schenberger.
Weghausen	Der Truchsessen.
Alchoth	Würzburgisch

Kotenstein	Der Zölner.
Eggeldorff	Valentin Schott.
Schanpergs reuth	Der Schonberger.
Pimpach	Der Fuchs.
Forst	
Saßloch	Anthoni von Vestenberg
Breitenlo	
Messelhausen	Der von Thungen.
Pischain	Der Pischamer.
Gibich	Der Zölner.
Michelfeldt	Der Bamberger
Zohenkutten	Der Senßhamer.
Buttert	Arnstein. Wilpert.
Ufchbach	Jermoltzhausen
Zedmanßdorff	Hansen von Gich.
Bernrot	Der Lauffenholzer.
Koppenwind	Der Senßhamer.
Kempelsdorff	Der Kotenhener
Zabelstein	Wurgburgisch.
Kimpach	Der Zölner.
Kirchenschonpach	Der Wichsensteiner
Stulpach	Der Alieber.
Zeuchelham	Gruß Der Krelfamer.
Pleyfelt	Der von Grumpach.
Kotenperg	Kampach Schweben.
Altenschonbach.	Seroltzhofen Potenlaußen
Thumdorff	Philips stumpffen.

## Im Stifft Bamberg.

Gich	Bambergisch
Grub	Gabriel von Streitbirg.
Penludorff	Wilhelm von Wissenbau.
Neu hauß	Eucharius von Auffses.
Senfftenperg	Bambergisch.

A ü

Zwey gungendorff	Der Ochsen.
Wisenthan	Wilhelms von Wisenthan
Zwey Weilerspach	Der Pfersfelder.
Rufenbach	Jörgen von Rufenpach.
Sackenpach	Carol schützen
Pretfeld	Andres Stiebers
Hallerßdorff	Kochius vonn Sedendorff.
Greiffenstein	Der von streytperg
Frielsprun	Philipsen Lochners
Sachsendorff	Der Cristanier
Freyenfels	Der von Auffses
Wattendorff	Der Künighsfelder
Plankenfels	Jörgen von Plankenfels.
Moschendorff	Der grossen
Tugerßfeld	Der grossen
Emßfeld	Der Rosenberger
Kulmes	Hansen Rabensteiners
Lemfels	Bambergisch
Wolffsperg	Bambergisch
Geilreut	Wanpach Egloffsteiner
Klenßdorff	Der von Sulpach
Kunreut	Der von Egloffstein
Hundts haupt	Wisenthaners
Regensperg	Des Stiebers
Bomberßfelden	Der Truchßessen
Grembsdorff	Apt zu Münchperg
Schelmperg	Bambergis
Nisch	Der Stieber
Putenhem	Reitzendorff Der grossen
Kleynach	Eucharius von Auffses
Trockaw	Der grossen
Wisensfels	Der von Gich
Wustenstein	
Auffses	Der von Auffses.

Laitterpach	Mertin von Schamperg
Bernfels	Der Egeoff steiner
Egloffstein	Der Egloff steiner
Kotenbach	Der Truchfessen
Goswemsten	Bamberg.
Schmachtenperg	Bambergisch
Eberßperg	Bambergisch
Kucharen	Wolffen Rabensteiner
Adlitz	Zansen von Kabenstein
Cristanus	
Nichich	Der grossen
Neydstein	Wilhelm von Auff ses
Waur	Wolffen von Auff ses
Kostal	Des Stiebers
Cisperg	Der Schomperger
Mulhausen	Der Egloff steiner
Gittelßdorff	Der Rosenauer
Eldern	Sörtfchen
Durnaw	Sörtfchen
Prun	Der von Gich
Strossendorff	Wolff von Samperg
Zohendorff	Apt von Landtham
Melmerßdorff	Bambergisch
Kebitz	Der Kebitzer
Smoltz	Kebitzer
Neydeck	Bambergisch
Nisten	Bambergisch
Kuz	3 setz Redwitzer
Weissenprun	Kebitzer
Deissenach	Kebitzer
Kunstat	Kebitzer
Meyneck	Bambergisch
Stifenperg	Bambergisch

u v

## Marggrefisch.

Pucha	Der von Gich.	
Castel	Der Grauen.	
Castel	Des anderMarggraffs	
Rudenhausen	Der von Guetstatt.	
Schillingfürst	Graf von Holoch.	
Steffans berg	Marggräffisch	
Newses	Wichsensteiner	
Wisenprim	Wisenheid	Erlich. Der Senz-
Vlstett	Der Seckendörffer.	(hamer.
Zingenhein	Zansen von Seckendorff.	
Mengerßdorff		
Snoltzenpach	Der Jedwitzer.	
Zorneck	Schonberg	Teutschen herrn.
Langensfeld	Der Seckendörffer.	
Stubach	Der Krelßhamer	
Diespeck	Der Tewrlinger.	
Sachsen	Luchauer	
Puchlingen	Der Kunhofen.	
Kunhofstett	Der Abenberger.	
Stempach	Der Stieber.	
Melschendorff	Auffenholzer.	
Grasenhem	Der Seckendörffer	
Reichmansdorff	Der Truchfessen.	
Lempach	Der Hesperger.	
Bartensteyn	Hobenlochisch	
Speckfeld	Der Schenden.	
Mempurg	Grauen von Henneperg.	

## Allerley Closter eyn-

genommen.

Münchsperg	Zu Bamberg.
Schwartzach	Vogelspurg

Pirklingen  
Sulzbem  
Theres  
Gangolffsparg  
Frawen roth  
Seilingstat  
Pirkenfeld  
Gerolghem.  
Nlmenpach.  
Landheim.

Seydenfeld  
Pilhausen.  
Marckburgkhausen  
Münch aurach.  
Wester windl.  
Dol.  
Ebrach.  
Schefferßhaim.  
Pantz.  
Viergehen nothelffer.

## Literatur- und Quellenangabe.

- Anshelm, Valerius, Berner Chronik, Bd. 6. Bern 1833.
- Archiv für Reformationsgeschichte, herausgegeben von W. Friedensberger, Berlin-Leipzig 1903.
- Barge, Herm., Andreas Bodenstein von Karlstadt, Bd. 2. Leipzig 1905.
- Baumann, S. L., Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges aus Oberschwaben. Freiburg i. B. 1877.
- Baumann, S. L., Geschichte des Allgäus, Bd. 1 und 2. Kempten 1890.
- Baumann, S. L., Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525. Kempten 1896.
- Baumann, S. L., Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel. Kempten 1871.
- Baumann, S. L., Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben. Bibl. d. lit. Ver. zu Stuttgart. Tübingen 1876.
- Baumann, S. L., Die Eidgenossen und der deutsche Bauernkrieg (Sitzungsbericht der kgl. bayer. Akademie. München 1896, 1899).
- Below, G. v., Die Ursachen der Rezeption des Römischen Rechts in Deutschland. Die Ursachen der Reformation (Handb. der mittelalterlichen und neueren Gesch., herausgegeben von Below und Meinecke).
- Bensen, Heinr. Wilh., Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken. Erlangen 1840.
- Beyer, Lina, Studien zur Geschichte des Bauernkrieges (Forschungen zur deutschen Geschichte 31, 1881).
- Bezold, S. v., Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890.
- Bezold, S. v., Der rheinische Bauernaufstand vom Jahre 1431. Zt. f. d. Gesch. d. Oberrh. 27. 1875.
- Bezold, S. v., Die „Armen Leute“ und die deutsche Literatur des spät. Mittelalters. Hist. Zt. 41. 1878/79.
- Bezold, S. v., Zur Geschichte des Hussitentums (Kulturhist. Studien, München, 1874).
- Böhm, Ludwig, Kitzingen und der Bauernkrieg. Nach den Originalakten des Kitzinger Stadtarchivs (Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, 56. 1893).
- Bossert, G., Seb. Lotzer und seine Schriften. Memmingen 1905/06.
- Brandenburg, E., Luthers Anschauungen von Staat und Gesellschaft (Schriften d. Ver. f. Reform.-Gesch. 70. 1901).
- Chroniken der deutschen Städte.
- Chroust, Anton, Chroniken der Stadt Bamberg, I/II Chroniken zur Geschichte des Bauernkrieges und der Markgrafenfehde in Bamberg. (Veröff. d. Ges. f. fränk. Gesch. Leipzig 1910.)

- Cornelius, E. A., Studien zur Geschichte des Bauernkrieges (Abh. d. kgl. bayer. Akademie Bd. 9. 1862).
- Cronthal, Mart., Stadtschreiber zu Würzburg., Die Stadt Würzburg im Bauernkrieg nebst einem Anhang: Geschichte des Ritzinger Bauernkrieges, von Hieronymus Hammer, Bürger zu Ritzingen, herausgegeben von Mich. Wieland, Würzburg 1887.
- Czerney, A., Der erste Bauernaufstand in Oberösterreich 1525. Linz 1882.
- Doren, Alfred, Zur reformatio Sigismundi, Hist. Vjschr. 21.
- Druffel, A. v., Die bayer. Politik im Beginne der Reformationszeit. München 1885 (Gött. Gelehrten Anz. 1884).
- Egger, Geschichte Tirols.
- Eilentrop, P., Verfassung, Recht und Wirtschaft in Rothenburg o. T. zur Zeit des Bauernkrieges. 1909.
- Eitner, Th., Erfurt und die Bauernaufstände im 16. Jahrhundert. Halle 1905. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Altertumsf. v. Erfurt, 24., 1905.
- Elben, Vorderösterreich und seine Schutzgebiete im Jahre 1524. Straßburg 1889.
- Engelhaaf, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. I.
- Feller, R., Die fränkische Ritterschaft 1495—1524 (Hist. Studien, hrsg. von Ebering, S. 50. 1905).
- Fries, Godfr., Der Aufstand der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 17. Jahrhunderts. Wien 1897.
- Fries Lorenz, Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken ed. Schäffler und Henner.
- Geyer, Ambr., Handlung des Bunts wider die affreübrigen Bauern, Rotenburg 1622, hrsg. von Baumann, Bibl. d. lit. Ver. 129.
- Gnodalius, Petrus, Rusticum tumultum in Germania e. t. c. historia bei Scharidius redivivus vol. 2. 1675.
- Gothein, E., Politische und religiöse Volksbewegung vor der Reformation. Breslau 1878.
- Gothein, E., Die Lage des Bauernstandes am Ende des Mittelalters, vornehmlich in Südwestdeutschland (Westd. Zt. f. Gesch. u. Kunst 4. 1885).
- Goette, R., Die süddeutschen Bauern im späteren Mittelalter (Zt. f. Kult.-Gesch. 7).
- Goetze, A., Die zwölf Artikel, Hist. Vjschr. 4. 1901.
- Goetze, A., Sebast. Lotzers Schriften, ebenda, 4.
- Güdel, Mart., Beiträge zur Geschichte der Stadt Forchheim im 16. Jahrhundert. Programm des Neuen Gymnasiums in Bamberg 1898.
- Haarer's Peter, Beschreibung des Bauernkrieges 1525, nebst einem Anhang: Zeitgenössisches über die Schlacht bei Frankenhäusen (Materialien zur neuen Gesch. hrsg. v. G. Droyfen, Halle 1881).

- Hagelstange, A., Soziale Lage des süddeutschen Bauernstandes im Mittelalter. Dissertation. Göttingen 1896.
- Hagelstange, A., Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig 1898.
- Hartfelder, A., Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Stuttgart 1884.
- Hauthaler, Willib. P., Kardinal Matthias Lang und die religiös-soziale Bewegung seiner Zeit (1517—40). Mitt. d. Ges. f. Salzbg. Landesl. 35, 1895 ff.
- Heerwagen, S., Die Lage der Bauern zur Zeit des Bauernkrieges in den Taubergegenden. Diss. Heidelberg 1899.
- Hirn, J., Die Tiroler Landtage zur Zeit der großen Bauernbewegung, Wien 1894. Jahrbuch der Leo-Ges. 1894.
- Hoffmann, Her. Stadtschreibers, Bauernkrieg um Schwäbisch-Hall, bearb. v. Chr. Kolb, Württembg. Gesch.-Quellen 1. 1894.
- Höfler, Zur Entstehungsgesch. des Bauernkrieges. Diss. Leipzig 1895.
- Hutter, Frz., Gesch. Schladmings und des steir.-salzburgischen Ennstales. Graz 1906.
- Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des M.-A. 17. 18. Aufl. v. L. v. Pastor, Freiburg i. B. 1897, 1899.
- Jordan, A., Zwei Verteidigungsschriften der Stadt Mühlhausen.
- Jörg, J. E., Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—26. Freiburg i. B. 1851.
- Kaser, Kurt, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgerstum zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Speyrer Aufstand im Jahre 1512. Stuttgart 1899.
- Kaser, Kurt, Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges (W. G. Bl. IV.) Ursachen des Bauernkrieges (VSoz. W. G. IX.)
- Kern, Die Beteiligung des Grafen Georg II. von Wertheim am Bauernkrieg. Zt. f. G. d. Oberrh. N. F. 16, 1900.
- Kiener, Fritz, Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges am Oberrhein (Zt. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. 19. 1904.
- Kirchmeir, Georg, Denkwürdigkeiten seiner Zeit, 1519—53, hrsg. v. Th. v. Karajan, fontes rerum Austr. 1, Abt. Scr. 1, Wien 1855.
- Köchl, A., Die Bauernkriege im Erzstift Salzburg in den Jahren 1525 bis 1526. Mitt. d. Ges. f. Salzbg. Landesl. 47. 1907.
- Kötzsche, Rud., Grundzüge d. deutsch. Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Leipzig-Berlin 1923.
- Lamprecht, A., Ländliches Dasein im 14. und 15. Jahrhundert vornehmlich nach rheinischen Quellen. Westd. Zt. 8.
- Lamprecht, A., Die Schicksale des Bauernstandes während des Mittelalters und seine Lage gegen Schluß des 15. Jahrhunderts (Skizzen 3. Rhein. G. Leipz. 1887).
- Lamprecht, A., Deutsche Geschichte, Bd. V.
- Lenz, M., Florian Geyer, Pr. Jahrbücher 84, 1896.

- Lenz, M., Lamprechts Deutsche Geschichte, 5. Bd. (Hist. J. 77).
- Liliencron, v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 15. bis 16. Jahrhundert. Bd. III. Leipzig 1867.
- Leist Friedr., Quellenbeitr. zur Geschichte des Bauernaufbruchs in Salzburg 1525/26. Mitt. d. Ges. für Salz. Landesk. 27.
- Leist, Friedr., Zur Geschichte des Bauernkrieges, ebenda 16.
- Loserth, Die Stadt Waldshut und die vorderösterreichische Regierung 1523/24.
- Marr O., Zur Geschichte der sozialistischen Bewegung in den Stiften Mainz, Würzburg, Bamberg (Arch. d. hist. Ver. f. Unterfr. 49).
- Marr, O., Thomas Münzer und Heinrich Pfeiffer, Göttingen 1889.
- Mau, Wilh., Balthasar Hubmeier (Abh. zur mittleren und neueren Gesch., herausgeg. v. Below, Finte, Meinecke, S. 40).
- Mayer, M., Der innerösterreichische Bauernkrieg des Jahres 1515 (Arch. f. öst. Gesch. 65. 1876).
- Mayer, M., Materialien und kritische Bemerkungen zur Geschichte der ersten Bauernunruhen in Steiermark und den angrenzenden Ländern (Beitr. zur Kunde steierm. Gesch.-Quellen 115).
- Oberleitner, Karl, Regesten zur Geschichte des Bauernkrieges in Steiermark und Salzburg 1525/26 (Arch. für Kunde österr. Gesch.-Quellen 9).
- Oechsle, F. S., Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden (Beitr. 3. Gesch. Deutschlands. Heidelberg 1830).
- Prößl, J., Die Beschwerden der bischöflich bambergischen Untertanen im Bauernkrieg. Münchener Dissertation 1901.
- Rabenlechner, M. M., Der Bauernkrieg in Steiermark, Freiburg in Breisgau 1901 (in Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Gesch. d. d. V., hrsg. v. L. v. Pastor. 2, 5).
- Sander S., Vorarlberg zur Zeit des deutschen Bauernkrieges (Mitt. d. J. f. ö. G. Erg.-Band 4. 1893).
- Schiff, Otto, Forschungen zur Vorgeschichte des Bauernkrieges (Histor. Vjt. 19).
- Schiff, Otto, Thomas Münzer und die Bauernbewegung am Oberrhein (Hist. Jtsch. 110. 1913).
- Schiff, Otto, Die deutschen Bauernaufstände von 1525 und 1789 (ebda. 130. 1924).
- Schorndorn, Die Stellung des Markgrafen Kasimir von Brandenburg (=Kulmbach) zur reformatorischen Bewegung (1524/27). Erlanger Diss. 1901.
- Schreiber, S., Der deutsche Bauernkrieg. Freiburg 1863—66. Fortsetzung des „Urkundenbuch der Stadt Freiburg“.
- Schweitzer, Paul, Götz von Berlichingen (Mitt. d. Kl. f. ö. G. 3rg. Bd. 5).
- Seidemann, Thomas Münzer, Dresden 1842.

- Sippel, S., Die Stadt Würzburg im Bauernkrieg. Würzburger Diss. 1904.
- Stände, Die deutschen, in Einzeldarstell. (Monogr. 3. d. Kulturgesch.) hrsg. v. G. Steinhausen.
- Steinhausen, Joh., Chronik des hohen Erzstiftes Salzburg, tom III. Manuskript im Wiener Staatsarchiv.
- Stern, A., Über die zwölf Artikel der Bauern. Leipzig 1868.
- Stern, A., Die Streitfrage über den Ursprung des Artikelbriefes und der zwölf Artikel der Bauern (Forsch. 3. deutschen Gesch. 12. 1872).
- Stolze, Wilh., Der deutsche Bauernkrieg. Untersuchungen über seine Entstehung und seinen Verlauf. Halle 1907.
- Stolze, Wilh., Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges. Studien zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte vornehmlich Südwestdeutschlands im ausgehenden Mittelalter (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hrsg. von G. Schmoller, 18. 1900).
- Stulz, Jodok, Bericht Dietrichsteins von der Schlacht bei Schladming (Arch. für Kunde Österr. Gesch.-Quellen 17).
- Thiel, S., Die Lage der Südd. Bauern nach der Mitte des 15. Jhdt. (Progr. Klosterneuburg 1906, Leipzig).
- Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges (Schriften der Ver. f. Ref.-Gesch. 20. 1887).
- Vogt, W., Die Korresp. des schwäb. Bundeshauptmanns Ulrich Arzt von Augsburg (in Jt. des hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg 6 1879, 7. 1880, 9. 1882).
- Voigtländers Quellenbücher 71. 81. Der deutsche Bauernkrieg in zeitgenössischen Quellenzeugnissen.
- Waldau, G. E., Beytrag zur Geschichte des Bauernkrieges in Franken, besonders im Bistum Bamberg. Nürnberg 1790.
- Werner, H., Der niedere Klerus am Ausgang des Mittelalters. Deutsche Geschichtsblätter 8. 1907.
- Wolff, Richard, Der deutsche Bauernkrieg von 1525, seine Ursachen und Veranlassungen. Deutsche Geschichtsblätter 11. 1910.
- Wopfner, Herm., Quellen zur Gesch. des Bauernkrieges in Deutschtirol, 1. Teil, die Beschwerdeartikel der Bauern 1519/25 (Acta Tirolensia, Bd. 3).
- Wopfner, Herm., Die Lage Tirols zu Ausgang des Mittelalters und die Ursachen des Bauernkrieges. Berlin-Leipzig 1908.
- Zimmermann, W., Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. 2 Bde., Stuttgart 1847.
- Zöllner, Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges (Progr. d. Vitztumschen Gymn. Dresden 1872).
- Zweifel, Thomas, Beschreibung der Bauern Aufruhr anno 1525, ed. Baumann, Bibl. d. lit. Ver. 3. Stuttg. 189. Bd.



